

Therese Huber, 1764 bis 1829

Ludwig Geiger

[illegible]

[illegible]





Therese Huber

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ludwig Geiger

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Therese Huber

1764 bis 1829

Leben und Briefe einer deutschen Frau

Von

Ludwig Geiger

Nebst einem Bildnis von Therese Huber

Stuttgart 1901
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Den Geschwistern

Marie und Richard

in brüderlicher Liebe

gewidmet

Vorwort.

Der Gedanke zu dem vorliegenden Buche kam mir im Jahre 1896. Damals lernte ich durch Briefe, die der Besitzer des O. A. Schulzschen Autographengeschäfts in Leipzig mir zur Verfügung stellte, Therese Huber von einer Seite kennen, von der ich sie nicht gekannt hatte. Aus diesen Briefen, den Dokumenten und Briefen, welche die k. ö. Bibliothek in Dresden in ihrer reichen Böttiger-Sammlung verwahrt, schöpfte ich das Material zu dem größeren Aufsatz: Aus Therese Hubers Herzensleben (Westermanns Monatshefte 1896, sehr erweitert, mit vielen anderen Beigaben vermehrt, abgedruckt in „Dichter und Frauen", neue Sammlung, Berlin 1899). Durch meinen Freund Alfred Stern in Zürich, der zu meinen Gunsten auf eine von ihm geplante Veröffentlichung verzichtete, wurde ich auf eine große Zahl von Briefen Theresens und ihres Gatten an Paulus Usteri aufmerksam, deren Benutzung der Besitzer Oberstdivisionär Meister freundlichst gestattete. Diesen Dresdener und Züricher Briefmassen (mehrere hundert Stück) konnte ich in Stuttgart zwei große Korrespondenzen anreihen: die Briefe an Mariette Hartmann (k. ö. Bibliothek) und an Cotta (Cottasche Buchhandlung). Die k. Bibliothek in Berlin bot viele einzelne Briefe Theresens; das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar manches Urkund-

liche und Briefliche. Andere Bibliotheken, an die ich mich wandte, enthielten nicht viel: einzelnes bot die Göttinger, darunter besonders die Briefe F. L. W. Meyers an Therese (1785), je einen Brief die Münchener und die Wiener Hofbibliothek.

Dieses aus öffentlichen und privaten Bibliotheken und Archiven herstammende Material hätte zu einer Monographie und Briefsammlung ausgereicht; doch begnügte ich mich nicht damit. Ich spürte dem Nachlasse der Therese nach und konnte ihn durch die selbstlose Vermittelung meines verehrten Kollegen A. Leitzmann in Jena finden; nach kurzer Unterhandlung mit dem Besitzer, Herrn Assessor Ferd. Elvers, erwarb ich ihn. Der Nachlaß war ungemein reich. Er enthielt nicht nur außerordentlich viele Briefe, die Therese erhalten, z. B. von Vater, Stiefmutter, Forster, sehr vielen Buchhändlern, Schriftstellern, Frauen, ferner Briefe Forsters und Hubers an Heyne, sondern auch sehr viele, die sie geschrieben hatte: an ihre Tochter Therese (1803 bis 1826), an ihren Sohn Aimé (1806—1829), an ihren Schwiegersohn Emil v. Herder (1808—1813), ferner an Freundinnen: Karoline Pichler, Lisette v. Struve, Henriette v. Reden, Frau Dr. Kerner, besonders auch die sehr wertvollen Briefe an Reinhold (1805—1819). Der Nachlaß war von dem Sohne V. A. Huber gesammelt und durch Erbschaft an den Vater meines Vorbesitzers gelangt. Trotz seines außerordentlichen Reichtums war der Nachlaß nicht vollständig. Ich wandte mich daher an Theresens noch lebende Enkel, und zwar an Frau Medizinalrätin Adele Kuby, geb. v. Herder, damals in Augsburg; durch Herrn Dr. O. v. Greyerz in Bern, der auch durch freundliche Zuschriften meine Arbeiten ermunterte, an Frau Ida Haller, geb. v. Greyerz, in Bern und Herrn Oberst a. D. Walo v. Greyerz in Lenzburg. Bei allen begegnete ich freundlicher Teilnahme. Doch konnte sich die erstere nicht entschließen,

die Briefe von und an Luise herzugeben, während die Nachkommen der zweiten Tochter (Greyerzsche Linie) mir einige Briefe und Bilder zukommen ließen, darunter eine zum Titelbild dieses Buches benutzte Miniatur, mich auch auf das in Göttingen befindliche Jugendbild Thereses aufmerksam machten. Die Unterhaltung dieses Verkehrs gewährte mir einen eigenartigen Genuß: Kenntnis und Besitz der wertvollsten Briefe Thereses machten mich heimisch in diesem Kreise tüchtiger und pietätvoller Nachkommen einer ausgezeichneten Frau.

Von den durch mich zusammengebrachten Materialien habe ich einzelnes in Zeitschriften veröffentlicht (Neue Freie Presse März 1898, Goethe-Jahrbuch Bd. 18, 19, Forschungen zur bayrischen Geschichte 1898/99, Zeitschrift für Bücherfreunde 1899). Das bei weitem meiste wird hier zum erstenmal benutzt. Alle auszugsweise oder vollständig hier abgedruckten Briefe sind durchaus handschriftlichem Material entnommen. Vor den meinerseits unternommenen Publikationen waren Briefe Thereses in größerer Anzahl vorher von K. Woltmann, Deutsche Briefe 1834, Gubitz' Erlebnisse II, S. 229—254, von Hettner, Briefwechsel zwischen Forster und Sömmerring, Braunschweig 1877, von Löwenberg, Allg. Zeitung 1884, von Elvers in V. A. Hubers Leben (Bremen 1872, 2 Bände) und von A. Leitzmann an verschiedenen Orten (vgl. die Anmerkungen) veröffentlicht worden.

Trotz dieser Veröffentlichungen darf das vorliegende Buch den Anspruch erheben, die erste ausführliche, aus unbekannten Quellen geschöpfte Darstellung einer hervorragenden, vielfach verkannten Frau zu sein. Es hätte nahe gelegen, dieses reiche Briefmaterial als Quellensammlung vorzulegen; doch schien es mir ratsamer, auf Grund und unter Mitteilung vieler Briefe ein Lebensbild zu entwerfen. Freilich mußte dabei sehr vieles, was der Veröffentlichung sehr wert gewesen wäre, ausgelassen

werden; von dem abgeschlossenen Manuskript habe ich auf Drängen der Verlagsbuchhandlung noch etwa ein Drittel gestrichen. In dieser Form wird, wie ich hoffe, das Buch einen großen, gutgesinnten Leserkreis finden.

Allen Bibliotheken und Sammlern, allen Fachgenossen und Freunden, die mich bei der Arbeit unterstützten, besonders Herrn Prof. Leitzmann, der auch eine Korrektur des Ganzen las, sei herzlicher Dank gesagt.

Berlin, 24. Oktober 1900.

Ludwig Geiger.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Kindheit.

1764—1776.

Am 7. Mai 1764 wurde Marie Therese Heyne in Göttingen geboren. Ihr Vater war der Philologe und Altertumsforscher Christian Gottlob Heyne, 1729—1812, ihre Mutter Therese, geb. Weiß, 1730—1775. Der Vater war als Gelehrter und Mensch gleich bedeutend. Er genoß als Lehrer, Schriftsteller und Beamter höchste Anerkennung und Verehrung und wurde von Schülern, Kollegen und Freunden bewundert und geliebt. Seinen Kindern, zahlreichen Söhnen und Töchtern, von denen keines den gelehrten Beruf des Vaters ergriff, galt er als unerreichtes Ideal der Güte und Größe, als verehrtes Vorbild unantastbarer Sittlichkeit. Die Mutter war gewiß eine hysterische Frau. Aus der Familie eines katholischen Musikers stammend, in subalterner Stellung am Dresdener Hofe, ward sie 1760 von dem jungen Gelehrten begehrt und war nach manchen Kämpfen, nach Annahme seines Glaubensbekenntnisses, die Seine geworden. Das junge Paar hatte schwere Zeiten durchzumachen, ehe es in behagliche Verhältnisse kam. Diese traten erst ein, nachdem der Privatgelehrte, der bisher nur in den Kreisen seiner Fachgenossen bekannt gewesen war, einen Ruf nach Göttingen erhalten und angenommen hatte.

Die Ehe der Gatten erschien vielen Zeitgenossen als eine vollkommen glückliche. Auch Heyne selbst hat in prosaischen und poetischen Aufzeichnungen sein Glück gern bekundet und die Trefflichkeit seiner Gattin gepriesen. Ein besonders rühm-

liches Zeugnis für sie bilden Briefe und Aeußerungen Herders; zwischen ihm, der Heyne in Göttingen besucht hatte und durch seine Vermittelung gern dorthin berufen werden wollte, und Therese herrschte ein schwärmerisches Verhältnis, durchaus frei von Sinnlichkeit, nur auf gegenseitige Achtung und Verehrung begründet. Alle diese Zeugnisse jedoch müssen den schweren Anklagen der Tochter weichen, die nicht nur nach dem Tode des Vaters in Briefen an vertraute Freunde ausgesprochen wurden, nicht also in einer Periode, da die Klägerin eine Widerlegung durch den einzigen Zeugen nicht mehr zu fürchten brauchte, sondern zu dessen Lebzeiten, nicht in Trauer und Verbitterung, sondern in einer Periode ganzen und frohen Glücksgefühls. Es ist der Anfang einer Selbstbiographie, die zur Veröffentlichung, mindestens zur Lektüre für die Kinder bestimmt war, und lautet folgendermaßen:

„Unsere Geschichte. Werde ich das wohl enden? Den 26. Oktober 1803. Von meinen ersten Kinderjahren weiß ich sehr wenig Ganzes, aber unglaublich frühe Erinnerungen habe ich, welche die Umstände mir nachher bewiesen haben, wahr zu sein. Ich habe Bilder vom dritten Jahr her und selbst früher; sie hängen mit dem Leben von Personen zusammen, die in meinem dritten Jahr starben. Meine erste lebhafte Erinnerung ist eine Krankheit meiner Mutter, die in dieses dritte Jahr fiel, wo ich mir noch deutlich eines Augenblicks bewußt bin, wo man ihr spanische Fliegen auf die Beine legte — wobei mir der Arzt oder Wundarzt, der gegenwärtig war, noch jetzt die Empfindung eines Scharfrichters oder Menschenfressers macht. Dann kam meiner Schwester Marianne (der jetzigen Reuß) Geburt, die genau vier Jahre jünger ist wie ich. Der Tag der Geburt und von da an tausend kleine Züge, und von da an die ganze Entwickelung meines Inneren, steht lebhaft und aneinandergereiht vor mir. Ich war meiner Mutter Liebling gar nicht, ich war häßlich, heftig und wahrscheinlich nie brillant. Bis in mein dreizehntes Jahr erinnere ich mich nicht, daß jemals wer gesagt hat, ich habe Verstand oder ich sei drollig. Ein Jahr nach Mariannens Geburt, auf den Tag, gebar meine Mutter ihr letztes Kind, ein Mädchen; dieses war ihr Liebling, bis es

im zweiten Jahr starb; dann war's Marianne, weil sie hübsch und die jüngste, mein Bruder, weil er ein Sohn war; ich fiel durch. Ich erinnere mich keiner einzigen Ergießung von Liebe zwischen meinen Eltern und mir, solange ich lebe; gegen meine Mutter hatte ich nie Zärtlichkeit, bald beleidigte sie meine Sinne, bald meinen Verstand, mein Gefühl. Sie soll Verstand und Kenntnisse gehabt haben, sie muß schöne Seiten des Charakters gehabt haben, denn einige Menschen aus allen Ständen lieben sie und loben sie noch fünfundzwanzig Jahr nach ihrem Tode. Ich konnte diese Seiten nicht schätzen, die entgegengesetzten trafen mich. Sie war gar keine Hausfrau, wir wurden in Schmutz und Unordnung erzogen, in so einem Grade, daß Ungeziefer uns plagte, und wir weder ganze Hemden noch Schuhe hatten. Sie hatte höchst unelegante Sitten, sie war unschamhaft mit ihrer Person. Ich erinnere mich noch, daß sie in die Hände spuckte, um mir die Haare hinauf zu streichen, wobei ich schauderte, und daß sie durch die Indelikatesse, womit sie unvermeidliche Unannehmlichkeiten unseres Geschlechts behandelte, mich empörte. Woher kam bei so früher Gewohnheit an diese Fehler mein mit meiner frühesten Erinnerung verbundener Abscheu dagegen? — meine schmutzige Kleidung, die Unordnung unseres Hauses kränkte mich von meinen ersten Jahren an unaussprechlich. Aber hierbei beschränkten sich nicht meine widrigen Empfindungen gegen meine Mutter. Sie war eine Schwärmerin, war an kein Hausgeschäft gewöhnt, liebte keine weibliche Arbeit, — der Vater war an den Arbeitstisch geschmiedet, um die Familie, die immer aus drei bis vier Kindern bestand, bei der fahrlässigsten Ungeschicktheit seiner Frau zu unterhalten, — kurz, sie hatte einen Liebhaber bis zu ihrem Tode, etwa im fünfundvierzigsten Jahr. In meinen ersten Kinderjahren soll Gotter diesen Platz gehabt haben, ich erinnere mich der Zeit seines Studierens, seines Komödienspielens als Tellheim, seines Gedichts: ‚Blauäugige Amöne', das er à propos einer Wachspuppe machte, die ich zusammengeknetet hatte von des Vaters Lichtstock (ich kann damals nur drei bis vier Jahre alt gewesen sein), bis auf das Lokal, wo der Tisch stand, bis heute, aber das Verhältnis ließ mir keine Spur. Von Gotters

Abreise bis zu dem Tode meiner jüngsten Schwester Amalie, die in meinem sechsten Jahre muß gestorben sein, erinnere ich mich nicht, daß ein Mann sie besonders viel gesehen hätte. In diesem sechsten Jahre konnte ich nun schon schreiben, und erinnere mich deutlich der Jahreszahl 1770, die ich über ein Tagebuch setzte, das ich von einer Reise nach Kassel hielt, bei der wir unsere Eltern alle drei begleiteten; sie ward vorgenommen, um meine Mutter nach dem Tod der letzten Tochter, die an den Blattern gestorben war, zu zerstreuen.

„Bei unserer Rückkehr brachte ein Bruder meiner Mutter, der einzige ihrer Verwandten, den ich je sah, ein schlechter, unangenehmer Mensch und sehr guter Lautenspieler von Profession, durch Musikliebhaberei einen armen Studenten aus einem koburgischen Dorfe, Namens Forkel, ins Haus. Der widrige Onkel ging, der H. F. blieb aber, und ward nach und nach entschiedener Liebhaber und blieb es bis zu ihrem Tod. Welchen bitteren Verdruß dieses niedere Verhältnis meinem wackern Vater und welche frühe Galle es mir gemacht, ist unglaublich. Diese Galle brütete mich groß. Sie machte meinen Bruder zum Vertrauten, — doch wohl nicht im schändlichsten Sinn — überhaupt halte ich sie davon frei; sie war schon schwindsüchtig, und starb so, auch zu alt; aber sie war müßig, hatte keinen Hang zur Gesellschaft, mochte nicht mit Weibern umgehen, und war Schwärmerin in jedem Gefühl, das ihr vorkam. — Aber er wußte um die Rendezvous, z. B. wenn ein weißes Band aus dem Fenster hing, war der Vater nicht zu Hause — die Sache ward öffentlich, es gab abscheuliche Auftritte, in welchen dem jungen Menschen das Haus verboten wurde, aber meines Vaters Weichheit und ihre Verzweiflung, oder was sonst? und des Menschen Unverschämtheit — er war häßlich, plump, unwissend in allem außer der Musik — brachte ihn wieder an seinen alten Fleck im Hause, und das sieben Jahre lang. Mein Vater muß unendlich gelitten haben, und am mehrsten durch die Demütigung, daß so ein Mensch ihn beschimpfe, und daß seiner Frauen Alter sie noch mehr lächerlich machen mußte. Unter solchen Umständen konnte ich diese Mutter weder lieben, noch ehren, und wenn man dazu rechnet, daß sie mich nicht mochte, mir zu Gunsten

meiner Schwester sehr viel Unrecht that, so versteh' ich selbst nicht, warum ich sie nicht haßte. Ich habe aber nie gehaßt, niemanden. Meinen Vater sah ich nun als Kind fast nie als bei Tisch; dennoch liebte ich ihn, er hat sich auch von Zeit zu Zeit mit uns zu beschäftigen gesucht. Ich erinnere mich, daß er ein paarmal mit uns Papier ausgeschnitzelt hat — ich hatte als kleines Kind Geschicklichkeit darin. Ich erinnere mich noch der Figuren, die der gute Vater schnitzelte, sie waren linkisch, und ich machte meine schlechter, damit er nicht sollte unzufrieden werden über seine Ungeschicklichkeit. Ich erinnere mich, daß ich mit Mühe meine Thränen dabei verbarg. Bei dem Mangel an Aufsicht, bei der Absonderung schicklicher Gesellschaft und der Sorglosigkeit, mit welcher man uns der schlechtesten, das heißt, wahren Straßenbuben überließ, mußten unsere Sitten in die größte Gefahr kommen. Die meines Bruders erlagen ihr, wie einzelne Winke mich sehr spät belehrt haben; die meinen wurden durch einen Zufall gerettet, der die Empfänglichkeit meines Gemüts schildert. Meine vier Jahre jüngere Schwester ward mit einem Kameraden meines Bruders — denn sonderbarerweise hatten wir nur Knaben zum Umgang — auf einem unanständigen Spiel ertappt, meine Mutter machte sie hart herunter und sagte, ich weiß nicht in welcher Verbindung: diesen Kummer habe ich ihr doch nie gemacht. Diese Worte ergriffen mich unglaublich, und ich habe nie mehr einen auch nur leisen Vorwurf der Art verdient. Diese ganze Epoche dauerte überhaupt nur einige Wochen, und es war von meiner Seite immer ein sonderbarer Abscheu bei den Unanständigkeiten, die ich sah, ohne daß ich von ihrer Unsittlichkeit einen deutlichen Begriff hatte, bis meine Mutter meine Schwester schmähte, und nun entstand eine Art Geringschätzung und Tadel gegen meine Mutter, daß sie uns so unverzeihlich vernachlässigte. Da über die Anwendung unserer Zeit gar keine Aufsicht war, bestand nun vom neunten Jahre an ungefähr meine Hauptbeschäftigung im Lesen der damals häufig werdenden Uebersetzungen englischer Romane. Wie es zugegangen ist, daß mich diese nicht romanesk, und der bis dahin gedauerte schlechte Umgang nicht unsittlich gemacht haben, das habe ich nie recht verstanden. Am letzten

mußte doch wohl körperliche Anlage schuld sein, und diese hatte wohl auch auf das erste Einfluß, weil romantisch sein wohl nie ohne mehr oder weniger erregte Sinnlichkeit abgeht. Meine Helden und Heldinnen waren aber alle so züchtig, wie man es den englischen Romanen jener Zeit zum Ruhme nachsagen muß. Die traurigsten waren mir allezeit die liebsten, ich suchte mir gern einen einsamen Winkel, wo ich von ganzer Seele über die ‚Landbibliothek', ‚Angenehme Unterhaltungen', und solcherlei rührende Geschichten weinte. Daneben lernte ich oft Verse auswendig, aber auch lauter schwermütige. Ich schrieb ebenso früh wie ich las, das heißt vom vierten Jahre an, aber daß ich entschieden Aufsätze gemacht, Briefe geschrieben hätte, weiß ich erst genau von meinem sechsten, das heißt im Jahr 70. Das erinnere ich mich immer als die Jahreszahl, die ich meinen Briefen an meine Großmutter nach Dresden, und manchem anderen Geschreib vorsetzte. Damals nannte mich meine Mutter einmal im Vergleich meines Bruders, der zu seinem Neujahrsbrief ein Konzept machte, einen Gurkenmaler, weil ich ohne Konzept au premier jet schrieb, also wahrscheinlich schlechter.

„Bis zu meiner Mutter Tod verfloß meine Kindheit also sehr trübe, und so, daß ich keinen einzigen frohen Eindruck behalten habe, kein besonders heiterer Tag, kein Fleckchen, das mir durch ein Lieblingsspiel heilig wäre, keinen Jugendbekannten, den ich geliebt hätte. Wir liefen in der Irre herum, erhielten von armen Studenten schlendrianmäßigen, schlechten Unterricht, mein Selbstgefühl ward durch den meinen Geschwistern gegebenen Vorzug erbittert, mein Stolz durch die Unordnung, den Schmutz, die Aermlichkeit unseres Hauses gedemütigt. — Ich war zwölfeinhalb Jahr, als sie starb. Leß und ein gewöhnlicher Beichtvater bereiteten sie zum Tode und waren ungemein von ihr erbaut. — Sie starb an der Schwindsucht, aber so unbeschreiblich beschränkt, unfein waren unsere häuslichen Verhältnisse, daß wir Kinder, der Knabe von vierzehneinhalb Jahren und wir beiden Mädchen, noch immer mit unseren beiden Eltern in einem Zimmer schliefen, und das bis in der Todesnacht unserer Mutter; man weckte uns eine halbe Stunde vor ihrem Tode nur auf. Ja man konnte meine Mutter, die schon seit drei bis vier Jahren

kränkelte, erst ganz spät bereden, sich von meinem Vater abzubetten. Wie diese unfeine Unvorsichtigkeit unser aller Gesundheit nicht geschadet hat, begreif' ich nicht, so wenig wie es mein Vater aushielt. Dieser war von jeher gegen"

(Damit bricht das Fragment ab.)

Kein Mensch wird die Pietätlosigkeit einer solchen Niederschrift in Abrede stellen, aber es wird leider auch niemandem gelingen, die grausame Wahrhaftigkeit des Berichts in Zweifel zu ziehen. Die Wirkungen eines solchen Vorbildes konnten entsetzliche werden: sie konnten das Kind zur größten Unordnung und Sittenlosigkeit verleiten. Aber sie konnten auch gerade das Umgekehrte hervorrufen, den Abscheu vor dem Widerwärtigen, das sie mit angesehen und erlebt hatte. Derartige Kontrastwirkung vollzog sich bei Therese: Sittlichkeit und Ordnung wurden die Stützen ihres Lebens, die Scham vor dem Schauderhaften, das sie hatte kennen lernen müssen, ward ihr eine wohlthätige Zuchtmeisterin fürs ganze Leben.

Seitens eines Vaters, der in seiner Arbeit aufging und, wenn er es auch nicht zugestand, herbe Seelenqual erduldete — und einer Mutter, die weder Lust noch Autorität genug besaß, um die Erziehung zu leiten, konnte regelmäßige Bildung nicht gefördert werden.

Therese muß ein ungemein lebhaftes Kind gewesen sein; „Ruschelhänschen" pflegte der Vater sie zu nennen. Zu dieser Lebhaftigkeit gesellte sich vorlautes Wesen. Ein Zeugnis davon hat die Schreiberin selbst aufbewahrt (an Frau v. Reden, 20. September 1819)[1]. „Wie der Primas zum Koadjutor gewählt ward, erhob man ihn zu den Wolken. Ich erinnere mich, damals eine philosophische Schrift von ihm durchbuchstabiert zu haben: „über das Verdienst" oder dgl. Ich sagte etwas Naseweises zu meinem Vater; er wollte mir imponieren; ich citierte schwache Stellen; er wollte mich überzeugen, indem er sagte: das Buch habe Dalberg geschrieben, ein Mann aus einer der ältesten Familien u. s. w. Ich antwortete schnippisch: „Nun zu einem Anfang mag das für einen Junker schon gehen!" — „Hören Sie, Mamsell," sagte der liebe alte Mann ärgerlich. „Sie müssen nicht denken, daß es mit einer Naseweisigkeit abgethan ist. Solche Männer verdienen Respekt!"

Ein regelmäßiger Unterricht des Kindes fand nicht statt. „Ich lernte (an Böttiger, 10. Januar 1816) als Kind fast gar nichts; von unterthänigen Studenten armselige Lektionen, in welchen ich mit großer Lebendigkeit etwas anderes als das Vorgesetzte trieb. Das war mein Unterricht. Aber hören that ich bloß Wissenschaftliches, so daß ich einen eigenen kindischen Ideengang mir bildete, in welchem kein christliches Dogma und keine Mädcheneitelkeit, aber auch keine Mädchengeschicklichkeit und keine Mädchenordnung war."

Sie hörte Wissenschaftliches vom Vater und von anderen Teilnehmern des gelehrten Zirkels, der sich um diesen versammelte. Sie durfte auf der Bibliothek bei ihm sitzen und Kupferstiche ansehen, spielte auch wohl dabei mit ihrer Puppe. Als sie größer war, namentlich kurz nach dem Tode der Mutter, las sie am Tage, um abends den Betrübten aufzuheitern, verdarb aber den Eindruck, den sie hervorrufen wollte, durch ihre Unruhe und Leidenschaftlichkeit.

Planlose Lektüre bildete ihre Beschäftigung: Romane, Geschichtsbücher wechselten mit Musenalmanachen und christlichen Gedichten. Von letzteren behielt sie manche auswendig, citierte sie noch im Alter; 1807 schickte sie ihrem Sohn Lieder der Karschin, die sie in ihrer Kindheit gelernt hatte. Die Wirkung solcher Lektüre war nicht unbedingt schädlich: die Phantasie wurde nicht vergiftet, höchstens ein romantischer Hang genährt, der durch rührselige Empfindung gedämpft ward (an Emil v. Herder, c. 1809). „Ich war gewiß nicht zwölf Jahr alt, wie ich ein altes Gedicht aus einem Musenalmanach mit unendlichen Thränen recitierte — es hieß ‚Der Selbstmörder' — Es fing an: ‚Endlich jammervolles Leben, endlich bin ich Deiner satt' — — Ich recitierte öfters meinem Vater Gedichte, zu diesem hatte ich nie den Mut, das war mein Eigentum. — Einst recitierte ich ihm eines von Blum und bei der Stelle — ‚Zürne nicht, wenn von des Aethers letztem Strande, Von der Erdensöhne dunklem Vaterlande, Ein beglückter kleiner Haufe dich mit tiefem Schauder denkt, Und mit Thränen frommer Freude sich zu deinen Tempeln drängt' (meaning den Herrn Gott)[2]), da konnte ich vor Thränen nicht weiter sprechen und mein guter

Vater hieß meine Mutter mich vor so schwärmerischen Dingen hüten."

Grays „Dorfkirchhof" war ihr besonders sympathisch; auch dies in der Kindheit Gelernte ging ihr nie verloren. Sie lernte, wo und von wem sie konnte (an Aimé 1824). „Ein Betteljude (arme Gumprecht), unser Nachbar, sah mich stundenlang täglich in seinem Hause, der Scharfrichter Göbel, der hinter uns wohnte, war mir ein werter Bekannter. Sein Sohn studierte, hatte Sammlungen, lehrte mich Knochen und Gerippe kennen; der Vater war ein blasser, freundlicher Mann, erzählte mir von Tieren: wie sie krank, aus Mitleid getötet wurden, und dadurch ihre Felle für die Handwerke oft erhalten, zeigte mir das Richtschwert, sprach ernst und fromm von dem schweren Amte, das er führe. Weder Vater noch Mutter fragten: wo bist du gewesen? Dabei las ich vom 6. bis 7. Jahre eine Menge Romane, — damals waren sie alle aus dem Englischen, wenige aus dem Französischen (z. B. Marivaux' Marianne) übersetzt. Es gab einen Bücherschrank mit grau leinwandenen Thüren, darin standen sie. Der Vater nahm's etwa wahr und schloß den Schrank zu; ich drückte die Leinwand an der zweiten Flügelthür ein, zog den Riegel auf und las, was ich wollte. Das ist das einzige Heimliche, was ich mich erinnere, gethan zu haben. Damals kam noch kein gefährlicher Roman in ein honettes Haus. Wenn eine englische Miß einmal ein Kind kriegte, wußte kein Leser, woher es kam und es ging ihr grenzenlos miserabel. Da ich nun bei so einer Unerziehung nicht an Sitten und Phantasie verdarb, mußte ich früh einen thätigen, das Schlechte von sich stoßenden Charakter entwickeln. Wie wenig meine Mutter bedacht war, mir moralische Begriffe beizubringen, beweist wohl, daß ich mich, als Lehrsätze zuerst in meiner höchst elenden, hannöverschen Pension erinnere, was geboten und verpönt war, gelernt zu haben. Gelernt zu haben; denn mir unbewußt wissen und ohne Anmahnung manches thun, das fehlte mir nicht, weil ich las und lebendig fühlte."

Auch andere Erinnerungen der Göttinger Kinderzeit blieben lebhaft in ihr.

So erinnerte sie sich (1813 Brief an ihren Sohn) an ein

geschätztes Altarbild auf Gold in einer Göttinger Kirche „am Ende von Blumenbachs Straße nach dem deutschen Haus".

Auch kindliche Spiele und Vergnügungen waren ihr noch im Alter gegenwärtig (an Helmine v. Chezy, 2. Mai 1826)[3]). „Wir spielten vor 50 Jahren mit Klötzen, Scheiten, Ziegeln, bauten mit unerhörten Materialien abenteuerliche Gebäude, setzten unsere Puppen in der Mutter chancellière (Fußkorb), wo sie die heilige Genofeva vorstellen mußte und arbeiteten dabei mit Körper und Einbildungskraft . . .

„Blumen waren immer die größte meiner Freuden und mein Geburtstag spendete sie mir immer selbst in meiner durch manche Umstände freudearmen Kindheit. Ich erinnere mich eines mächtigen fest und knollenartig gewundenen Straußes, den ich an meinem vierten Geburtstag erhielt — noch sehe ich die Tulipane und Primeln! ein Wunder dieser Jahreszeit in dem kalten Göttingen! Mein Bruder[4]) und ich hatten aber einen sehr großen Versuch vor, bis in den Mittelpunkt der Erde zu graben und waren sehr befangen, nach zwei Tagen noch gar nicht mitten drinnen zu sein. Da kam der Strauß! Und nun ließen wir Zentrum und Gegenfüßler, die ausgegrabene Erde war plötzlich ein Berg und der Strauß ward als Hesperidenturm oben aufgepflanzt."

Ein paar kleine Züge, die über ihre moralische Entwickelung Licht verbreiten, ergänzen das Bild ihrer Jugendzeit, ohne es zu vollenden. (Beide in Briefen an ihren Sohn, 24. Oktober 1815; Johannistag 1824.) „Einst sagte ich zu unserer Magd in Gegenwart einer Wildprethändlerin, eines Ausbundes von Schmutz und Garstigkeit, ein rohes Schimpfwort; die Wildprethändlerin erklärte mir noch roher, tadelnd dessen Sinn, und von dem Augenblick arbeitete ich an mir, das Schimpfen zu lassen. Noch steht das Bild dieses Weibes, der Winkel in der Küche vor mir, der Ton der Stimme lautet noch in meinem Ohr — und seit diesem Augenblick verbarg ich mich hinten im Garten, wenn dieses Weib ins Haus trat. Oft belehrte mich ein anderen Kindern gegebener Verweis von meinem Unrecht, das mir nie merkbar gemacht ward, in einigen Fällen war es aber ein Moment, wo ein Gedanke hervortrat, dessen Anregung mir fremd war.

„Ich weiß noch wie heute, wie ich in Mollys (ihrer Enkelin) Alter war, da war ein verlumpter Baron in Göttingen, Rettberg, dem half der Großvater zu einem kleinen Amt. Da hatte der Mann den tollen Einfall und schenkte einem Schwesterchen, das mir eben geboren ward, einen goldenen Dukaten mit einem Oehr, um ihn am Hals zu henken. Ich weiß noch recht gut, wie der Großvater betrübt über den Unverstand aussah, und nicht durch ein Gesinde, sondern durch mich, schickte er ein Billet hin, das meine Mutter schreiben mußte, damit es noch weicher sein konnte, und ich mußte den Dukaten wieder bringen. Dahingegen erinnere ich mich, daß der Buchbinder, dem Großpapa das Einbinden der Bibliotheksbücher zugewendet hatte — ein Verdienst von vielen Hundert Gulden jährlich — einen Sohn hatte, der machte eine rot saffiane Brieftasche mit blauem Taffet gefuttert und mit goldenen gedruckten Blumen, die galt dazumal für ein Meisterstück, jetzt wär' sie ein bloßes Ungepunz — die überreichte er Großpapa, der sie freundlich annahm und den jungen Gesellen zum Fleiße aufmunterte."

Von ihren Kindheitsgespielen ist nur ein Mädchen bekannt und ein Knabe. Das Mädchen ist Fiekchen (Sophie) Dieze, die ihr später in Mainz als freundliche Pflegerin zur Seite stand und die sie 1784 an Sömmerring so charakterisierte: „meine früheste Jugendgespielin, ein liebes Mädchen, die, ohne je brillieren zu wollen, ein sanftes, gutes, zufriedenes Herz, offenen Verstand und tausend gute Eigenschaften hat." Der Knabe war ihr Bruder Karl. Er war ein Jahr älter als sie, starb aber bereits 1794 nach mannigfachen Schicksalen als russischer Militärarzt. Er, dessen moralisches Wesen gerade durch die Eindrücke, die er in früher Kindheit empfangen hatte, geschwächt, nicht gestärkt worden war, bewährte sich auch nicht in den Kämpfen des Lebens.

So verfloß für Therese eine bewegte Kindheit. Sie war nicht ganz freudenlos, aber im wesentlichen trübe, mit Erfahrungen beschwert, die den meisten Kindern glücklicherweise erspart bleiben. Unordnung in der Lebensführung, Unregelmäßigkeit der Bildung, waren die traurigen Früchte verfehlter Erziehung. Zugleich ergaben sich als Folgen der mangelnden Beaufsichtigung

und der verkehrten Zurechtweisung das Bewußtsein des allein auf sich Gestelltseins, das leicht zur Ueberhebung und zur Verachtung anderer führen konnte; eine gewisse Abneigung gegen Frauen, aus der die Unlust entkeimte, Frauen zu Vertrauten zu wählen, und das Bedürfnis, Männerfreundschaften zu suchen; eine Herbheit im Urteil, die sich nicht nur bisweilen gegen andere äußerte, sondern geflissentlich die Schwächen des Nebenmenschen aufsuchte. Therese wäre ein recht unliebenswürdiges Wesen geworden, wenn sie ausschließlich diese Eigenschaften ausgebildet hätte. Glücklicherweise gesellte sich jedoch zu dem tüchtigen Fonds, der in ihr ruhte, lebhafte Empfänglichkeit für Gutes und Schönes, wacher Sinn für die Natur, Mitempfindung mit den Menschen und eine unbesiegbare Fröhlichkeit. Das Thun für andere lag von früh an in ihrer Natur (an Reinhold, Mai 1815). Im 13. Jahre, zu der Zeit da viele deutsche Söldner an England verkauft waren, schrieb sie im Namen einer Horde Soldatenweiber „an meinen lieben Mann in Amerika".

Sie war gläubig, ohne devot zu sein, sie verlangte nach Wissen, eben weil sie nur zerstreute Einzelheiten eilig aufgerafft hatte; sie wollte Liebe, die sie bisher entbehrt hatte. Sie war ein Kind, obgleich eingeweiht in den Ernst des Lebens, ein Kind, das sich erquickte an dem Ruhm und der innern Hoheit eines herrlichen Vaters und das ein liebevolles Herz der Frau entgegentrug, die nicht dem Blute, aber dem Wesen nach ihre wahre Mutter werden sollte.

Zweites Kapitel.

Jugendzeit bis zur Verheiratung.

1776—1784.

Zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete Heyne zum zweitenmal, 9. April 1777. Heyne hatte sich ursprünglich nach einer Erzieherin für seine Kinder umgesehen; der Leipziger Buchhändler Reich, den er in dieser Angelegenheit um seine Vermittlung gebeten, bewog ihn davon abzustehen und wies ihn, nach einem Vorschlag des Arztes und Philosophen Zimmermann, auf seine künftige Gattin hin. Die Erwählte war Georgine Brandes (1752—1834). Sie war die Tochter des Hofrats Georg Friedrich Brandes (1709—1791), der seit 1770 die Seele der Verwaltung der Universität Göttingen war, eines fleißigen Schriftstellers und eifrigen und erfolgreichen Sammlers. Er war mit Heyne schon befreundet, bevor er mit ihm durch die beiden gleich am Herzen liegenden Angelegenheiten der Akademie aufs innigste verbunden wurde [5]).

Georgine war eine treffliche Frau. „Mütterlein", so schrieb Therese an die ihr sehr nahe stehende Adele Blumenbach (18. Juli 1819), „hat mich unendlich erfreut! Es ist ein lieber, milder, schöner Charakter. Wäre sie mehr mit Menschen kühneren Charakters zusammen gewesen, hätte sie an sich selbst Großes erlebt, so würde sich eine gewisse Beschwerlichkeit ins Allgemeine einzugehen, bei ihr verloren haben, die sie jetzt auf einzelne Menschen und auf den jedesmaligen Augenblick heftet. Ich befinde mich bei ihr so wohl! Und jene Beschränktheit ist die Folge soliden bürgerlichen Lebens und dieses wieder die Mutter vieler Tugenden, die ein umgetriebener Sohn der Erde, wie

ich, nicht haben kann, wenn wir gleich immer sie ehren, ja bedungen danach trachten."

Sie war eine gebildete Frau, hatte viel gelesen und liebte es, durch Citate ihre Kenntnisse zu zeigen. Bei der nahen Verbindung Hannovers mit England, bei der Annäherung gerade der Beamtenfamilien an englisches Wesen und englische Kultur war es natürlich, daß sie die englische Litteratur bevorzugte. Sie legte Wert auf gute Formen; das Bewegen in vornehmer Gesellschaft war ihr Bedürfnis und bot ihr Genuß. Fast noch mehr als die große Gesellschaft war ihr die kleine Welt, in der sie lebte, ans Herz gewachsen. Schon durch den Einfluß ihres Vaters, noch mehr durch den ihres Gatten, war sie den Universitätsverhältnissen nahe getreten, hegte und äußerte als echte deutsche Professorenfrau lebhafte Teilnahme für Leben und Berufungen der Professoren, Schicksale und Benehmen der Studenten. Sie besaß frauenhaften Familiensinn, der sich in Sorge für die weitverzweigten Glieder desselben Stammes, auch im Erzählen von Familiengeschichten verriet, wenn auch die Lust am eigentlichen Klatsch ihr fremd war. Als echte Hannoveranerin war sie antipreußisch, obwohl sie den großartigen Bemühungen, Preußen zu regenerieren, seit 1807 ihre Teilnahme nicht versagte. Doch konnte sie die Besitzergreifung Hannovers durch Preußen 1803, den damaligen argen Verlust der Selbständigkeit ihres Landes nicht vergessen und ergab sich auch nur mit Resignation in die Scheinexistenz des westfälischen Königreichs. 1813 nahm sie lebhaften Anteil an den Ereignissen, die zur Befreiung Deutschlands von Frankreich führten, aber ohne preußischen Enthusiasmus. Sie war fromm, sie besaß im Gegensatz zu ihrer Stieftochter ein ausgeprägtes, lebhaftes, protestantisches, antikatholisches Bewußtsein.

Den Kindern aus der ersten Ehe ihres Gatten war sie eine treffliche Mutter; sie setzte sie nicht zurück trotz der zahlreichen Nachkommenschaft, die sie ihrem Gatten schenkte. Denn das Haus wurde allmählich sehr lebhaft. Außer Therese und dem Bruder Karl gab es noch eine jüngere Schwester aus der ersten und sechs Geschwister, vier Töchter und zwei Söhne aus der zweiten Ehe.

Diese sieben jüngeren Geschwister wurden von Therese in einem Briefe an Böttiger (1812) folgendermaßen charakterisiert: „Meine noch lebende Schwester (Marianne), die Hofrätin Reuß in Göttingen ist vier Jahre jünger als ich. Von ihr kann ich nur sagen, daß die schönsten Anlagen in ihr zu ihrem Unglück ausschlugen, sie ist eine sehr unglückliche, edle, keines sittlichen Unrechts zu bezichtigende Frau. Sie verlor in unserem Vater ihres Lebens einzigen — einzigen Leitstern. Ich vermute, daß nur Liebe zu mir und meinen Kindern, die sie einst erben, sie zurückhält, freiwillig zu enden — denn sie wird nach ihres fast 20 Jahre älteren Mannes Tod wohlhabend. Ich bin in keinem Verkehr mit ihr, mich und die Meinen liebt sie aber wohl allein auf Erden — doch für sie ist die Liebe eine Grabeslampe, die nicht leuchtet, nicht wärmt, nur die Verwesung erkennen macht. Meine älteste Schwester aus zweiter Ehe (Wilhelmine) ist ein herziges, wackeres Weib, Heerens Gattin, ganz was sie sein soll, um ihren wackeren Mann zu beglücken; die zweite (Jeannette) ist unverheiratet, gescheit und von ihrer Mutter geliebt; Eduard scheint mir ein sehr wackerer, liebender, treuer Mensch, geschickt und fleißig; die Kommerzienrätin Krieger in Arnstadt ist ein niedliches Weib, die liebevoll und pflichtgetreu Hausfrau und Mutter zu sein sich bemüht, und Gott wird sie segnen. Laura, gleichzeitig geboren mit meiner Tochter (Klara) Greyerz (1789), ist das Bild der Güte, Sanftheit, Demut — ein Mädchen, das ich nur einem meiner Lieblinge unter den Männern gönne — sie ist die Schwester meines Herzens, sie ist die Tochter meiner Seele — denn alle innige, hingebende Liebe ist endlich nur Mutterliebe; Alfred, den Jüngsten, kenne ich gar nicht — er war, da ich vor vier Jahren meine Geliebten besuchte, abwesend [6]).“

Aus einem sehr richtigen Gefühl gab Heyne seine älteste Tochter kurz ehe er seine zweite Gattin heimführte, in eine Pension und zwar eine französische nach Hannover. An diese Pension erinnerte sich Therese noch in späterer Zeit. So schrieb sie an die gleich zu nennende Frau v. Reden (20. März 1818) [7]): „Wären es nicht die gröblichen Unkosten, ich würde doch mit unendlichem Genuß noch einmal die Mauern, die Hecken, die

Chausseen begrüßen, wo ich als junges Geschöpf wandelte. Ja, sähe ich eine der Personagen wieder, die mich damals inkommodierten, ich würde eine Seelenfreude an ihnen haben. Die alte Margarete, die halb holländisch sprach — erinnerst Du Dir die? die einmal ein Brot gestohlen haben sollte, worüber sie so heulte? in der Kramgasse? sie sprach so kauderwälsch. Ich würde vor Freude weinen, wenn ich sie säh. Diese Anhänglichkeit ist nicht regret um ungemeines Glück. Du weißt wohl, wir spannen damals gar keine goldenen Tage ab! O diese harte Pension, in der wir schuldlos, rein und natürlich blieben, gottlob, aber auch gar nichts lernten, war der Uebergang zu einer wunderlichen Jugend, in der ein eigenes Streben der Vernunft stets die Herrschaft zu geben, mich zu der Exaltation der Vernunft erhob, was mich freilich vor allen Thorheiten der Universitätsmamsellen hütete, aber einen Geist der Unabhängigkeit in mir entwickelte, der auf mein Schicksal viel Einfluß hatte."

Aber es war noch etwas anderes, das ihr der Aufenthalt in Hannover bot. Sie schrieb darüber an Böttiger (10. Juni 1816): „Im 14. Jahre in eine Pension und den großen Weltszirkel in meines Großvaters Brandes Hause versetzt, bemächtigte sich mein Verstand der Formen des gesellschaftlichen Lebens, und entdeckte nun, warum ihm die Unordnung, Unzartheit, Uneleganz in den Umgebungen meiner Kindheit so verletzend gewesen war!"

Mit der alten Frau Brandes kam es zu keinem recht intimen Verhältnis, sie scheint launisch gewesen zu sein, von ihrer Enkelin zu viel verlangt, sie bald gepriesen und bald gequält zu haben. Die letztere rächte sich durch kleine Spöttereien: „Großmutter war lieb und hold: sie erzählte mir von allen ihren Haustieren, von der Mamsell bis zu den Ratten." Aber das Haus war ihr gewiß eine Stätte, wo sie interessante Menschen traf und manch bedeutendes Wort hörte. Den Sohn des Hauses, den Bruder ihrer Mutter, Ernst Brandes, der sich später zu bedeutender Stellung erhob, wird sie damals wenig oder gar nicht gesehen haben, da er sich auf der Universität befand.

Unter ihren Pensionsfreundinnen wurde ihr eine zur Lebensgenossin, Henriette v. Reden, geborene Freiin v. Wurmb. Ihr Verhältnis dauerte zwar nicht ungestört, 20 Jahre war der Verkehr unterbrochen, aber in den letzten 15 Jahren, nachdem die Freundinnen sich in Stuttgart wieder begegnet waren, war er lebhaft und herzlich. Henriette hatte sich mit dem Baron v. Reden verheiratet, einem hannöverschen Diplomaten, 1754 bis 1831, der nach wechselvollen Schicksalen, seit 1815 Gesandter seines Ländchens in Baden, Württemberg, Rom und Berlin war. Er war ein feingebildeter, unterrichteter, gutmütiger und toleranter Mann. Auch als Schriftsteller und Sammler war er thätig. Er kam zu Therese in ein schönes, freundschaftliches Verhältnis, wurde auch gelegentlich Mitarbeiter ihrer Zeitschriften: seine an sie gerichteten Kunstberichte aus Rom werden noch heute mit Interesse gelesen[8]). Die Gattin wurde, nachdem sie der Jugendfreundin Therese 1825 einen Besuch gemacht hatte, von dieser charakterisiert: „Eine gescheite, gar nicht unterrichtete, verzogene, vom Schicksal arg behandelte Frau.“ Von einem guten Menschenkenner wurde sie so geschildert: „Frau v. Reden stimmte wie in vielem anderen, so auch in der hohen Wertschätzung Rahels mit dem Gatten überein, hatte aber sonst über Welt und Menschen ihr eigenes mitunter scharfes Urteil. Sie hatte sich darein ergeben, kränklich und alt zu sein, doch merkte man, daß gewisse Ansprüche noch fortdauerten und nur die Form gewechselt hatten, auch bei ihr aber war behagliche Freundlichkeit und launige Gesprächslust vorherrschend.“

Andere Pensionsbekanntschaften teilten das Los von Mädchenfreundschaften: sie lösten sich noch rascher auf, als sie geschlossen waren. Etwas näher trat Therese der späteren Frau Klockenbring, der Gattin eines nicht unbekannten Schriftstellers. Nur zwei junge Damen müssen genannt werden, mit denen Therese wohl in Hannover, schwerlich aber während der Pensionszeit, bekannt wurde: Lotte Rehberg und Luise Mejer. An die erstere ist ein Brief, an die letztere[9]) sind viele vertraute Briefe Theresens gerichtet. Lotte Rehberg war die Tochter des Kommissärs Joh. Friedrich R. und einer bedeutenden aus einer Refugiéfamilie stammenden Mutter, Schwester des bekannten

Malers Friedrich und des bekannteren Staatsmanns August Wilhelm. Luise Mejer, 1746—1786, eigentlich eine Freundin von Georgine Brandes, übertrug auf Therese die Freundschaft, die sie ursprünglich deren Stiefmutter geweiht hatte. Sie trat Anfang 1782 für Therese an Lottens Stelle; „seit meiner Lotte Tod sind Sie mir alles". Sie war eine ernste, schwärmerische Natur, die viel Schweres, den Tod ihrer Nächsten, deren unermüdliche Pflegerin sie war, und eigenes gefährliches Leiden durchzumachen hatte; nachdem sie sich Juni 1785 mit dem Dichter Boie vermählt hatte, starb sie schon im Jahr 1786. Sie lebte die letzten Jahre vor ihrer Verheiratung in Celle bei ihrer Herzensfreundin Luise v. Pestel, deren Gatte Oberappellationsgerichtsrat war. Dorthin sind auch Theresens Briefe gerichtet. Luise besaß alle Eigenschaften, um einem leicht erregbaren, Zuspruch bedürftigen Mädchen Vertraute und Beichtigerin zu werden; sie, über die nach ihrem frühen Tode ein Jugendfreund dem trauernden Gatten schrieb: „Ich habe viele schätzbare Frauenzimmer kennen gelernt, aber nicht eine, die hellen nüchternen Verstand mit Feinheit echten Gefühls, einem reinen, edlen, liebevollen, treuen Herzen und sanftem, bescheidenen Aeußeren so verband, wie Ihre verewigte Luise."

In ihrem späteren Leben hatte Therese wenige Erinnerungen an ihren Aufenthalt in Hannover, wo sie auch später, z. B. 1782, sich zum Besuch aufhielt. Mehr als 20 Jahre nach jenem ersten Aufenthalte schrieb sie: „Herrenhausen bei Hannover sah ich ehemals recht voll, aber an Galatagen, wenn eine Prinzessin aufzog oder dergleichen. Ich erinnere mich einen gewissen englischen General, der die deutschen Truppen damals für den amerikanischen Krieg einhandelte, an der großen Fontäne der verwitweten Herzogin von Braunschweig vorstellen gesehen zu haben. Meinem zwölfjährigen Kopf kam's damals ganz wunderschön und prächtig vor, wie der Britte in seiner glänzenden Uniform, ein Knie am Boden, der alten Dame die Hand küßte. Sie hatte eine hohe Fontange und großen Reifrock, wie alle Damen um sie her, alles glänzte von Brillanten, in denen die Sonne blinkerte wie in den Millionen Wassertropfen des herrlichen Springbrunnens."

Daß sie schon damals witzig und boshaft sein konnte, geht aus folgender Schilderung hervor, die sie ihrem Onkel Blumenbach aus Hannover bei einem etwas späteren Besuche (wohl 1782) machte: „Wir fanden dort eine alte Mamsell, die sich rühmen kann, die garstigste Person zu sein, die ich je gesehen habe, so dick wie .. und mit einer Physiognomie begabt, daß ich lange dachte, der Kopf sei ihr umgedreht, und was ich da sehe, sei nur der hintere Teil des Schädels, so braun und haarig sah sie aus. Die Nase ist, glaube ich, gar nicht da; mit den Augen stehts betrübt und der Mund ist das Einzige, was noch gesichtsmäßig aussieht, weil sie da einen ehrlichen Teil Nahrung hineinsteckt, als sechs Tassen Kaffee u. dergl."

Als Therese nach Göttingen zurückkam, mußte sie die Lücken ihrer Bildung ergänzen. Doch wußte sie sich auch im Hause zu bethätigen und begann früher als dies jetzt bei jungen Mädchen der Fall zu sein pflegt, die Gesellschaft zu besuchen.

Im Hause gestaltete sich das Verhältnis zum Vater in alter Weise. Wissenschaftliche Arbeiten, Universitätsgeschäfte und Sorgen nahmen den vor der Zeit alternden Mann je länger um so mehr in Anspruch, so daß er nicht praktisch erzieherisch, mehr vorbildlich die Tochter beeinflussen konnte. Sie blieb sein Liebling, teils weil sie ihm im Grundwesen, in der Verachtung des Kleinlichen, in der Hinwendung auf geistige Ausbildung so ähnlich, teils weil sie ihm in anderem, durch ihre Abneigung gegen spezielle Gelehrsamkeit, durch ihre sprudelnde Lebhaftigkeit gegenüber seiner weisen durch Erfahrung gewonnen Ruhe so unähnlich war. Nichtsdestoweniger hatten auch diese beiden starken sich zugeneigten Naturen manche Differenzen: das Selbstbewußtsein erzeugte bei der Tochter Hartnäckigkeit, bei dem Vater Herrschsucht, die keinen Widerspruch vertrug. Ein übermäßig beschäftigter Gelehrter, wie Heyne war, wollte möglichst wenig gestört sein, ein Mann, der so früh wie er selbständig geworden war und alles, wozu er gelangt war, dem eigenen Bemühen verdankte, erkannte keine Individualität neben der seinigen. Daher bei dem Vater oft ein Gelüste, das die Tochter als paschamäßig bezeichnet, bei der Tochter das Bestreben, freiwillig das unausgesprochen Geforderte

zu thun, um nicht als willenlose Hörige zu erscheinen. Doch aus dem Zusammenstoß dieser zwei Naturen ergab sich mehr Freude als Leid. Sie blickte auf den unermüdlich arbeitenden, hochgeehrten, vielseitigen, selbstlosen Mann mit Verehrung hin. Er freute sich an ihrem haushälterischen Sinn, beförderte ihn durch Geldgeschenke, die bisweilen für jene Zeiten ansehnlich genug waren (sechs Dukaten zu Weihnachten), und entzückte die Beschenkte nicht nur durch die Höhe, sondern durch die Art seines Spendens, z. B. einmal, da er ihr, nach einer Rühmung ihrer Sparsamkeit seitens der Mutter, verstohlen einen Dukaten in die Hand drückte.

Eine solche Rühmung seitens der Mutter, gewiß aufrichtig und gut gemeint, bezeugt die Stellung beider Frauen zu einander. Es gehörte unendlich viel Takt für Georgine dazu, als junge Gattin eines bedeutend älteren Mannes, als Mutter einer Tochter, deren ältere Schwester sie hätte sein können, stets das richtige Maß zu finden. Sie verstand dies aber in hohem Grade.

Doch fehlte es auch zwischen beiden Frauen nicht an kleinen Differenzen. Die Autorität, die von der Mutter verlangt werden mußte, wurde ihr nicht immer gern gewährt; auch die geistige Superiorität, die entschieden auf seiten der Tochter war, mag zu Reibungen geführt haben.

Therese war vielfach geistig beschäftigt. Die reiche nicht immer planmäßige Lektüre, in welcher Geschichte und schöne Litteratur bevorzugt war, wurde fortgesetzt. „Das Lesen ist mir", schrieb sie damals, „unentbehrlich wie Speise, aber ich würde mich hüten, den ganzen Tag Millers Romane zu lesen." Ueber „Siegwart" urteilte sie später (an Böttiger, 9. Juli 1810): „Siegwart ist freilich nun längst vergessen, aber er erregte einst manches teilnehmende Gefühl. Mich bezauberte er nie, denn ich hatte von jeher einen verzweifelten Starrsinn, das was andere verkehrt machten, sehr scharf zu untersuchen. — Uns gebildete Hannoveranerinnen vom besten Ton störte auch schon die Unvornehmigkeit der Siegwartischen Helden, und die bloßen Pastorentöchter; eine Hofratstochter und ein Graf hätten uns schon mehr interessiert; nun aber, ich las ihn doch, und weinte

auch bei seinem Tode — denn so anständig ich empfand, der Tod verlöscht die Salons-Empfindungen, und rufte gleich jene Dame spottend: das Schicksal eines Familiensekretärs! so würden sie gewiß beim Tod — selbst eines Familiensekretärs — wenigstens nicht gespottet haben."

Da Romane ihr nicht genügten, so wendete sie sich auch der wissenschaftlichen Lektüre zu. Die Schweizer Geschichte, deren Verfasser, Joh. v. Müller, 1782 von Kassel aus in Göttingen war, gefiel ihr sehr. „Der Stil, wenn man gleich sieht, er sei etwas gekünstelt, ist doch so voll Kraft und so heftig." Sie las Arnolds „Kirchen- und Ketzergeschichte", die sie interessant fand „aber zum enragieren geschrieben"; Voltaires „Karl XII." erklärte sie für entzückend und hinreißend. Auch mit Watsons historischen Werken beschäftigte sie sich eifrig. Rousseaus „Emile", den sie schon kannte, nahm sie wieder vor, um das Bekenntnis des savoyardischen Vikars zu lesen. Von Werken der schönen Litteratur werden verhältnismäßig wenige von ihr erwähnt und gerühmt: die schon erwähnte Dichtung von Gray „Dorfkirchhof", die sie bis in ihr Alter hochhielt und auch in Erzählungen anführte (z. B. „Vergeltung" 1805), Babos „Otto von Wittelsbach" und das Drama „Nessir und Zulima"; ein älterer Roman Jungs, „Geschichte des Herrn von Morgenthau", wird nicht mit großem Respekt behandelt.

Das Charakteristische für diese Lektüre und für die ganze Bildung, die Therese sich aneignen konnte, ist ihre Systemlosigkeit. Vielerlei wurde sie gelehrt, aber ohne Plan und Gründlichkeit; sie las viel, aber eben auch nur, was ihr gerade in die Hände fiel. Sie äußerte sich darüber später (an Böttiger 1812): „Vor meiner Mutter Tod, in meinem 13. Jahre, hatte ich Romane gelesen, dann brachen die Uebersetzungen in den „Landbibliotheken" u. s. w. über Deutschland ein; von meiner Mutter Tod an führte mich Voltaires „Karl XII." in die neueren Geschichtsschreiber. Ich las, las, las und schwatzte mit meinem Vater, der mich über spekulative Gegenstände alles schwatzen ließ, las alles was mir im „Boten" vorgeführt wurde, nur nichts Altklassisches. Das langweilte mich. Nie ward ich einem Modegötzen unterthan, nicht dem Werther, nicht

Siegwart, nicht Götz von Berlichingen, nicht Rousseau, nicht den Räubern. — Ich sah die Menschen thöricht drum werden, las es, fand die nachteilige Seite und blieb unbethört; genoß aber auch die Schönheiten dieser Dinge nicht. Ich las freigeisterische Schriften, ich las dogmatische ohne Gewissenszweifel, ohne Kirchenglauben; Gott, Unsterblichkeit, Pflichterfüllung fand ich überall, wo gebildete Menschheit war; Leßens Höllenstrafen und jede Gottlosigkeit war mir gleich fatal und erregte meine Geringschätzung. Ich las leichtfertige Bücher und belustigte mich am Witz ohne je einen leichtfertigen Gedanken zu haben — das erfuhr ich erst in späteren Jahren, wie ich Gattin und Matrone ward, wie kinderschuldlos und rein ich Frau ward — sobald das Leichtfertige lüderlich ward, erregte es mir Verachtung und Ekel und ich legte es zurück, rein aus dem schmutzigen Gedankenstrom auftauchend wie der Schwan aus der trüben Flut steigt."

Eine gewisse melancholische Stimmung herrschte bei ihr vor: Verse, die sie als ihrer Stimmung gemäß gern citierte, sind die folgenden:

„Statt der Kränze (Feste), statt der Kronen
Schlich er oft zu seinem Baum.
‚Süßer Baum, hier will ich wohnen;
Statt der Kränze, statt der Kronen
Gib mir meinen Jugendtraum.'"

Gern schrieb sie aus deutschen, englischen, französischen Büchern, die sie las, Verse und Prosastellen ab. Resignation und Hoffnung auf Belohnung der Tugend wechselte in diesen miteinander ab. So heißt es einmal:

„Zum Schmerz und zum Verdruß sind Sterbliche geboren,
Für uns ist alles Nacht; dereinst ist alles Licht
Und standhaft leiden ist der Menschheit erste Pflicht."

Dagegen ein anderes Mal:

„Der Weise hat ein Los, das seinen Wert entscheidet,
Verdienste, wo er gilt, und Unschuld, wo er leidet;
Zu seinem Werte wird vom Zufall nichts entliehn:
Recht, Wahrheit, Menschenhuld und Tugend bilden ihn."

Doch begnügte sie sich nicht damit, den Ausdruck ihrer Empfindungen Büchern zu entlehnen, sondern schrieb selbst einzelnes nieder: „Meine Gedanken bei Marschalks (eines sehr jung gestorbenen Studenten) Grabe sind nicht die ersten Versuche der Art; diese Art Poesie ist von langer Zeit mein Geschmack gewesen, aber ich hab es nie irgend einem Menschen mitgeteilt, weil es meistens Gedanken und die stürmenden Empfindungen eines Augenblicks sind, so daß ich oft Papiere gefunden, die ich selbst nicht mehr verstand, weil ich es vergessen hatte, was damals der Ton meiner Seele war, oder was für ein Bild sie beschäftigte."

Ohne Schriftstellerin zu sein, war sie doch, vermöge ihrer Briefe und einzelner Ausarbeitungen, bekannt. Kritiken, die ihr Vater ihr aufgab, werden gelegentlich erwähnt; sie berichtete ferner, daß F. W. v. Ramdohr (1757—1832)[10], später als Kunsthistoriker und Jurist, als ersterer freilich nicht sehr rühmlich bekannt, ein Schüler Heynes, der diesem innig verpflichtet zu sein erklärte, sich über eine Kritik von ihr beklagt habe, gleichwohl ihren Geist rühme; auch wußte sie zu melden, daß der Eisenacher Herr v. Göchhausen, der einige Briefe von ihr gelesen, an sie ein Gedicht gerichtet habe.

Politik erregte in ihrem Kreise kein sonderliches Interesse: englischen Ereignissen schenkte sie Teilnahme, ohne sich übermäßig dafür zu erwärmen. Einmal äußerte sie sich ausführlich über die „eiserne Maske", über die sie authentische Mitteilungen durch einen Tischgenossen erhalten zu haben vermeinte.

Auch der Religion war damals in ihrem Denk- und Gefühlsleben kein großer Platz gegönnt. Hervorhebung verdient eine Aeußerung nach einem Disput mit Blumenbach: „Könnten Sie's dem Menschen wohl auf den ersten Blick ansehn, daß er alles glaubt, nichts untersucht und über nichts nachdenkt, von keinem Beweis, von keinem Grund, von keinem Zweck und Bestimmung weiß? Ich habe noch nie so eine unthätige, sorglose und doch blindglaubende Religion gesehen. Er ist nicht immer so gewesen, sagt er, er hat gezweifelt, aber, da ihn das inkommodiert, sich umgewendet und ist nun so geworden. Liest die Bibel alle Tage und überschlägt alle die Stellen, wo er

zweifelhafte Sätze oder Lehren findet, um nicht nachzudenken oder zu überlegen. Er glaubt nicht, daß er deswegen anderen vorzuziehen sei, aber er ist dabei zufrieden. Gott bewahre mich immer vor so einer Religion! Ich müßte ganz falsch urteilen, oder sie macht endlich so schläfrig und unthätig, ja wohl so ungerecht, wie blinder Eifer nur machen kann. B. sieht mich wohl für ein wenig freigeistisch an. Gegen ihn bin ich's. Daß ich's wirklich sei, das wolle der allmächtige Gott nicht. Was ich bin? — Beruhigen thut mich meine Religion nicht ganz, aber befolg' ich stets ihre Vorschriften, so macht sie mich zum nützlichen, edlen Geschöpf und meine Handlungen sollen mich beruhigen. O, es ist oft schreckliche Nacht bei mir, nicht daß das, was ich für recht halte, nicht recht sei, aber daß es nicht in die Form paßt, nicht dem ähnlich sieht, das mir recht scheinen soll. Doch

Einst sinken uns Glücklichen auch die Hüllen des Lichts
Alle, alle zugleich vor der Unsterblichkeit Glanz!

Aber glücklich ein jeder, der mit mehrerer Bequemlichkeit sein Gewissen befriedigt."

Ueber ihr damaliges Leben hat sie später (10. Juni 1816, an Böttiger) folgende Schilderung gegeben: „Ich hörte Archäologie von meinem Vater sprechen, Naturgeschichte von Blumenbach, Anatomie und Medizin von meinem Bruder, Politik, Staatengeschichte von meinem Onkel Brandes — mit dem saß ich spät in der Nacht und wir ersannen Reden, die wir auf dem Schafott halten wollten, wenn wir wie Algennoor sterben dürften — dabei erzog ich meine lieben Geschwister, kochte, nähte alles, was das Haus mit sich brachte, tanzte mit sechs Liebhabern, spielte Tarock mit ein paar andren, regierte sie alle, daß sie in meiner Nähe die Besseren sein mußten, nahm stolzen Anteil an ihrer edleren Entwickelung und verplemperte mich nie."

Kleine Vorgänge aus jenen stürmischen Tagen waren ihr später erinnerlich. So schrieb sie an Adele Blumenbach (7. Mai 1820): . . . „Ich möchte ihn (Blumenbach) wohl erinnern, wie wir heute vor 41 Jahren sind früh um sechs Uhr nach der Papiermühle gegangen, deine Mutter, er und ich — deine Mutter war da-

mals Braut, ich hatte meiner verstorbenen Mutter Uhr an diesem 15. Geburtstag geschenkt bekommen und hing sie an, um mit ihr durch die dürren Thälerchen des Klausberges zu lustwandeln, wo die Lauter fließt. — Ach, wenn ich sie doch wieder säh'! —"

Auch den Weißenstein (Wilhelmshöhe) bei Kassel besuchte sie als junges Mädchen [12]).

Bei so vielen angesehenen Gelehrten, wie das damalige Göttingen sie besaß — außer Heyne und Blumenbach: Schlözer, Kästner, Gatterer, Lichtenberg, Pütter, Spittler, hätte es an geistiger Anregung, wie man meinen müßte, nicht fehlen sollen. Aber teils lebten die Professoren jeder für sich, teils mochten sie gerade ein junges Mädchen nicht für geeignet erachten, ihm von ihrer Weisheit mitzuteilen. Wie wenig auch z. B. einer der bedeutenderen, A. L. Schlözer (1735—1809), der Historiker und Publizist, ihr galt, bezeugte sie später selbst (an Reinhold, 6. Juli 1810): „Mich hat Schlözers Autographie aufs neue lebhaft auf diese Idee gebracht. Mit dem Mann lebte ich bis ins 20. Jahr an einem Ort, und habe nie etwas Gutes, viel Widriges, und manches Schlechte von ihm gehört. Das trägt man denn so leichtsinnig in seiner Kopfsrumpelkammer ein, wie's die Herren Professorenkollegen, Theetischgeklatsch und dgl. zuschleppen. Das Urteil tritt denn später en masse hervor, und der Eindruck bleibt 25 Jahre entschieden. Nun lese ich des Mannes Leben — nicht was er von sich sagt — das sind im Grunde geringfügige Schicksale, aber wie er es sagt, wie er strebte, arbeitete, geschmiedet ward vom Schicksal und sich schmiedete, das zeigt mir auf einmal, wie flach wir Göttinger, seine Herren Kollegen (oben an mein guter Vater) und wir zarte Dämchen, den geschmiedeten Menschen beurteilten."

Näher stand sie, außer ihrem Onkel Blumenbach, dem Böhmerschen und dem Michaelisschem Hause. Von Spaziergängen mit dem alten Böhmer, der ihr Geplauder liebte, wenn er sie auch mitunter verspottete, berichtete sie nachmal.

Mit den Frauen und Töchtern der Göttinger Professoren hatte sie nach dem ausdrücklichen Wunsch ihrer Eltern [13]) keine enge Verbindung. Die einzige, an die sie sich, dem Verbote trotzend, seit ihrem 15. Jahre anschloß, war Karoline Michaelis,

die später als Frau Schlegel-Schelling so bekannt geworden ist. Aber dieser Verkehr war nicht frei von Eifersucht und bösen Streichen. Daß Karoline ihr allen Schaden anzuthun bereit war, erklärte Therese, aber auch sie zeigte sich, wie sie in einem vertrauten Briefe sich ausdrückt, geneigt, Karoline einen Possen zu spielen.

In Ermangelung junger Mädchen bildeten Studenten ihren Umgang. An Kaffeegesellschaften und Bällen, an Abendbroten und Spaziergängen, auf denen überall die Professorentöchter mit den Musensöhnen zusammentrafen, war kein Mangel. Sie klagte nicht selten über den Raub an Zeit und die faden Gespräche, ergötzte sich aber in der Erinnerung an heitere Erlebnisse, und freute sich der Erfolge, die sie davontrug. Einmal schilderte sie ihren Ballputz so: „Sie müssen wissen, was ich anhatte, nur weil's so sehr bewundert wurde von den Gästen. Die Haare sehr lose mit einer Schnur Perlen auf einer Seite und einem blauen Band auf der anderen, mit Locken zurückgebunden und eine große weiße Sultane auf der Seite, schneeweiß mit langen Aermeln und eine Schärpe hellblau von der rechten Schulter zur linken Hüfte, wie ein Orden, dann in einem Knoten bis auf die Erde. Uebrigens keine Schleife, keine Blume, so einfach wie möglich. Hübsch war's, das ist wahr."

Unter den jungen Leuten dieses Kreises spielte Poel, vermutlich Peter Poel, als Herausgeber des Altonaer Merkur 1837 gestorben [14]), und sein Freund, ein Herr v. Marschalk, eine besondere Rolle. Letzterer starb nach kurzer Krankheit (Nov. 1782); Therese urteilte über ihn: „Er war ein außerordentlicher Mann; sah man ihn einmal, so war's unmöglich, ihn zu vergessen." (Man könnte meinen, daß die Erinnerung an den Frühverstorbenen in der Erzählung „Vergeltung" 1805 wiederklingt; Graf Karl könnte dann der gleich zu nennende Schulenburg sein.)

Auch ein Lichnowsky gehörte zu den Jünglingen, die in Göttingen und im Heyneschen Hause verkehrten, „es kann kein Mensch ruhiger dabei sein", auch ein Schwede Byng, ferner ein Russe, Koskull, der Page bei der Kaiserin Katharina gewesen war, sich in Paris lange aufgehalten, und das Leben übermäßig genossen hatte, ein Livländer v. Recke, außerdem ein

gewisser Hotel. Während diese in den vertrauten Briefen der Jugendzeit häufig erscheinen, kommen in späteren Aufzeichnungen eigentlich nur vier vor: Brack, Stadion, Schulenburg, Rougemont.

Am kürzesten sprach sie über den ersten, der auch der am wenigsten bekannte ist (an Cotta, 13. Mai 1809): „Mr. de Brack war Führer des Grafen Miromesnil, Sohn des grand garde des sceaux, — ich kannte ihn 1782 bei meinem Vater; — er muß so alt wie Methusalem sein, denn damals hielt ich ihn für 40, sonach wäre er jetzt einige 80, er hat meines Vaters Lobrede auf Winckelmann damals ins Französische übersetzt, publiziert, war auch censeur royal vor der Revolution."

Bei zwei anderen veranlaßte der Zufall eine Aussprache. 1806 war eine Freundin Lisette v. Struve mit Karl Friedrich Gebhard Graf v. Schulenburg-Wolfsberg zusammen gewesen. Dieser (1763—1818) starb als hoher Beamter, Vorsitzender des Geheimratskollegiums in Braunschweig, nachdem er in Kassel und Hannover hohe Stellungen eingenommen hatte. Am 28. Dezember 1806 schrieb sie ihrer Freundin: „Meine liebe Lisette, daß ich Dir von Graf Gebhard v. Schulenburg nichts erzählte, war in meinem gewöhnlichen Gange, in dem ich Dinge, deren Ansicht nicht gewöhnlich ist, nicht berühre. Ich kannte ihn ein Jahr und länger eh ich Braut ward, und blieb als Braut ein Jahr lang mit ihm in Briefwechsel. Er liebte mich bald mit aller Schwärmerei der ersten Jugend — wir waren beide 18 Jahr alt — ich liebte ihn nicht, und liebte damals niemand, aber ich bemächtigte mich mit warmer Teilnahme seines Charakters, und wirkte auf ihn, soweit es mein Verhältnis zuließ. Nie fand Intrigue zwischen uns statt. Die kannte ich nie. Offen und stolz zeichnete ich ihn aus, und sah ihn nie als bei meiner Mutter. Er reiste in dem Frühjahr ab wie ich Braut ward — ohne Liebe. Er schrieb mir ein Jahr lang aus Lausanne, wo er mit dem Erbprinzen war. Unser Briefwechsel würde uns beiden Freude machen, läsen wir jetzt ihn wieder. Bei weniger Schwärmerei, als dieses Verhältnis voraussetzen ließ, war Bemühung uns zu veredeln, Güte, Wahrheit in jedem seiner Briefe sichtbar — ich verlor sie durch Zufall. Nach einem Jahre, ohne alle Vorbereitung, brach er seinen Brief-

wechsel ab. Stolz, offen wie ich war, mir selbstbewußt, schrieb ich ihm mit Besorgnis um sein Wohl, adressierte endlich einen Brief offen an seinen Vater in Braunschweig — hörte aber nie mehr von ihm. Mir blieb sein Betragen ein Rätsel. Ich blieb seiner Achtung wert, meine Jugend beschattet nicht der Schatten eines Fehltritts, nicht eine Unvorsichtigkeit sogar — ich war kühn, um strenge recht zu thun. Aber in der Zeit, wo Karl sich von mir trennte, hatte mich das Schicksal mit einem Manne verflochten, der vielleicht schlecht genug war, um auf Sch., der ihn kannte, zu wirken."

1811 starb Graf Friedrich von Stadion. Er war der ältere Bruder des bekannten österreichischen Diplomaten Philipp. Ueber beide, besonders den ersteren berichtete Therese ihrem späteren Schwiegersohn Emil v. Herder folgendes (27. Dezember 1809): „Heute finde ich in den Zeitungen den Tod eines Mannes, der mir durch Jugenderinnerung wert war, und dessen Schicksal mich rührte. Friedrich v. Stadion starb am 9. Dezember. Ich glaube, das war einer der Menschen unserer Nation, die den edelsten Willen hatten — ich weiß nicht, was ihn später geleitet und entschieden hat, weiß überhaupt nichts von ihm, aber daß er edel geblieben ist, bin ich überzeugt, und ich müßte mich sehr irren oder er starb mehr oder weniger of a broken heart. Ich verlebte mit ihm und seinem Bruder mein 14., 15., 16. Jahr mit sorgenloser Lebhaftigkeit, ohne alle platte Liebelei. Sein Bruder war ebenso alt wie ich, er drei Jahre älter, der klügere; ihr Hofmeister Kolborn schmälte Philipp und mich zusammen aus, Friedrichs achtungsvolles Betragen gegen mich lehrte mich ein großes Mädchen sein. Wir schwatzten von ihrem Stammschloß Warthausen, wo sie hofften, ich sollte mit meinem Vater sie besuchen, Philipp beschrieb mir seine vielen Rosenhecken, Friedrich sprach von der Aussicht, den Gemälden — Wißbegierde, adelige Sitte, reine Menschlichkeit machte unser jugendliches Leben recht froh. Wir speisten einmal bei ihnen, sie hatten eigene Wirtschaft in Göttingen, da wollte mir Philipp Bilder zeigen — was weiß ich? Und wir liefen wie die Kindsköpfe in sein Schlafzimmer. Bei unserer Rückkehr fragt Kolborn, wo wir waren. Dans mon cabinet — comment, Comte Phips

(so nannte er ihn), ne sentez vous pas l'inconvenance — ich verstand ihn nicht, denn ich hatte gar nicht bemerkt, daß es Philipps Schlafzimmer war — der junge Graf errötete bis an die Ohren; aber ich vergesse in meinem Leben nicht den geistvollen Blick, mit dem der eben Verstorbene Kolborn einige Worte sagte, die den Sinn hatten: Philipp und ich wären beide gleich liebenswürdig, wenn wir über unsere Lustigkeit ihren Schauplatz vergäßen. Friedrich war 18—19 Jahre alt — ich höchstens 16. Philipp sah ich nie wieder, den Verstorbenen in Mainz, wo er mich bei seinen Eltern einführte, die ich öfter hätte besuchen sollen — sie nahmen mich in ihren Familienzirkel auf — meine Verhältnisse hinderten mich. Friedrich Stadion mußte Verteidiger der alten Verfassung sein, aber gewiß hat er die Würde des Deutschen Reichs herstellen wollen — Kraft hat er gewiß gehabt, sich zu opfern, ob auch die Gegenwart? das glaube ich nicht — ich halt ihn für keinen überlegen großen Kopf. — Verzeih doch, daß ich Dir mit der Rührung von einem Menschen spreche, den Du gar nicht kennst. Meine Jugend ist mir lieb und ihre Zeugen sind es mir — und dieser Mann gehörte dem Schicksal unseres Volkes. In dem friedlichen Hause, wo seine wackeren Eltern — echter alter Adel, der mit Juden und Maitressen des Fürsten nichts zu schaffen hatte, mich so gütig aufnahmen, sitzt nun das Mainzer Kriminalgericht; in dem Zimmer, wo ich seine Familie versammelt fand, sehe ich die Angeklagten verschließen, während die Zeugen verhört wurden. Warthausen, von dessen Rosen Philipp mir Sträuße versprach, ist von dem König von Württemberg ausgeplündert, die Gemälde, von denen der Verstorbene mir so warm erzählte, verkauft worden. — Möge jedes junge Mädchen so gern seiner Jugendzeit denken, und ihre Genossen in so späten Jahren noch ehren dürfen, wie ich so viele der meinen."

Mancher andere begehrte sie, der ihr nicht gefiel, „sie hatte das Unglück," wie sie einmal schrieb, „so vielen finsteren Leuten zu gefallen". Der „arme Fleischmann" ward vor Liebe toll; von einem anderen, Ahnert, von dem auch ihre vertrauten Briefe häufig sprechen, berichtete ihr 30 Jahre später (1813) ihre Halbschwester Laura: „Weißt Du wohl, daß wir uns jetzt

beständig mit interessanten Briefen, die Dich betrafen, herumtragen? Da ist immer von der glühendsten Leidenschaft zu der Demoiselle Tochter die Rede, die keine andere als Du bist. Sie sind von einem tollen Herrn Ahnert, der Dich hat heiraten wollen. Er soll Dich recht verfolgt haben. Wie hat er den armen Vater gequält."

Nur einer scheint auch ihr wärmere, ja leidenschaftliche Gefühle erregt zu haben; aber von ihm kennen wir nicht einmal den Namen: er wird nur mit dem Anfangsbuchstaben B. bezeichnet. „Sagen Sie mir alles," heißt es in einem Briefe an die Vertraute, „was Sie von B. hören, — ich könnte noch alles für ihn aufopfern, aber meine Eltern sind jetzt ebenso sehr wider ihn eingenommen, als vorher für ihn, und vielleicht wäre nun alles zu spät." Sie erwartete seine Erklärung, war aber ihres Gefühls sicher: „Sie sagen, die Reise würde sein Bild schwächen? Das soll sie nicht, das wird sie nicht. Trüg' ich nicht dies Bild in mir, bis in die wilden Wälder von Graubünden, auf die schwindelnden Höhen vom Gotthard, in die sanfteren Scenen von dem stillen Genfer See — ich wollte die Reise nicht machen, sie würde mich nicht interessieren, — das Bild ist der Grund, auf dem alle anderen Farben getragen werden, sie haften sonst nicht, es sind dann Schatten im Finstern, nicht farbige Bilder. — Ich bin kein verliebtes Mädchen, der Gedanke macht mich allein zornig, meine Liebe schwächt keine Empfindung in mir, ich bin fröhlich, boshaft, traurig, aber fühlend und teilnehmend, alles wie sonst, aber in einem erhöhten Grade. Diese Neigung ist die Feder, die mir Festigkeit und Schwung gibt. Hätt' ich nicht einen Mann gefunden, der meine Achtung und Liebe so verdient, der meine Eitelkeit so gereizt und beleidigt, meinen Hang zur Koketterie so bestraft, der nicht alle Springfedern meiner Seele so interessiert hätte, so hätt' ich müssen einen anderen Abgott haben, ich wär' dann eine Närrin auf eine oder die andere Art geworden: Eitelkeit, Gelehrsamkeit, Frömmigkeit oder sonst etwas, — gefüllt mußte diese ruhelose Seele sein."

Während alle diese Jugendgenossen bald aus Theresens Gesichtskreis verschwanden, blieb einer und gerade der, welcher

ihr am nächsten stand, dauernd mit ihr verbunden. Das war Georges Rougemont. Von ihm gab sie, nachdem sie seinen Tod erfahren (8. Februar 1825), eine ausführliche Darstellung (an Usteri): „Ich war 14 Jahr alt, wie ich Rougemont kennen lernte, da studierte er in Göttingen: er, Müllinen, Pfister (in Schaffhausen), dann Stadions und andere. Sie hatten eine Privatstunde im deutschen Stil bei meinem Vater — den sie vor allen liebten —. Dieser gab mir ihre Aufsätze, ehe er sie las, und ich mußte ihm auf ein Blatt meine Bemerkungen niederzeichnen, die er wahrscheinlich selten las, aber ich lernte dabei bestimmten Ausdruck, Widerwillen vor Emphase, Liebe zur Kürze und Bündigkeit — denn ich las in meines Vaters Seele und es kitzelte meinen Mutwillen, der jungen Männer heimlicher Kritikus zu sein. Kein Mensch hat dieses je erfahren und ich habe heimlich gelacht, wenn ich Müllinen als Schultheiß in ein paar bekannt gewordenen Reden und dergleichen dieselben Schnitzer und Schwerfälligkeiten begehen sah, die ich ihm im 14.—16. Jahr aufmutzte.

„Von Göttingen ging Rougemont nach Berlin, dann nach Hause, wo er bald Maire von Travers im Thal gleichen Namens ward, dann Procureur Général und endlich Staatsrat und Präsident desselben, wie jeder Neuchâteler badaud Ihnen besser sagt wie ich. Er war beim Anfang der Revolution erfreuter Freund alles Besseren, was sie brachte, und blieb es bis zum letzten Hauch; aber in der geregelten Moralität seines Charakters und den häuslichen aristokratischen Sitten, die ihm angezogen waren, lag das Hindernis, die *Mitgaben* der Revolution zu ertragen. Er war wie einer, der Feuer schlagen will, dem es aber vor den Funken graut. Diese Scheu hat er bis zum Tod behalten, allein je länger, je mehr erhellte sich seine Ansicht über Menschen und Dinge, und ich glaube, er hätte in den letzten Jahren seines Lebens gern mit allen Schrecken der Revolution *noch einmal* ihren wahren Wert erkauft. In seinem Beruf revolutionierte er stets zu viel für die Aristokraten, denn er suchte alle guten Neuerungen zu realisieren; stets zu wenig für die Demagogen, denn er wollte keine Unbilligkeit begehen. So hatte er keiner Partei Dank. Indes das Volk wird gerecht im

Laufe der Zeit und im Genuß des verschafften Besseren; die Aristokraten nie; deshalb ward er mit Bitterkeit übersättigt bis an seinen Tod. Es wäre sehr interessant, des Mannes öffentliches Leben im kleinsten Detail zu wissen. — Sein Wirkungskreis ließ sich in seiner Kleinheit übersehen, da eines Ministers eines größeren Reichs Wirkungskreis den Leser verwirrt, und die Elemente sind doch dieselben. Er blieb thätig für das allgemeine Beste, bis zum Tod. In seiner Jugend hatte er das drollige Schicksal, daß seine zwei ersten Lieben verheiratete Frauen waren, was ihn bei seiner strengen Sittlichkeit zum Platonismus zwang, — seine dritte — er ward verlobt — wurde von der Geldsucht seiner Schwestern unter sehr schmerzlichen, für den Seelenforscher sehr unterrichtenden Umständen getrennt. Nun hingen ihm diese Schwestern eine reiche, alberne, kränkliche, eitle Frau auf, mit der er in freudeloser Ehe lebte. Seine Kinder schienen ihn in späteren Jahren zu trösten. Er selbst war nicht ohne Geldliebe — mehr war es Furcht, gleiches Schicksal wie mehrere seiner nahen Verwandten zu haben, welche schlechte Wirtschaft verdarb. In seiner Schwäger Osterwald Bankerott verlor seine Frau viel, sein Bruder erschoß sich wegen Bankerott. Keinen rein edleren Charakter habe ich je gekannt. Leicht verletzbar, lang empfindlich, innig verzeihend, mußte es an einem gewissen festen Kern des Charakters ihm fehlen, allein aufopfernd (er arbeitete ein ganzes Jahr in des erschossenen Bruders Kontor und steckte, um seinen unmündigen Neffen Ehre und Gut zu retten, den größten Teil seines eigenen sehr mäßigen Vermögens in ihren Handel [1792]); es gelang ihm (das Haus Rougemont und Behrend in London bezeugt es). Er trug seine Frau mit unendlicher Geduld, er litt meine schneidende Bestimmtheit, meine kecke Entschlossenheit (1792 bis zu Hubers Tode), die ihn oft verletzen mußten — und wie ein klarer Bach, den ein mutwilliger Knabe peitschte, bedurfte es nur einer Weile, so floß die reine Welle wieder kristallhell und man blickte bis tief in ihren Grund: treues, festes Wohlmeinen. Hätte er mehr kühne Festigkeit gehabt, er würde Entschiedeneres gewollt haben, er würde vieles besser beschlossen haben — aber vollendet?"

Das Göttinger, trotz Arbeit und Unterhaltung, trotz Vergnügungen und Störungen einförmige Leben wurde durch eine mehr als fünfmonatliche Schweizer Reise unterbrochen [15]). Gerade der Gedanke an den letzterwähnten Rougemont war ein Ansporn für diese Reise. Sie wurde am 25. April 1783 angetreten und zwar in Begleitung ihres Onkels und ihrer Tante Blumenbach. Am 20. September waren die Reisenden wieder in Gotha, der ersten Station ihrer Reise. Von deutschen Städten waren Weimar, Nürnberg besucht; ein großer Teil der deutschen und französischen Schweiz durchlaufen worden. Viele persönliche Bekanntschaften waren gemacht worden; um nur einige anzuführen: in Weimar die Heroen der Litteratur, in Nürnberg: Knebel, in Zürich: Lavater und Pestalozzi. Landschaft und Menschen erfuhren durch Therese eine treffliche, bald lobpreisende, bald satirische Schilderung.

Die Stimmung, in der Therese nach Deutschland zurückkehrte, war keine freudige. Während sie den Eltern gegenüber nur die augenblicklichen Eindrücke fixierte, entrollte sie der Freundin Luise ein düsteres Bild von Vergangenheit und Zukunft. Nach der Rückreise verweilte sie längere Zeit in Gotha. Dort befreundete sie sich mit Auguste Schneider, der Freundin des Herzogs Ernst. (An Böttiger, 10. August 1816.) „Ich kam im 18. Jahre zuerst dahin, und verband mich mit Auguste Schneider, des vorigen Herzogs Geliebten — was diese Liebe war, ist die klare Wahrheit meines Lebens geworden: wie heilig das in seiner Wirklichkeit ist, was die Außenwelt so unheilig ansieht — nebst einer anderen Wahrheit: daß das Heiligste die hergebrachten Formen behalten muß, um nicht endlich doch Tadel zu verdienen."

Mitte April 1784 verlobte sich Therese mit Georg Forster (1754—1794), dem Naturforscher, einem der vielseitigsten Schriftsteller, den die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts aufzuweisen hat [16]). Da Forster in Theresens Leben eine so bedeutende Rolle spielt, so muß der Mensch, nicht der Schriftsteller, hier charakterisiert werden.

Weichherzigkeit und Toleranz auch in Ansehung der Gesinnung anderer bezeichnete er selbst als seine Haupteigenschaften. „Sein Nachgeben," sagt einer seiner vertrautesten Freunde, „brachte

ihn um Frau, Kinder, Freunde, Gesundheit und Leben," und derselbe schrieb, daß Forster „von jeher eines temperierenden Freundes, nicht eines schürenden bedurfte". Er war ein bedeutender Mensch, aber so wenig selbstbewußt und so fern von Eigenliebe, daß er fremdes Verdienst lobte und sein eigenes zu wenig zur Geltung brachte. Er war ein bedeutender Schriftsteller, aber zu vielseitig, um in einem Gebiete wirklich groß zu sein, zu unstet, um monumentale Werke zu schaffen, zu denen entsagungsvolle Stetigkeit eines der ersten Erfordernisse ist. So bedeutend als Schriftsteller, so wenig hervorragend war er als Beamter: zum Bibliothekar fehlte ihm die methodische Ordnung, zum Professor, ihm, dem glänzenden Plauderer und unterrichtenden Erzähler, Rednergabe und Lehrtalent. Er hatte die Fähigkeit und das Bedürfnis, Freunden ein Freund zu sein, aber gerade den Nächsten verschloß er sich: von seinen Geldnöten erfuhr seine Frau erst nach seinem Tode, obgleich sie schon als Braut gerade dieses volle Eingeweihtsein des Weibes in die ökonomischen Verhältnisse des Mannes als Haupterfordernis einer glücklichen Verbindung bezeichnete. Oft ward er hintergangen, mußte erleben, daß Versprechungen ihm nicht gehalten, sichere Aussichten durch die Schuld anderer gestört wurden; er aber beharrte in seinem Optimismus, der rührend genannt werden müßte, wenn er nicht so kindlich gewesen wäre, und hielt die Welt „voll von großen Menschen, vortrefflichen Menschen". Und was für ein geordnetes häusliches Leben vielleicht das Schlimmste war, er strebte nach Ueberfluß; er wollte seinen Wohlstand immer nur auf die Größe seiner Einnahmen, nie auf die Beschränkung seiner Ausgaben gründen und kam dadurch niemals in geordnete Verhältnisse.

Als Forster nach Göttingen kam, von Kassel, wo er als Professor gewirkt hatte, im Begriff nach Wilna zu gehen, wohin ihn ein günstiger Ruf zog, noch immer umstrahlt von dem Rufe des Weltumseglers, den er sich in sehr jungen Jahren erworben hatte, war er ein Mann von 30 Jahren.

Seit 1778 stand er mit Heyne in Verbindung. Damals hatte er dem Göttinger Professor seinen Dank für die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Gesellschaft der

Wissenschaften ausgesprochen. Im folgenden Winter war er zum erstenmale nach Göttingen gekommen und war in irgend einem gesellschaftlichen Kreise Theresen gezeigt worden; sicher verkehrte er seit 1782 in der Familie des Gelehrten. Die Verbindung mit Heyne wurde durch einen Briefwechsel unterhalten, zu dem Forsters Benutzung der Bibliothek und seine Mitarbeiterschaft an den Göttingischen Gelehrten Anzeigen hauptsächlich den Stoff abgab. Aber das Vertrauen, das der jüngere in den älteren Gelehrten setzte, war so groß, daß er ihm seine Berufung nach Wilna anvertraute und von ihm Rat verlangte, ob er dem Rufe folgen sollte. Zu dieser Frage mochte er gerade durch den Wunsch veranlaßt worden sein, eine Lebensverbindung mit Heynes Tochter zu schließen. In der Göttinger Gesellschaft, wie in jeder anderen, in der er erschien, machte er einen vorteilhaften Eindruck.

„Nicht weil er hübsch war," wie seine Gattin 45 Jahre später schrieb, — „seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt, der heftige Skorbut, den er auf seiner Seereise erlitten und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne gänzlich verdorben; aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannigfachsten Ausdruck und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch den Geist und die Empfindung einer größeren Verschönerung und eben auch des Gegenteils fähig gewesen wäre."

Ehe Forster nach Wilna ging, warb er um Therese Heyne. Er hatte, wie wiederum seine Frau berichtete, „das Glück unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Wege entgegenkommen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteigerten Freundschaft gewährte".

Er hatte mehrfach eine Frau zu erlangen gesucht. Teils reizte ihn dazu sinnliches Begehren, obgleich er sich in merkwürdiger Verkennung seines Wesens Sinnlichkeit absprach, — nur einmal (Briefwechsel I, 422) charakterisierte er sich als sinnlichen, eitlen, eigensüchtigen Menschen, — teils der Wunsch, aus der Unordnung herauszukommen, die ihn namentlich in Kassel quälte, teils der jedem gemütvollen Menschen inne wohnende

Drang, eine vertraute und vertrauende Lebensgefährtin, eine Ratgeberin und Trösterin für sich zu erlangen. Bei einer solchen Wahl war er im Begriff, recht leichtsinnig zu Werke zu gehen. Er hatte seinem Freunde, dem Berliner Buchhändler Spener, den förmlichen Auftrag gegeben, für ihn eine Frau auszusuchen, und sich mehrfach geneigt gezeigt, auf dessen Vorschläge einzugehen. „Ich suche nicht gar zu viel bei einem Weibe," hatte er noch Ende 1782 geschrieben. Ihn hatte also bei der Wahl Theresens zunächst das Verlangen nach einer Ehefrau geleitet, er empfand sodann, nachdem dieses Band geknüpft war, eine große Befriedigung, die Tochter eines der berühmtesten Gelehrten, ein viel umworbenes Mädchen, erobert zu haben. Auf sie, als sie ihre Zustimmung gab, wirkten verschiedene Gründe ein: Sie war, obgleich sie Forster nicht liebte, gefesselt von dem berühmten Namen, nicht ganz frei von dem Streben, Nebenbuhlerinnen, an denen es ihr in Göttingen und sonst nicht fehlte, zu überflügeln und neidisch zu machen, hauptsächlich aber von der Sucht verzehrt, eine Versorgung zu erhalten und dem Vater nicht mehr zur Last zu fallen. War sie doch, gerade zu der Zeit, da Forster erschien, bereit, einen Witwer mit zehn Kindern zu heiraten, nur um in eine von dem Elternhause unabhängige Stellung zu kommen.

Schon im Jahr 1783 hatte sie in den vertrauten Briefen an ihre Freundinnen die merkwürdigen Aussprüche gethan: „Ich lebe nicht für mich; ich werde auch unglücklich werden für andere. Aber fest ist's geschworen: man soll mich stets für glücklich halten, sei mein Schicksal, welches es will." Und ein andermal: „Wenn jetzt ein Mann, den ich haßte, meine Hand forderte, wär' sein Vermögen so, daß ich bestehen könnte, ich machte mich elend, meinem Vater, meinen Geschwistern den Vorteil zu verschaffen."

Auch sogenannte gute Freundinnen mögen dazu geholfen haben, Theresens Entschluß nach dieser Seite hin zu lenken. Unter ihnen war Karoline Michaelis die thätigste. Diese scharfsinnige, witzige, geistreiche aber selbstsüchtige und gemütlose Frau war Theresens böser Geist. Sinnlich und sittenlos zeigte sie sich schon in ihren Mädchenjahren, in denen sie sich in allerlei

zweideutigen Verhältnissen herumtrieb. Als erwachsenes Mädchen — denn den Umgang der Kinder hatten, wie schon erwähnt, die Eltern verboten — trat sie Theresen nahe. Aber trotz einer gewissen Zuneigung bewies sie ihr gegenüber hauptsächlich Neid und Eifersucht. Sie war es, die Theresen, die schon zu der Zeit, als Forster zum erstenmal von ihr erblickt wurde, bewundernd zu ihm aufgeschaut hatte, „entsetzlich encouragierte".

So kam die Verlobung, eigentlich mehr der Verspruch zu stande. Eine wirkliche Verlobung konnte es nicht sein, weil Forsters Verhältnisse zu unsicher waren, als daß Heyne eine feste Verbindung gestattet hätte, und weil Therese sich nicht vollkommen frei fühlte. Das wurde sie erst kurz darauf. Denn eine der ersten Mitteilungen, die Therese dem Freunde zu machen hatte, — die einzige Stelle aus ihren Briefen an Forster, die von diesem seinem Freunde Sömmerring mitgeteilt wurde und durch diesen Zufall erhalten ist, besagte, „daß sie nun von einer Seite frei sei, indem sie fest entschlossen wäre, einen Menschen nicht zu nehmen, der sie in ihrem Vaterlande gelassen hätte, dessen ganzes Wesen ihr aber zuwider wäre". „Ich weiß nicht, wer das sein kann," fügte Forster hinzu; wir können nur seine Worte unterschreiben.

Wie durch diese Stelle angedeutet ist, wurde von den Verlobten, die man nicht Liebende nennen kann, ein Briefwechsel geführt, jedoch unter der Bedingung, daß die Briefe Forsters an den Vater gesendet werden mußten und von Liebe nicht gesprochen werden sollte. Bald indessen wurde das strenge Verbot umgangen: teils durch Vermittelung der Mutter, die auch in diesem Falle Theresens Vertraute war, teils durch Sömmerring, Forsters bereits genannten vertrauten Freund, der sich schon aus Freundschaft für dieses Bündnis interessierte und auch seinerseits eine Art Zuneigung zu dem interessanten Mädchen empfand.

Dieser Briefwechsel ist von seiten Forsters erhalten. Es sind aus der Zeit von etwa fünfzehn Monaten (Frühjahr 1784 bis Hochsommer 1785) verhältnismäßig wenige, aber sehr ausführliche Schreiben, die Forster selbst einmal richtig als Predigten charakterisiert. Es sind Selbstbetrachtungen, Schilderungen der Umgebung, sowohl der Landschaft als der Menschen, gute Lehren

über Lektüre und Charakterentwickelung, auch Mitteilungen aus der eigenen Lektüre, sowie Belehrungen über Küche und Haushalt. Es sind keine Liebesbriefe, Forster redete die Adressatin mit Sie an und verstieg sich höchstens zu der Bezeichnung: „meine beste, einzige Freundin".

Gelegentlich ging Forster wohl auf Theresens Bekannte ein, sprach einmal auch (Briefwechsel I, 404) von „Ihrem Freunde", wo aber die sorgliche Herausgeberin den Namen nur durch ein Sternchen andeutete.

Kommt nun in den an die Braut gerichteten Briefen des fernen Bräutigams, weil er sich den aufgelegten Bedingungen fügen mußte, wenig oder nichts von Liebe vor, so atmen die von Forster an seine Freunde geschriebenen Episteln volles Glücksgefühl. An Spener schrieb er 12. Februar 1785: „Ich habe alle Tage, alle Stunden mehr Ursache, mich der Wahl, die ich getroffen, zu freuen. Ist noch Glück in der Welt, so bringt es mir meine Therese." Und Sömmerring gegenüber, dem Freunde, dem kein Fältchen seines Herzens verborgen war, sprach er wiederholt von seiner Seligkeit. Zu völliger Ruhe, so klagte er mehrmals, könne er nur deshalb nicht kommen, weil er traurig empfinde, Theresen ein so wenig glänzendes Los in einem so elenden Lande bieten zu müssen.

Was fühlte und wie benahm sich Therese? Ihre Lage war peinlich genug. Sie war versprochen und mußte annehmen, daß wenige von der Verbindung wußten, obgleich durch Karolinens Indiskretion das Verhältnis in manchen Kreisen Göttingens bekannt geworden war.

Daher mußte sie sich möglichst unbefangen dem großen Schwarm ihrer Verehrer zeigen, der nach wie vor sich um sie bewegte, und der um so zudringlicher wurde, je mehr gerade das Halbwissen die Verwegenen reizte. Ob nicht doch einer von „diesen Bübchen", wie sie die Studenten nannte, die von der kräftiger redenden Karoline als „ein elend Packwesen" tituliert wurden, ihr Herz mehr als es Forster lieb gewesen wäre, in Anspruch nahm? Einstweilen liebte sie den Bräutigam nicht, und war über die Aussicht, zwei bis drei Jahre auf das Wiedererscheinen eines ihr im Grunde fremden Mannes zu warten,

nicht sonderlich erbaut. Es war damals, wie wohl in ihrem ganzen Leben, etwas Unersättliches in ihr; gerade als kühle Braut eines fernen Mannes war sie doppelt empfänglich, wie sie doppelt schutzlos war. Ein von wahrer Liebe erfülltes Mädchen wird, mag der Geliebte oder Verlobte auch noch so fern und die Zeit der Verbindung mit ihm noch so weit herausgerückt sein, in dieser Liebe eine Schutzwehr finden; sie wird, obgleich sie selbst von Liebe stammelt, und täglich Liebesworte zur Lektüre empfängt, selbst in ihren Phantasien die Keuschheit wahren; die Gebundenheit dagegen an einen kaum gekannten, ungeliebten Mann ist eher geeignet, der Frau, die nur aus äußeren Rücksichten ihr Wort verpfändete, die Sinne zu verwirren, Begehren aufkeimen zu lassen, die der Ungebundenen ganz fremd waren.

In solcher Lage war Therese, als ihr ein junger Mensch nahe trat, der die früher (S. 27 fg.) erwähnten Beziehungen zum Grafen Schulenburg täppisch zerstörte (Brief an Lisette v. Struve, 28. Dezember 1806): „Dieses war der Bruder unseres General Wrede[17]. Er liebte mich, oder heuchelte mir Liebe — ich war Braut, und seine Heftigkeit exaltierte meinen Kopf, ich fühlte meine Gefahr und verließ Göttingen, um in dem Krankenzimmer meiner Freundin Schneider in Gotha mit mir selbst wieder einig zu werden. Dort pflegte ich dieses seltene Geschöpf sechs Monate, bis zu ihrem Tod, und kehrte erst mehrere Wochen nach Wredens Abreise von Göttingen zu meinen Eltern zurück. Dieser Schritt, Göttingen zu verlassen, wo zum erstenmal mich Liebe band, war die schönste, kühnste That meiner Jugend. Ich fühlte, was weibliche Würde und Forsters Hoffnungen mir auflegten, und that es mit blutendem Herzen, that es unbedingt, — denn nie sah und schrieb ich Wrede mehr — auch hier war meine Mutter meine Vertraute. Aber W. war ein Mensch sans foi et sans loi — das betrifft aber nicht mich. Mein kindlicher Heldenmut imponierte ihm. Das liebe Publikum verstand mich damals nicht, und beurteilte mich nach seinem innewohnenden Edelmut."

Daß sie gerade nach Gotha ging, hatte seinen Grund in

der tödlichen Erkrankung ihrer Freundin Auguste Schneider. (An Böttiger, 10. August 1816.) „Nach anderthalb Jahren vom Anfang dieser Bekanntschaft ging ich zu Augusten nach Gotha zurück und pflegte die dem Tode zueilende, vom 2. September bis 23. Februar, wo sie in meinen Armen starb. In diesen Monaten war ich täglich in des alten Herzogs Gesellschaft, er behandelte mich wie seine Tochter, nannte mich immer: ‚unser Kind‘, gegen Auguste — ich habe diesem armen guten Mann vieles zu danken, das ich erst spät erkannte. Zuvörderst die sehr große Indifferenz gegen das persönliche Beisammensein mit Fürsten und großen Herren (ich sah den guten Prinzen August auch sehr viel) — dann war mir mancher Blick in der Nähe in die armseligen Bedingungen der Möglichkeit, unter denen Fürsten gute und bessere Menschen sein können, sehr wohlthätig, wie ich als Republikanerin alle auszufegen gute Lust hatte — ich liebte und ehrte den einen so herzlich, daß ich nie gegen keinen unbillig sein konnte, aber er und ein und der andere, die ich nahe gesehen, haben mich auch auf zeitlebens von der Bewunderung für geborene Fürsten geheilt. Dann hätte ich, wäre ich nicht Forsters Braut gewesen, dem alten Leibmedikus Grimm sein Leben froh oder trüb gemacht — denn dieser gescheite 48jährige Mann beehrte mich 19jährige Hexe mit einer Neigung, deren Wert ich zu erkennen wußte, und die mir mehr Selbstbewußtsein gab, wie die hoch und teure Liebesnot und Anbötung (so sprechen's unsere geistlichen Herren aus) manch eines Grafen und Herrn der Göttingschen Hohenschuljugend damaliger Zeit. Dann hatte ich dort viele liebe Gespielinnen und eine Freundin, deren armes verfehltes Leben der Tod im selben Jahre wie Hubers ein Ziel steckte — Amalie Reichard."

Der ausgezeichnete, allgemein verehrte Arzt Grimm — als 85jähriger Greis 28. Oktober 1821 gestorben — damals den Fünfzigen nahe, seit einigen Jahren verwitwet, machte ihr den größten Eindruck und bewahrte ihr in allen Wechselfällen des Lebens warmes Gedenken. Dies geht aus einem Briefe Thereses an Schlichtegroll hervor (22. Februar 1805): „Grimm denkt noch meiner. Dafür lohn' ihn der Himmel! Ich habe niemand

meiner Bekannten vergessen, und Sie kamen einem sehnlichen Wunsch zuvor, da Sie mir Nachricht von ihnen gaben. Aber Grimm ist mir vor allen teuer."

Und 1812 schrieb sie (an Böttiger): „Lebt mein werter, gütiger Grimm noch? Er half meiner Charakterentwickelung ansehnlich fort durch sein Verhältnis zu mir. Dem sehr bestimmten 19jährigen Mädchen war es eine Wohlthat, statt der bewundernden, obenaus seufzenden Schulbübchen in Göttingen mit einem Manne in ein Verhältnis zu treten, in dem das Herz sehr verwickelt war."

Als Auguste gestorben war, zog Therese für einige Wochen zu Frau Ettinger, der Gattin des bekannten Gothaer Buchhändlers, die in erster Ehe mit Herders Vorgänger in Weimar verheiratet gewesen war. Damals trat sie auch der Amalie Seidler näher, die später die Gattin des bekannten Reise- und Theaterschriftstellers H. A. O. Reichard wurde. Auch mit diesem, der auch ein Bekannter Forsters war, befestigte sich das früher geknüpfte Verhältnis. Doch wurde es später gelöst, weil die verschiedene Beurteilung der Revolution die Männer schied.

Glücklicherweise sind wir aber über Theresens Stimmung in Gotha nicht bloß durch Briefe unterrichtet, die 20 Jahre später geschrieben sind. Vielmehr hat sich aus der Gothaer Zeit[18]) selbst ein Briefchen an ihren Onkel Blumenbach erhalten (30. Januar 1785), in dem sie folgende gewiß völlig wahre Charakteristik ihres Wesens gibt.

„Jetzt empfind' ich vielen Kummer, viel Verdruß, aber auch viel Beruhigung. Ich habe die Freude, mich gehochachtet zu sehen von einem jeden, der mich genauer kennt. Das Bild einer Kokette, eines Romanenmädchens, das sich die Leute von mir machten, fängt an zu verschwinden, und man sieht nur noch das Mädchen von Verstand, der man ihre lebhafte Thorheit um ihres guten Herzens willen verzeiht. Ich bin jetzt sehr zufrieden, beruhige mich über vieles, was ich nicht ändern kann, und danke der Vorsehung innig, selbst für meine Leiden. Gott erhalte mir diese Fassung. Meine Zukunft wird mir täglich lieber. Der Gedanke, Euch alle zu verlassen, betrübt mich wie eine Sache, die geschehen muß, und die nicht mit dem Glück

einer Verbindung zu vergleichen ist mit dem besten, geliebtesten Mann. Ist es nicht ein Glück, für das ich dem Himmel den feurigsten Dank schuldig bin, daß mein lieber, lieber Freund in Wilna seine Gesundheit so glücklich erhält?"

Vornehmlich aber sind zur Erkenntnis ihres Gemütszustandes ihre von Gotha aus an Sömmerring gerichteten Briefe wichtig. Aus ihnen geht hervor, daß gerade das Zusammenleben mit Auguste, der dem Tode Geweihten, ihre Empfindungen reinigte, ihr ganzes Sein erhob. Während dieses Aufenthaltes lernte sie die illegitime Verbindung Augustens mit dem Herzog verstehen; sie begriff, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Maitressenwirtschaft, sondern um eine unter höherem Gesetze stehende, und nur nach ihm zu beurteilende Verbindung handle, in welcher der durch eine unbeglückte Ehe gebundene Mann in dem Weibe seiner Wahl, einer geistig und gemütlich hochstehenden Frau die Ergänzung findet, deren er zu seinem wahren Glücke bedarf. Gerade durch das Anschauen der Leiden ihrer Freundin wurde sie sanft und ergeben. Nicht in dem Sinne, daß sie, wie jene es that, sich der unerbittlichen Bestimmung der Gottheit unterwarf, sondern in dem, daß sie vermöge des inneren Friedens, der in sie einzog, äußeres Glück nicht weiter verlangte. Aber auch der Anblick einer wirklich großen Liebe mochte ein wärmeres Gefühl für Forster in ihr erregen. (Vgl. an Sömmerring, 10. Februar 1785.)

Am 4. April war Therese, von ihrer Mutter abgeholt, wieder nach Göttingen gekommen; im Mai hatte sie mehrere Wochen lang während einer Reise der Eltern „Kinderwärterin und Hausmutter" zu sein. Gerade jetzt, da sie erfuhr, daß der Termin ihrer Verheiratung mit Forster viel näher sei, als sie ursprünglich geglaubt hatte, trat der Mann in ihr Leben, der ihr verhängnisvoll wurde: F. L. W. Meyer.

„Ich liebte jetzt," so bekannte sie 1806 einem Freunde, „zum erstenmal allumfassend, unbeschreiblich und glücklich." Und in demselben Briefe erklärte sie sich deutlicher mit den Worten: „Meyer leitete mich oder beherrschte sich, denn er erhielt mir meine kindliche Keuschheit in Gedanken und That."

Meyer, geboren am 28. Januar 1759, gestorben 1. Sep-

tember 1840, war kein großer Schriftsteller, denn seine Gedichte, Dramen, Romane bedeuten nichts und die Biographie seines Freundes, des Schauspielers und Dramendichters Schröder, ist wesentlich eine Materialiensammlung. Den Zeitgenossen imponierte er mehr durch sein Wesen als durch seine Werke. Er wurde von Schiller geschätzt, von Goethe gern gelesen, von Herder, der sich unter den dreien am leichtesten enthusiasmierte, hoch gerühmt. Man traute ihm das Größte zu und hoffte immer von neuem, Bedeutendes von ihm zu empfangen, wenn man auch nur Unbedeutendes von ihm erhielt.

Schrankenlose Individualität — mit diesem Wort kann man Meyers Eigentümlichkeit bezeichnen. Sein eigenes Selbst, nicht die ihn umgebende Welt erschien ihm als das Wichtigste und Interessanteste, und gerade, weil er diese Selbstpflege, um nicht zu sagen Selbstvergötterung, ohne Scheu offenbarte, machte er dieses Selbst auch anderen interessant. „Sie dürfen nur das sein, was Sie sind," schrieb Heyne ihm einmal, „wozu Sie Natur gestempelt, Kultur gebildet hat."

Ein solcher Mann ist kein Stürmer und Dränger und sollte nicht überwältigend wirken, und doch war er ein Frauenbezwinger und Herzensbrecher; wo er hinkam, stiftete er Unheil. Er war gewiß kein bloßer Sinnenmensch; ein paar Frivolitäten und leichte Anekdoten, die bei ihm vorkommen, können dies nicht beweisen. Sein eigener Ausspruch: „Das Glück der Menschen beruht auf Sittlichkeit," hindert wohl die Annahme, daß er sein Glück in Unsittlichkeit gefunden habe. Doch gehörte er zu den Menschen, welche die Frauen nicht entbehren können; „er habe sich nicht entschließen können," so meinte er einmal, „um einer Einzigen willen dem ganzen Geschlecht untreu zu werden".

Im Sommer 1785 entwickelte sich rasch, wie im Fieber, ein eigenartiges Verhältnis zwischen Meyer und Therese: von ihrer Seite ein Lechzen nach Liebe, die sie nie gekostet, von seiner Seite neben echter Empfindung das Triumphgefühl, die liebende Gesinnung einer Frau für sich zu besitzen, die einem anderen gehörte. „Ist denn unsere Verbindung ein so alltägliches Ding, daß sie jedermann begreifen könnte?" so schrieb

Meyer während dieser Zeit des Rausches in den kurzen Billets, die sich erhalten haben. Sie litten beide im Kampf zwischen Begier und Entsagung. Er rang sich schließlich zu dem Bewußtsein durch, sie nur als Schwester zu begrüßen, obgleich er sie leidenschaftlich verlangte; sie wahrte ihre Frauenwürde, wenn auch ihr Herz nur zum Teil dem gehörte, der sie zur Frau machen sollte.

Da kam Forster zurück. Viel früher als er ursprünglich gewollt oder wenigstens offen als seine Absicht erklärt hatte, nachdem es ihm gelungen war, den alten Heyne zu überrumpeln, wobei er in Therese und Frau Heyne die wirksamsten Bundesgenossinnen fand. Und nun beging er aus Schwäche oder Güte oder Verblendung einen der unbegreiflichsten Irrtümer seines an Fehlern reichen Lebens: statt dem Dritten ruhig und kühl gegenüberzutreten, mit der Absicht und Hoffnung, das Andenken dieses Eindringlings allmählich aus dem Herzen seiner Braut zu vertreiben — entschiedene Strenge hätte bei einer starken Natur, wie die Theresens war, nur das Gegenteil des Gewünschten erwirkt — ging er geradezu mit Wonne in den Freundschaftsrausch ein, der beide beseelte. Bald einte auch den neuen Ankömmling und den einheimischen Liebhaber das brüderliche Du; Meyer wurde Forsters Assad, als ein Genosse der „Dreieinigkeit" erscheint er in den Briefen selbst theologischer Freunde. „Forster schwärmte mehr wie wir zwei," schrieb Therese 20 Jahre später, „ließ uns einander ewige Liebe schwören, bat von mir keinen Kuß, den ich nicht auch Meyer anbot."

Glücklicherweise dauerte dies ungesunde Gebaren nicht lange, das man als Empfindsamkeitskomödie belächeln könnte, wenn es sich nicht um eine ernste Lebenstragödie handelte. Am 21. August 1785 war Forster in Göttingen angekommen. Am 4. September fand seine Hochzeit mit Therese statt. Von demselben Tage sind die Ehepakten datiert[19]). Sie besagen, daß Therese von ihrem Vater eine Ausstattung im Werte von 500 Thalern und einen Brautschatz in derselben Höhe erhalten solle, der aber nicht bar auszuzahlen, sondern mit fünf Prozent zu verzinsen sei. Im Falle des früheren Todes Theresens er-

halte Forster die Ausstattung, bei dem Vorhandensein von Kindern falle diesen Ausstattung und Brautschatz zu; sterbe Forster zuerst, so bekomme Therese ihr ganzes Eingebrachtes zurück. Forster wurde verpflichtet, seiner Gattin ein annähernd gleiches Wittum zu verschaffen. Dieser Kontrakt, dessen Bedingungen selbst für jene Zeit recht dürftig und bei Forsters kläglichen Verhältnissen überaus jammervoll waren, ist außer den Ehegatten von dem Heyneschen Ehepaare, von Blumenbach und F. L. W. Meyer unterzeichnet. Es liegt eine grausame Ironie darin, daß von den drei Männern, die dem Bräutigam beistanden, der eine durch die schnelle Heirat überrascht und verstimmt war, der zweite diese ganze Ehe mißbilligte und der dritte in der jungen Frau Leidenschaft für sich entzündet hatte und sie glühend liebte. Merkwürdige Aspekten, unter denen diese Ehe geschlossen wurde! „Außerordentliche Schicksale," so schrieb damals die klarsehende Karoline, „sind für Therese gemacht; sie haben ihren Grund in ihr selbst. Gott wende sie zum besten."

Drittes Kapitel.

Ehe mit Forster. Wilna. Göttingen. Mainz.

1785—1792[20]).

Wenige Tage nach der Hochzeit, am 7. September, reiste das junge Paar nach Kassel, von dort über Gotha nach Leipzig und Halle. Unterwegs hatten sie in Weimar kurze Rast gemacht.

„Der jüngere Forster war hier mit seinem jungen Weibchen, einer geborenen Heyne aus Göttingen. Sie aßen abends bei mir mit Herders, Wieland und Amalie Seidler, die von Gotha aus eine Vertraute der jetzigen Forster ist. Sie waren beide viel um die sterbende Schneider." Also schrieb Goethe, der im Juni 1784 in Gotha Auguste Schneider besucht und beklagt hatte, am 16. September 1785 an Charlotte v. Stein. Es ist in seinen Briefen, außer zwei kurzen Grüßen, die einzige Erwähnung der Frau, die unter seinen Leserinnen eine der verständnisvollsten und begeistertsten war. Therese sprach sich gewiß auch über diesen Besuch aus, wie sie sich über den 1783 erfolgten ausgelassen hatte (vgl. oben S. 33), aber die erneute Schilderung ist nicht erhalten.

Forster freute sich über den freundschaftlichen Ton der drei Heroen unserer Litteratur und über die Leichtigkeit, mit der sie sich ohne weiteres verstanden; Therese erinnerte sich noch viele Jahre später mit Vergnügen daran, dort einen Kreis getroffen zu haben, in dem nicht Klatsch, sondern ernste, würdige Unterhaltung geherrscht habe.

Das Gefühl der jungen Gatten, die so seltsam zu ein-

ander gekommen waren, und sich bei der Heirat ziemlich fremd waren, wurde schnell ein inniges. (Vgl. Forster an seinen Schwiegervater schon von Kassel aus.)

In Halle wurden Forsters Eltern, in Leipzig der Dichter C. F. Weiße und der Buchhändler Reich besucht. Dann ging es nach Berlin, wo ein längerer Aufenthalt vom 29. September bis 6. Oktober genommen wurde. Forster lebte aber dort nicht der frohen Gegenwart allein, sondern sorgte für die Zukunft, indem er sich vornahm, einer Witwenkasse beizutreten, die er in Berlin kennen lernte und deren Statuten er dem Schwiegervater schickte. Die Gatten wohnten bei Forsters altem Freunde, dem Buchhändler Spener, verkehrten viel mit den dortigen Aufklärern, Nicolai, Biester u. a., aber auch mit dem Minister Heinitz. Ueber Posen — kurz vorher waren sie mit dem Wagen umgeworfen worden, „so daß die großen Geister in der Pfütze lagen", wie Therese an Sömmerring schrieb — kamen sie am 14. Oktober nach Warschau. Therese war über das Land, das sie nun zu sehen bekam, weniger entsetzt als Forster befürchtet hatte. Sowohl darüber, als im allgemeinen über das Glück, das er bei der Erwählten fand, brach Forster in hellen Jubel aus. (An Heyne, Oktober 1785.) Erst am 3. November konnte das Paar aus Warschau abreisen. Mitte November kamen sie in Wilna an.

Das dortige Leben, die Umgebung, die Menschen, mit denen sie zu verkehren hatten, konnten Therese nicht erfreuen. Auch das Amt des Mannes gewährte ihr keine Freude, wie es dem Mann kein Genüge bot. Denn die üblen Universitätseinrichtungen, deren Abänderung nicht durchgesetzt werden konnte, insbesondere die mangelhafte Ausgestaltung des naturhistorischen Instituts, dem er vorstand, verhinderten Forster, der überhaupt nur mit Widerwillen dozierte, an einer gedeihlichen Thätigkeit. Seine traurigen pekuniären Verhältnisse zwangen ihn zu einer umfangreichen litterarischen Fronarbeit. Gelassen ertrug Therese diese Mißstände, begnügte sich mit geringwertigem Umgang und leistete bald auf jeden Verzicht. Nur selten erschien sie bei den Vornehmen. Das Unbehagen, das sie in dieser großen Gesellschaft empfand, kam 25 Jahre später in einem Briefe an Reinhold

1810 in folgenden Worten zum Ausdruck: „Sie schildern die große Welt ganz wie ich sie kannte, wie ich sie empfand, und immer wieder finde, jedesmal, daß ich mich ihr wieder nahe. Denken Sie sich die Empfindung, die sie mir erregte, wie ich als zwanzigjähriges Weib in Warschau zuerst unter sie gestoßen ward. Ich war nicht ohne Ansicht von Menschen und Verhältnissen, hatte viel außer meines Vaters Hause gelebt, war in der Schweiz gewesen, hatte viel Umgang mit Männern, nicht nur mit jungen Herrn gehabt — mit Männern, die es nicht nötig fanden, mir die Cour zu machen, um mich zu bilden. Aber wie war dem glühenden Herzen in der Eisregion? was empfand die keusche Jungfrau in dem Schlamm der Unsittlichkeit? — eine Idyllenunschuld, die vom Nähkissen an den Altar tritt, weiß diesen Unrat nicht zu würdigen, läßt sich vom Jargon eine Nase drehen — und steht befleckst und betrogen, ohne das Gute noch Böse zu kennen. Ich stand entrüstet und einsam, stolz und abschreckend. . . . Wenn ich aus den vertraulichen Zirkeln der polnischen Großen zurückkam (der nachmals in Warschau gehangene Fürstbischof Massalsky hielt in Wilna ein großes Haus, distinguierte Forster sehr, hob meine Bildung heraus, um manche Frau, die er nicht mochte, zu demütigen — man hatte dort sein Couvert, so oft man wollte, u. dgl. — dann waren die Tribunale brillant u. s. w.), hatte ich die Sehnsucht eines verirrten Indiers, der sich im fremden Land nach den Wellen des Ganges sehnt, sich zu reinigen."

Sie war eine gute Hausfrau und nahm es ernst mit ihren Pflichten. Sie war sparsam, begünstigte oder beantragte Einschränkungen, z. B. die Abschaffung des Wagens, den Forster in der ersten Zeit hielt, drang auf ein tüchtiges Gesinde, das sie sich, da das polnische untauglich war, aus Göttingen schicken ließ, wodurch Schmutz, Unordnung und viele Kosten verringert wurden und ein mäßigerer Verbrauch erzielt ward.

Die Gatten führten ein idyllisches Leben, heiter und arbeitsam. Sobald Therese nicht mit ihrer Wirtschaft beschäftigt war, las sie und schrieb viel, denn es war ihr, wie Forster einmal richtig bemerkt, „Bedürfnis, sich mit allem, was ihrem Herzen nahe ist, zu unterhalten". Leider hat sich von den

großen Paketen, die Forster mehrfach an die Schwiegereltern schickte — teils für diese bestimmt, teils ihnen zur Besorgung anempfohlen — nur äußerst weniges erhalten. Man weiß, ohne daß die Dokumente selbst bekannt sind, daß der Briefwechsel mit Meyer weitergeführt wurde; indessen sind nur die Briefe Forsters an jenen gedruckt. Sie, wie die Briefe an andere, erzählen von Forsters vollem Beglücktsein. (Vgl. an Sömmerring, 1. Dezember 1785.)

Selbst Fremden gegenüber, wie dem holländischen Naturforscher Camper, der im Gegensatz zu den bisher zum Zeugen seines Glücks angerufenen Freunden Therese nicht kannte, entwarf Forster begeisterte Schilderungen seiner Frau. Auch die Briefe Theresens beweisen ihre Zufriedenheit. Zwar klingt es mehr selbstbewußt als liebevoll, wenn sie an Spener schreibt: „Ich bin glücklich, denn ich bin zufrieden mit mir, ich lebe nützlich, thätig und lache jeder Zukunft, die von mir abhängt," aber demselben berichtete sie auch (1786): „Ich habe in meiner Einsamkeit Zeit, an ihn zu denken, daß er der beste Mann ist. Wie sonderbar, daß Therese Forster und Therese Heyne so ganz verschiedene Sorgen haben, doch tausch' ich mit dem lebhaften, oft bewunderten, stets betrogenen, meist hinreißend lustigen und in ihrem Herzen nie ruhigen, in der Welt lebenden und die Welt bitter hassenden Mädchen in Göttingen nicht."

Besonders wichtig aber ist die Aeußerung, die sie Forsters Freund, Sömmerring gegenüber that, 20. Februar 1786: „Mein lieber Freund, Sie wissen nicht ganz, wie sehr wir für einander leben. Ich habe schon viele Freuden meines Lebens verloren, und sie waren meist Täuschung und wurden wieder ersetzt; das Glück, das ich durch Forster genieße, ist nicht Täuschung, es kann mir nie mehr ersetzt werden, und doch würde ich suchen, der Welt noch nützlich zu sein nach seinem Tode und das Leben zu ertragen."

Alle diese Ausdrücke sind um so wichtiger, als beide Briefschreiber sich bewußt waren und bekannten, daß sich diese Empfindungen erst in der Ehe gestaltet hatten. Forster konstatierte diese Umwandelung ganz ausdrücklich (17. August 1786 an Heyne). An einer anderen Stelle führte er aus, daß nicht nur

ihr Gefühl für ihn, sondern ihre ganze Stimmung und Lebensauffassung durch die Ehe eine andere geworden sei.

Seine Freunde und seine Sorgen wurden auch die ihrigen; die Art, wie sie Karl Spener, zwischen dem und Forster sich Differenzen erhoben hatten, ernst und heiter umzustimmen suchte, bezeugt das volle Verständnis für die Empfindung ihres Gatten.

An geistiger Anregung seitens des Mannes fehlte es Therese nicht ganz. Er machte sie, wie er selbst bekennt, zur Proselytin der Botanik, sie lasen gelegentlich zusammen; sie versuchte, für ihn aus dem Englischen zu übersetzen, aber dieser Versuch mißlang, so daß er die für ihn unbrauchbare Arbeit nochmals machen mußte.

Die Zweiheit verwandelte sich bald in eine wirkliche Dreieinigkeit. Am 10. August 1786 wurde die älteste Tochter geboren, die den Namen der Mutter empfing. „So ist denn auch unser Kind", so schreibt Forster an Sömmerring, „ein Band der Natur, welches, indem es unsere Pflichten näher bestimmt und vermehrt, uns fester vereinigt, und unser Glück dauerhafter macht. Es füllt Theresens ganzes Herz und ihre mütterliche Zärtlichkeit ist ein herzrührender, entzückender Anblick."

Therese genoß mit vollen Zügen ihr Mutterglück. Noch in einer zwölf Jahre später geschriebenen und erschienenen Skizze („Briefe einer Mutter", 1798) wußte sie die seligen Empfindungen, von denen sie damals erfüllt war, als die herzerquickendsten zu preisen.

Die acht Jahre, die Forster in Wilna zu bleiben kontraktlich verpflichtet war, schrumpften auf drei zusammen. Hätte er seiner Neigung folgen können, so wäre er unmittelbar nach seiner Ankunft wieder fortgegangen. Aber der Vorschuß, den er von der Regierung empfangen hatte und allmählich tilgen mußte, hinderte ihn, vor der Zeit zu gehen. Da kam ihm das Schicksal zu Hilfe. Durch Vermittelung des Gesandten v. Stackelberg wurde er von Rußland aus aufgefordert, sich einer Entdeckungsexpedition nach der Südsee anzuschließen. Die russische Regierung übernahm es, seine Schulden zu bezahlen, versprach ihm außerdem einen ansehnlichen Vorschuß, ein großes Gehalt und eine angemessene Versorgung seiner Frau. „Therese", so

konnte Forster an Sömmerring berichten, 4. Juni 1787, „ist mit einem Heldenmute und mit einer Sorgfalt für meinen Ruhm, die sie mir doppelt teuer macht, alles zufrieden."

Das Projekt scheiterte, doch hatten die sehr ernst geführten Unterhandlungen die für das Ehepaar erwünschte Folge, daß Forster die Wilnaer Stelle aufgeben konnte. Er zog mit Frau und Kind nach Göttingen, wo er am 16. September ankam.

Unterwegs hatten die Reisenden in Weimar Halt gemacht[21]). Therese muß gerade damals auf die dortigen Großen — Goethe war freilich nicht da — einen sehr guten Eindruck gemacht haben. „Sie hat sich gar sehr zu ihrem Vorteil geändert, ist ein liebes Weib," urteilte Knebel, der nicht gern lobte.

Auch Karoline Herder und ihrem Gatten gefiel sie ungemein. „Sie liebe Frau mit Ihren Glanzaugen", redete Herder sie in einem Billette an, das unmittelbar nach dem Zusammensein, noch vor der Abreise des Forsterschen Paares geschrieben ist. Ein Brief, den Karoline am 3. März 1788 nach Göttingen richtete, ist von überschäumender Zärtlichkeit. „Kommen Sie, Liebe, Sie sollen wie der lebendige Hauch Gottes das stille Meer unseres Wesens beleben!" Auch die Briefe, die Therese von Göttingen aus an die neugewonnene Freundin geschrieben haben muß, erquickten dort sehr, wie aus den folgenden Worten Karolinens hervorgeht: „Ihre Briefe sind ein wunderbarer Ausdruck Ihres ganzen Wesens."

Als Therese nach Göttingen kam, war sie nicht mehr erfüllt von der glückseligen Stimmung, die sie in den ersten Jahren ihrer Ehe beherrscht hatte. Vielmehr muß kurze Zeit nach der Geburt der Tochter sich in dem Verhältnis beider Gatten ein Umschwung vollzogen haben. Mancherlei Gründe hatten diese Umwandlung bewirkt. Forster wurde schweigsam und verschlossen. Er beging die große Thorheit, seiner Gattin von seiner üblen materiellen Lage nichts zu sagen; die edlen Beweggründe, die ihn dazu veranlaßten, um Theresens Heiterkeit nicht zu stören, machen sein Unrecht nicht kleiner.

Andere Gründe kamen hinzu, das Verhältnis zwischen den Gatten weniger freundlich zu gestalten. Er, der wie die meisten Männer nach Abwechselung verlangte, ließ Therese zu häufig

allein und vergnügte sich an der leichtfertigen Unterhaltung anderer Frauen. Vielleicht lag die Ursache dieser Vernachlässigung darin, daß Forster, der troß seiner Schwäche etwas vom Tyrannen an sich hatte, je länger desto mehr daran verzweifelte, die Gattin umzumodeln, ihre Selbständigkeit zu unterdrücken. Eine Aeußerung wie die folgende (an Sömmerring 8. Juni 1786): „Die Ehe hat allemal wichtigen Einfluß auf Denkungsart, Grundsätze, Charakter des Mannes, indes die Frau fast gar nicht verändert wird; äußerst selten sind die Beispiele, wo eine Frau wirklich durch den Mann gebildet wird, von ihm Grundsätze, Denkungs- und Handlungsart annimmt," klingt, obgleich sie mitten im Gefühl des Glückes geschrieben ist und obgleich Forster es ablehnt, sie auf seine Ehe anzuwenden, doch bedenklich genug und läßt den tieferen Grund der Umwandlung vermuten. War die Frau durch diese Vernachlässigung gekränkt, so glaubte auch Forster Grund zur Eifersucht zu haben. Die Korrespondenz seiner Gattin mit Meyer, die er zwar selbst begünstigt hatte, fing an, ihn zu beunruhigen, da er sie wohl für bedenklicher hielt, als sie war. Die Hauptdifferenz lag jedoch in dem verschiedenen Temperament beider Gatten und in der entgegengesetzten Auffassung, die beide von der Ehe hatten. Forster war sinnlich, Therese von Sinnlichkeit entfernt; für Forster war das Kind nur eine Stufe in seinen Freuden, für Therese das Ziel. Ehelicher Genuß war für Forster Bedürfnis, für Therese ein Zwang, dem sie sich ungern fügte. Es mochte ihr gehen wie manchen Frauen, daß sie durch die Geburt des Kindes das Opfer gebracht hatte, das sie ihrem Frauenberufe schuldig zu sein glaubte; nun trat bei ihr das Bedürfnis nach Ruhe, vielleicht auch ein physisches Unbehagen gegen den Mann, den sie nie völlig geliebt hatte, gebieterisch auf. „Oft sagt mir Therese, sie habe keinen Begriff gehabt, daß ein Mensch so gut sein könnte," so schrieb Forster einmal an Sömmerring und sah irrig in dieser Aeußerung der Gattin auch ihre volle Beseligung. Die Stimmung jedoch, der auch diese Worte entstammten, war eine entgegengesetzte. Denn bei Theresens kampffroher, energischer Natur, für die ein Sieg nur Wert hatte, wenn er täglich neu errungen werden mußte, konnte

gerade diese Güte des Mannes nicht beseligend, sondern eher ernüchternd und abschwächend wirken. Derartige Stimmungen lassen sich nicht beweisen; Andeutungen davon sind in den Briefen zu finden, wiewohl man über solche nicht ganz klare Empfindungen selbst an die Vertrautesten nicht zu schreiben pflegt; daß sie damals schon herrschten und zusehends stärker wurden, ergibt sich aus den Thatsachen, von denen bald zu berichten ist.

In Göttingen trat Meyer dem Ehepaar wieder persönlich nahe. Theresens Liebe zu ihm erwachte aufs neue. Sie hatte den Takt und die Offenheit, die Bitte zu wiederholen, die sie schon früher an Forster gerichtet hatte, sie nicht nach Göttingen, sondern nach Gotha zu bringen. Forster wollte zuerst nicht sehen, was um ihn vorging, und war zu stolz, um zu fürchten. „Du fehlst uns beiden zu unserer Glückseligkeit,“ hatte er, nicht etwa Therese, an Meyer von Wilna aus geschrieben; nun schien ja diese Glückseligkeit erreicht zu sein. Gewiß durfte er bei einem Vergleich zwischen sich und dem Freunde seiner Superiorität sicher sein. An Geist und Charakter war er jenem so unendlich überlegen, daß man kaum wagen darf, beide Menschen, oder auch beide Schriftsteller in einem Atem zu nennen. Und doch bedeutete für Therese Meyer die erste Jugendliebe, die flammende Leidenschaft. In ihrer eigenartigen Auffassung fühlte sie sich nun, da sie das Leben und die Männer kannte, bedroht, sie, die als junges Mädchen durch ihre Unschuld gewappnet, keinen Schutz nötig gehabt hatte. Einer Schuld im gemeinen Sinne des Wortes war sie gewiß auch damals nicht zu zeihen. Unvorsichtigkeiten, entstammend aus ihrem lebhaften Gefühl, aus ihrem raschen Temperament, beging sie gewiß, die Treue verletzte sie nie. „Ich habe geirrt, gefehlt, aber nie betrogen, bin nie leichtsinnig gewesen,“ bekannte sie später ihrem Vater, den sie als Richter in ihrem schweren Zerwürfnis mit dem Gatten anrief. Forster aber, der den Liebhaber und Freund an sich zu ziehen gewußt hatte und noch weiter von einem Leben zu dreien träumte, schrak zurück, als das Geträumte sich in Wirklichkeit umzusetzen schien.

Es kam während der Herbst- und Wintermonate 1787 zwischen den Gatten zu heftigen Scenen, zu Denunziationen

Theresens durch Forster bei ihrem Vater, zu starken Vorwürfen des Vaters, der Forster über alles liebte, gegen seine Tochter. Die Verteidigungen der letzteren, die in jüngster Zeit bekannt gemacht wurden [22]), sind überaus merkwürdige Dokumente, welche die Seele einer gequälten, nach Freiheit ringenden und mit starken Banden gefesselten Frau erkennen lassen. Nach einzelnen Aeußerungen erscheint es denkbar, daß Therese damals hoffte, Meyer, den sie wahrhaft liebte, werde ihr zu einer Trennung von Forster behilflich sein und sie dann heiraten; der Schwächling jedoch konnte an solche heldenmütigen Entschließungen nicht denken.

In dieser schwersten Zeit reiste Forster nach Hannover, um womöglich in der russischen Angelegenheit noch etwas für sich zu erlangen, später nach Berlin, teils um für seinen Vater etwas von der preußischen Regierung zu erwirken, teils um für sich thätig zu sein. Als er nach längerer Abwesenheit am 5. März 1788 nach Göttingen zurückkam, war Meyer fort; sein Leben führte ihn niemals wieder mit Therese zusammen. Forster glaubte nun, daß alles gewonnen sei. Am 25. März meldete er Spener, dem er in Berlin von dem Zerwürfnis erzählt hatte: „Das Herz meiner Therese ist ruhig, sie wird heiter und froh und alles verspricht eine heitere Zukunft.“ Am 18. Mai berichtete er Sömmerring, den er gewiß in Mainz, wo er behufs Verhandlungen wegen einer dortigen Stellung gewesen war, zum Vertrauten gemacht hatte: „Therese ist sehr wohl. Ich bin wieder völlig ruhig und zufrieden. Der Frühling gießt doch allen lebenden Geschöpfen neues Feuer und neue Lebenskräfte und mit ihnen neue Begierden ein.“

Während dieser Zeit des Wartens in Göttingen wurden manche alte Beziehungen erneuert; neu für Therese war ein längeres Zusammensein mit Forsters Schwester Antonie; der Eindruck davon war so unerfreulich, daß Therese noch 35 Jahre später sich über diesen Verkehr recht herbe aussprach. (An ihre Tochter Therese, 23. Juli 1823.) „Diese Person, wie meine Mutter sie bei einem Aufenthalt in Göttingen auch kennen lernte, ist anspruchsvoll und mißvergnügt bis zum Verrücktsein. Wahrlich, sie hat nur auf dem Weg, auf dem ich sie 1787 in

Göttingen sah, fortzuschreiten, so stund ihr das Ziel bevor. Damals fand sie sich immer unglücklich, zurückgesetzt, vom Vertrauen ausgeschlossen, in ihrer Wirksamkeit gestört, beleidigt, sobald sie nicht für jede ihrer Verfügungen gelobt ward, gekränkt, sobald man sie tadelte. — Sie hätte so gern Deinen edlen Vater gegen mich aufgehetzt, ich war jung, bewundert, stolz und sorglos — das schien ihr greulich! Ihre englische Pimpernelligkeit und meine französisch-polnische Sorglosigkeit im gesellschaftlichen Ton gab ihr Gänsehaut — doch gestand sie ein, daß ich liebenswürdig sei, und sie meinen Einfluß begriff, nannte mich aber doch ‚Armide'. Etwas Gutes und viel Mittelmäßiges muß sie doch gehabt haben, weil sie so treue Beschützer behielt; denn jene beiden Eigenschaften gehören dazu, treue Beschützer zu gewinnen."

An einen bleibenden Aufenthalt in Göttingen dachten beide Gatten nicht. Therese konnte sich an dem Orte, an dem sie so viel gelitten, kein ruhiges Leben denken, Forster hätte sich mit seiner universellen, aber nicht eben fachmännischen Bildung, mit seinem Drang, als freier Schriftsteller zu wirken, neben den sehr gelehrten, aber doch ihrer Pflicht und ihrer Neigung entsprechend auf ein einziges Fach sich beschränkenden Professoren recht unglücklich gefühlt. Eine Aussicht, nach Petersburg zu kommen, die ihm wenig lockend erschien, zerschlug sich. Dafür eröffnete sich ein anderer Weg. Er erhielt einen Ruf nach Mainz als Oberbibliothekar der dortigen Universitätsbibliothek an Johann v. Müllers Stelle, der das Bibliothekariat mit einer diplomatischen Beschäftigung vertauscht hatte. Um die Verhältnisse dieser neuen Stellung zu erforschen, die ihm hauptsächlich deswegen erwünscht war, weil sie ihn wieder mit Sömmerring vereinte, reiste Forster im April 1788 nach Mainz, während Therese mit ihrem Kinde bei ihrer Freundin Amalie in Gotha blieb. Forster, dem die Stelle am 14. April übertragen, auch das Gehalt dafür gewährt und ausgezahlt wurde, erhielt die Erlaubnis, bis zum Herbst in Göttingen zu bleiben, auf der dortigen Bibliothek zu arbeiten und sich für sein neues Amt vorzubereiten. So blieben einige arbeitsreiche und stille Monate dem Paare in Göttingen gegönnt. Während dieser Zeit war

Therese ernstlich bemüht, die Höhe der einzigen Schuld, die Forster noch zu haben behauptete, bei Spener in Berlin zu erfahren, und war fest entschlossen, alle Entbehrungen zu tragen, um sie zu tilgen. Doch war es viel schwerer, als sie glaubte, in Forsters Finanzen Ordnung zu schaffen. Auch im Juli 1788 mußte er bei seinem Schwiegervater Geld borgen, der ihn bereits einmal in Wilna unterstützt hatte. Näher lag ihrer Hausfrauenrolle, daß sie in Briefen an Sömmerring, dem sie in der letzten Wilnaer Zeit, seit der Geburt ihres Kindes, viel seltener geschrieben hatte, vielleicht infolge ihrer vermehrten Beschäftigung, wohl auch wegen ihrer veränderten Stimmung gegen Forster, mancherlei für die neue Wohnung zu Besorgendes besprach. Der erste Transport des Hausrats der Familie ging am 23. August 1788, der zweite am 20. September ab; die Familie selbst reiste am 24. September aus Göttingen, kam am 27. in Frankfurt, am 2. Oktober in Mainz an. In Frankfurt hatten sie J. G. Schlosser kennen und lieben gelernt: „Das war ein Gewinn mehr, als wir gerechnet hatten."

Vier Jahre lang wurde Mainz Theresens Wohnort.

Das Forstersche Ehepaar hatte gleich bei seiner Uebersiedelung eine Tochter Heynes, die Stiefschwester Jeannette, mitgenommen, mit deren Erziehung sich beide viel Mühe gaben. Sie blieb im Forsterschen Hause bis zum März 1790 und kam, nach Forsters Versicherung, „dank der strengen, sich immer gleichen Aufsicht ihrer sehr gütigen und immer geduldigen Schwester" als eine andere zurück, als sie fortgezogen war. Das Heynesche Ehepaar selbst, das am 17. September mit Professor Girtanner nach der Schweiz gereist war, erfreute auf seiner Rückkehr die Kinder durch seinen Besuch.

Die Familie vermehrte sich. Am 21. November 1789 wurde eine Tochter Klara geboren, die später Claire genannt wurde und seit 1794 stets unter diesem Namen erscheint. Sie wurde die ersten acht Wochen von der Mutter genährt, die Göttinger Freundin Fiekchen Dietze leistete durch ihre Pflege der Wöchnerin und dem Kinde gute Dienste. Am 4. Juni 1791 wurde ein drittes Mädchen Luise geboren, das schon im November desselben Jahres starb; am 21. April 1792 kam Forsters

einziger Knabe zur Welt, der den Namen des Vaters, Georg, erhielt, aber schon am 24. Juli starb. Therese sprach sich über den Knaben und seinen Tod in einem Briefe an Emil v. Herder, 24. Juli 1810, so aus: „Heute ist's der Jahrestag, daß mir im Jahre 1792 ein Sohn starb. Er war in jeder Rücksicht ein Kind der Thränen, zu früh geboren, weil mein gequältes Gemüt den Körper zerstörte, hatte ihn nur die künstliche Sorgfalt erhalten — wie die höher steigende Sonne die Früchte reifte, entwickelte sich plötzlich Leben in ihm, das Kind ward schön, wie ein Engelsbild — da waren viele Menschen von der Kaiserkrönung, alle die thörichten Fürsten, die den losgelassenen Löwen mit ihren verjährten Kinderwaffen bändigen wollten. Ich hatte viele Gäste zur Wohnung, und heute viele, viele am Tisch. Da rief man Luisens Vater (Huber) ab, und wie er zurückkam, sagte er mit errungener Fassung: Georg war krank, der Arzt hat ihn schon unter Händen — da eilte ich herab und der Knabe lag kalt ausgestreckt über der Wärterin Schoß. Ich schrie laut auf — da glänzten seine Augen noch einmal, und brachen dann. Und die vielen Gäste hatten das Trauerhaus verlassen — Forster war auf sein Zimmer gegangen, und in dem öden Saal, wo man geschwärmt hatte, saß ich allein und fühlte die furchtbare Zerrüttung meines Lebens — da schlug es halb zwölf, wie Huber hereintrat und mir sagte: jetzt ruht das Kind. — So lange hatte das Leben gekämpft. Da ging ich herab in das Sterbezimmer, wo die Mägde beim abgebrannten Lichte weinten; in dem Winkel stand das Bettchen, von einem Schirm beschattet, aber wie ich hintrat, sah ich's glänzend hell und das Kind glänzend hell und die Binde um sein Haupt glänzend hell, daß ich noch jeden Faden in der Leinwand vor mir sehe. Wie ich den Leichnam mit Blumen geschmückt und mit Parfüm gewaschen in den kleinen Sarg legte, sagte der Totengräber: ‚Das ist gewiß gleich ein Engel geworden, denn so eine Gestalt hatte nur das Kind der heiligen Jungfrau.' — Ich war des Kindes Amme, und darum durfte ich ihn nicht sterben sehen, sie sagten, ich könnte rasend werden, wenn die Milch mir auf die Gehirnnerven fiel. Wie der Knabe ins Grab getragen ward, sah ich ihm von meinem Fenster nach und

weinte. Da zürnte Forster und sagte: ‚Bis ich auch dahin getragen werde, wird nichts besser werden.‘ Da fühlte ich, daß wir schlechter wurden vom Beisammenleben, denn ich mußte ihn unmenschlich finden und mußte meine Indignation verhehlen. Aber da ich immer zu sterben hoffte und sein Unglück mein bitterster, ja mein einziger Schmerz war — denn er war ja mein böses Gewissen —, so nahm meine Sehnsucht, jedes Gute ihm zu thun, nicht ab.“

Die beiden so früh gestorbenen Kinder wurden auf dem Kirchhofe der Emmeranskirche begraben. Therese besuchte diesen 1809, da er schon längst in einen Blumengarten verwandelt worden war[23]).

Doch nicht immer waren es traurige Bilder, die Theresens Blick umflorten. Oft genug erglänzte er freudig. Denn sie, die in Wilna fast wie in einer Wüste gelebt hatte, wurde durch die schöne Natur des Rheins, die fruchtbare Ebene entzückt. An A. W. Schlegel schrieb sie (22. April 1790): „In den Stunden unruhigen leidenschaftlichen Schwunges wird man sich nach der Schweiz sehnen, aber bei stiller, täglich erworbener, durch gelungenen Fleiß lohnender Glückseligkeit findet man in unseren sanften Fluren den schönsten Einklang[24]).“

Wie die Natur reich und fast verschwenderisch ihre Schätze anbot, so war auch die Gesellschaft reich und belebt, die der fremden Besucher fast mehr als die der einheimischen Gäste. Mainz war der Ausgangspunkt für Rheinreisen und kein Umweg für Schweizer Reisen. Das Heynesche Paar, das sich, wie erwähnt, gleich anfangs eingestellt hatte, kam nochmals im Jahre 1791. Auch Goethe traf im Jahre 1792 ein[25]). Kotzebue war 1790 einige Monate in Mainz. Andere fremde Besucher fehlten nicht, die aber hier nicht alle einzeln aufgezählt werden sollen.

Die wichtigsten sind die Brüder v. Humboldt. Wilhelm, der in Campes Begleitung September 1789 kam und am 6. Dezember sich wieder einstellte, Alexander, der am 21. März 1790 eintraf und als Forsters Gesellschafter die Reise nach den Niederlanden unternahm. Alexander wurde Forsters getreuer Schüler und Bewunderer; für Therese ergab sich nur ein Lebensverhältnis mit Wilhelm[26]). Sie trat ihm damals sehr nahe;

bei Wilhelms leicht entzündlichem Herzen war die junge, anmutige, geistvolle Frau ihm nicht gleichgültig geblieben. Die Erinnerung an jene Tage blieb in Wilhelm lebendig, so daß er sich noch Jahrzehnte später in mehreren Stellen seiner „Briefe an eine Freundin“ sehr günstig über sie aussprach, ihren Geist und Charakter und zuletzt auch ihre Standhaftigkeit im Tode rühmte. Gesehen haben sich beide nur noch einmal im Jahre 1828. Ihr Briefwechsel war kein regelmäßiger, mehr durch Zufälligkeiten, bestimmte Bitten veranlaßt.

Ueber ein kleines Vorkommnis, in dem Alexander eine Rolle spielte, berichtete sie an Reinhold (1808): „Ich erinnere mich so einer feinen Begebenheit in Mainz, wo Forster, Huber und Alexander Humboldt — ich weiß nicht warum, worin und wozu? — trinken gingen. Um mir ihre Herrschaft über den Wein zu zeigen, kommen sie bei ihrer Nachhausekunft in mein Zimmer, wo es Forster nicht lange aushielt, sondern in sein Kabinett ging; im selben Augenblick kam der hannöverische Gesandte Steinberg — nie war ich verlegener! Huber sprudelte von Witz und Laune, Alexander lachte wie ein Kalb und ging immer um den Steinberg her, ich schenkte Thee ein und zitterte wie ein Sünder. — Nachher mußte ich oft lachen über diesen Auftritt.“

Mit den Bewohnern von Mainz ergab sich kein so inniger Verkehr des Forsterschen Paares, wie man hätte denken sollen. Nur gelegentlich sahen sie den Historiker und Dichter Alois Schreiber (1763—1841), der sich damals vorübergehend in Mainz aufhielt, wie Uxküll 1824 berichtete. Zu gar keinem Verkehre kam es mit dem Dichter Heinse, obgleich dieser während der ganzen Zeit (von 1786—1795) in Mainz lebte, zu sehr geringem mit Johannes v. Müller, der trotz der früheren nahen persönlichen Beziehungen nicht mit Therese verkehrte, sondern sich ganz einsam hielt, und sich mit Forster, mit dem er sehr viel zu thun hatte, lieber schriftlich als mündlich unterhielt.

Intimer Hausfreund war Sömmerring. Doch blieb dieser weit mehr der Vertraute des Mannes. Die Bemutterung, die Therese ihm brieflich angekündigt hatte, scheint ihm, eben weil

er sie hätte brauchen können, wenig gepaßt zu haben. Das beständige Fassen und Verwerfen von Heiratsplänen war nicht nach Thereſens Sinn. Trotzdem bewahrte sie ihm eine gewisse Innigkeit, wie die Art bezeugt, in der sie seine endlich gewonnene Braut beglückwünschte. Als er aber mit seiner jungen Frau nach Mainz kam, war Therese bereits auf dem Sprunge, die Stadt zu verlassen; bald genug trat auch das völlige Zerwürfnis der beiden langjährigen Freunde ein. Ueber Sömmerring, den Arzt, und einen anderen Mediziner, der ihr in Mainz beistand, aber durch seine Art der Behandlung gefährlich wurde, plauderte sie in einem Briefe an Reinhold, 6. Juli 1810. Die Stelle mag, wenn sie auch größtenteils von Sömmerring entfernt, im Wortlaut hier folgen: „Dabei fällt mir Sömmerring ein; im Jahre 1788, wie ich mich mit Forster in Mainz etablierte, war er eine Zeit lang mein Arzt — Forsters blieb er immer — da gab's so eine Influenza, die mich, wie jedes Uebel, sehr heftig und besonders die Brust angriff. S. hatte es damals besonders mit Kampher zu thun, und gab mir denn auch ansehnlich viel Kampher. Mein Fieber stieg auf eine wahrhaft heroische Höhe, und wie abends S. kam, lag ich und glühte wie ein Feuerwurm. S. fühlte meinen Puls und ward wie verklärt: ‚Bruder,' rief er zu Forster, ‚lieber Bruder, da mache ich eine interessante Beobachtung, Deiner Frau könnte der Kampher wirklich tödlich werden' — das heißt doch aus allen die nützliche Seite hervorsuchen. Mein eigener Arzt — er hat mir das Leben gerettet, indem er Mittel fand, mich im 25. Jahre nach sieben Monaten schleichendem Fieber, Bluthusten und bei einem gebrochenen Herzen dennoch zu erhalten — der that dann eine Wunderkur an mir, wie alle Augenzeugen gestanden, konnte mich aber früh ein paar Stunden über seine Angelegenheiten — er war in einer peinlichen Lage — so viel sprechen machen, daß ich endlich in matter Hitze ohne Stimme und Atem dasaß — wenn er dann ging, sagte er: ‚Sprechen Sie aber nicht — vor allen Dingen sprechen Sie nicht, denn das, seh' ich, erschöpft Sie am meisten.' Der Mann ging einmal, wie meine Schwäche am ängstlichsten war, zu Forster und forderte von ihm, er solle mir etwas zu übersetzen geben, etwas zu excerpieren, etwas

Schweres, das mich anstrengte. — Ob er toll sei? Der Frau, die in kalten Schweiß geriet, wenn sie eine Schublade einräumte? die Blut hustete, wenn sie ihr Kind auf den Arm nähm'? — Ja, der! Die soll sich vergessen und ihre Lage. — Und ich übersetzte Mackintosh — deucht mir? Reise nach Nordamerika. — Ein andermal, schon hergestellt, aber immer sehr reizbar und fortwährend in der schrecklichen Lage, die Folge meiner unglücklichen Ehe war, von der ich weder diesen Arzt noch ein menschliches Wesen zum Vertrauten machte, ward ich Mutter — alle Welt riet mir das Stillen ab. ‚Stillen Sie,' sagte der Mann. ‚Die Gewalt über Ihr Gemüt und die Herrschaft über die Umstände, die Ihnen Mutterliebe gibt, wenn Sie als Amme sich schonen müssen, gibt Ihnen sonst nichts."

Von den Kollegen ihres Mannes an der Universität wurde keiner Theresen vertraut. Nur über zwei sprach sie sich gelegentlich aus. Der eine war Nikolaus Vogt, Geschichtschreiber und Staatsmann (1756—1836), „ein treuer Verfechter des alten Rechts, eifriger Beförderer der heimatlichen Geschichte", wie ihn ein dankbarer Schüler nannte, dessen Buch „Die teutsche Nation und ihre Schicksale" (Frankfurt 1810) sie mit Interesse las.

Der andere war Wedekind, vermutlich derselbe, von dem oben im Anschluß an Sömmerring die Rede war, der Bruder der gleich zu nennenden Frau Forkel, mit dem sie viele Jahre später (1814) wieder in Beziehung trat. Nach dieser Erneuerung der Bekanntschaft schrieb sie an Usteri, 13. November 1815: „Wedekind — einer der närrischsten Käuze, die ich kenne, und der, so lange ich ihn kenne, immer so unklug ist, daß er, ohne alles Bewußtsein einer schlechten Handlung um den Strick herum schlenderte — Wedekind, wie er mich vorigen Herbst nach langer Zeit wiedersah, sagte in der ersten Viertelstunde mit seinem träumerischen Nasenton: ‚Sie haben die straffste Fiber, die ich je bei einer Frau sah; deshalb habe ich Sie können im Jahre 1790 beim Leben erhalten.' Nach ein paar Tagen, wie wir von der Vergangenheit sprachen, fängt er wieder an: ‚Sie haben die größte Elastizität des Geistes, die ich bei einer Frau sah; deswegen konnten Sie die Jahre 1790—1791 überstehen.' Ob ich lachen mußte, können Sie denken. Recht hat aber dieser

allerunvernünftigste Sterbliche. Der Mann hat das Schicksal, durch einen unwiderstehlichen Kitzel sich immer in Lagen einzudrängen, zu denen ihn seine Natur immer am allerwenigsten bestimmt zu haben scheint. Furchtsam, indolent, grobsinnlich, grundhäßlich, ohne äußere Bildung, ohne Biegsamkeit, brouillon, schwatzhaft, sah ich ihn sich in todesgefährliche Unternehmen stürzen, mit unerhörter Mühseligkeit arbeiten, Spartaner sein wollen, die Weiber verführen, am Hofe sein Glück machen, endlos intrigieren, gefährliche Geheimnisse mutwillig auf sich laden — und das im Jahre 1789 wie im Jahre 1814 — aber nirgends scheint er dauerhaft auszusehen. Neben diesen Widersprüchen hat der Mann so viel Verstand, Güte, Gefühl, Treue, Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis, daß man ihn mit Interesse ansehen muß. Es ist alles in ihm; aber nichts harmonisch und nichts vollendet. Das ist mir eine der häufigst wiederkehrenden Betrachtungen, daß selbst die mögliche Vollendung des einzelnen in jeder Gattung so selten ist."

Zu dem Umgangskreise des Forsterschen Paares gehörten auch Frauen. Einzelne waren nur vorübergehend als Gäste da; wie die als Reiseschriftstellerin und Dichterin bekannte Friederike Brun, die im Juni 1791 mehrere Tage Gast in Forsters Hause war, obwohl Therese damals das Bett hüten mußte. Ferner Amalie Reichard, die gerade in den Tagen eintraf, als Theresens Sohn starb. Auch Henriette v. Reden war einmal bei Therese in Mainz, vgl. unten S. 76. Am engsten verbunden mit dem Forsterschen Hause waren Karoline Böhmer und Margarete Forkel. Jene, die schon mehrfach genannt und auf die noch manchmal zurückzukommen ist, blieb auch in Mainz Theresens Rivalin, die trotz aller Freundschaft, die sie im Hause genoß, hämische Insinuationen ihren Freunden mitteilte. Sie war im März 1792 nach Mainz übergesiedelt und kam lange Zeit, außer zu Forsters, nicht aus ihrem Hause. Forster, der bald nach ihrem Erscheinen sich nicht sehr freundlich über sie geäußert, schloß sich ihr dann näher an[27]). Dagegen kam Therese mit Karoline nicht über das halbe Einverständnis heraus, das ein charakteristisches Zeichen des Verhältnisses dieser beiden merkwürdigen Frauen ist.

Die zweite Frau war Sophie Dorothea Margarete Wedekind (1765—1853), seit 1781 mit dem Musiker Forkel verheiratet, dem früheren Liebhaber von Theresens Mutter. Sie war schon 1785 als Schriftstellerin (Uebersetzerin) aufgetreten, hatte sich eine Zeit lang in Berlin aufgehalten und war vermutlich ihres schon genannten Bruders wegen, der in Mainz Arzt war, dorthin gekommen. Sie verkehrte mit Forsters in sehr inniger Weise, muß auch mit Therese, die in ihr keine Rivalin fürchtete, gut gestanden haben; ein fast zärtliches Billet gibt Zeugnis von diesem guten Verhältnis [28]). Sie wechselte wiederholt ihren Aufenthalt zwischen Mainz und Göttingen, wo sie auf Grund von Forsters Empfehlung die Bibliothek benutzte; Mitte 1792 fixierte sie sich wieder in Mainz, wo sie den Verkehr mit dem befreundeten Hause in alter Weise unterhielt. Ueber die Geselligkeit im Forsterschen Hause gibt es eine sehr anmutige Schilderung eines damals jungen, später sehr bekannt gewordenen Mannes, Justus Erich Bollmann [29]).

Von kleinen Ereignissen während jener Mainzer Zeit ist nicht viel zu berichten: Im ersten Winter war Therese fünf Tage zu Bett, „was bei ihr ohne Beispiel ist", wie Forster schrieb. Auch im Dezember 1790 hatte sie viel mit ihrer Gesundheit zu schaffen. Claire war im Herbst 1791 schwer am Scharlach erkrankt. Im März 1792 lag die ganze Familie krank danieder.

Ueber eigentliche Mainzer Vorgänge berichtete Therese später selten. Nur der Theaterbesuche gedachte sie gelegentlich in wehmütiger Weise, an die Totenfeier für Joseph II. findet sich einmal (Bemerkungen über Holland S. 19) eine kurze stimmungsvolle Erinnerung.

Von Forster allein wurden außer seiner großen Reise an den Niederrhein, deren Frucht die gedruckten „Ansichten" sind, verschiedene kleine Ausflüge unternommen. Auch Therese machte einzelne kleine Abstecher in die Umgegend. Im Hochsommer 1789 war sie mit Forster, ihrer Tochter und der Stiefschwester in Eltville, im Juli 1791, kurz nach ihrer dritten Entbindung, auf dem Lande. Im Oktober 1791, kurze Zeit nachdem die alten Heynes in Mainz gewesen, waren die Gatten zusammen

in Karlsruhe, wo der Umgang mit dem schon früher gerühmten Schlosser und dessen Gattin, der aus Goethes Jugendzeit bekannten Johanna Fahlmer, zu beiderseitiger Befriedigung fortgesetzt wurde[30]). Der wichtigste Ausflug, den das Forstersche Ehepaar und zwar in Begleitung des Freundes Sömmerring unternahm, war der nach Düsseldorf zu der Jakobischen Familie. Am 9. April 1789 war man von Mainz aufgebrochen, am 23. April war man dort wieder angekommen; der größte Teil dieser Zeit wurde in Düsseldorf, bezw. dem dicht dabei gelegenen Pempelfort verbracht. „Theresen thut die Reise wohl," schrieb Forster an den Schwiegervater. Ueber diesen Ausflug hat sich ein unmittelbar nach der Heimkehr (24. April) geschriebener Bericht erhalten, der hier folgen mag. Nicht bloß wegen der anziehenden Charakteristik Jakobis und seiner Schwestern, sondern auch wegen der darin sich aussprechenden Kunstbegeisterung, in die sich so viel eigenes Gefühl und Empfinden mischt: „Nun doch nur ein Wort von unserer Reise. Jakobis Familie und Freundschaft würde mir 25 Meilen sehr schlechter Weg im schlechtesten Wetter mit Wucher gelohnt haben. Es ist ein lieber, edler Mann. Seine Wohnung, seine Konversation, seine Höflichkeit zeigen den Mann von feiner Lebensart, voll Welt. Seine Art, Freundschaft auszudrücken, seine Kunstliebhaberei, sein Reden und Schweigen, haben einen Ausdruck tiefen, konzentrierten Gefühls. Er ist ernsthaft, und wenn nicht seine philosophischen Materien abgehandelt werden, meist nur aus Höflichkeit beim Gespräch, wenn es nicht schöne Wissenschaften betrifft. Späße macht er nicht, lacht auch wenig, und schwatzt wenig über Nichtigkeit, Stadtgespräch — deswegen hält ihn Sömmerring für einseitig. Seine beiden Schwestern, besonders die älteste, sind sehr vernünftige Mädchen, wenn sie einmal empfindsam gewesen sind, so haben sie nun die Epoche überstanden. Die ältere ist anfangs etwas zurückhaltender, die jüngere gutherzig und lachend; aber beide, besonders die ältere, wie ältere Mädchen immer sind, prüde. Jakobi muß reich sein, denn es ist viel einfache engländische Eleganz bei ihm. Ein ganzer Flügel des Hauses ist für Fremde bestimmt, wo in vier Herrschafts- und ebensoviel Bedientenzimmern alles ist, was zur Bequemlichkeit

gehört. Wäsche und Betten schön, aber bloß Leinwand und Strohstühle, allein potpourri, toilette, servante, Waschzeug, Kommode, in jedem Zimmer. Jacobi hat noch eine zwölfjährige Tochter und einen vierzehnjährigen Sohn zu Haus. Lene führt den Haushalt sehr genau und thätig. Lotte, die jüngste Schwester, hat bis jetzt des Vaters Haushalt geführt und besorgt noch jetzt mit einer Magd neun Personen, die in Comptoirsbedienten bestehen. Die übrige Familie ist uninteressant. Pempelfort als Garten ist herrlich. Promenaden mit Fischteichen, Grasplätzen, Ulmenschatten, Plateaus und babylonischen Weiden, Gemüsegarten und Orangerie, die ebensogut besorgt sind.

„Die Galerie in Düsseldorf hat mir Freude gemacht, weil ich sie zweimal, also mit Bequemlichkeit gesehen habe. Ich durchlief sie erst schnell und besah hernach die Stücke, die ich mir ausgesucht hatte. Ich sah in Dresden Raphaels „Himmelfahrt der Jungfrau" — ich denke Raphaels? und so denk' ich, ist die Düsseldorfer von Guido Reni? In Dresden steigt die Königin des Himmels wieder zu dem ihr zukommenden Thron Gottes hinauf. Sie steht, ohne schweben zu brauchen, nachdenkend mehr, wie froh, und verläßt die Welt, zu welcher die Göttliche nie gehörte. Man sieht, daß sie zum Himmel nur zurückkehrt und bei dieser himmlischen Ruhe jauchzen die Engel nicht — die Himmel feiern diese Maria. Sie ist so menschlich schön! Ich sah sie und glaubte einen Augenblick an die Auferstehung. Es ist ein Weib, das jetzt von den Leiden, von den Fesseln der Menschheit befreit, den Himmel offen sieht. Ihr trunkener Blick sieht ihn, ihr Gesicht ist verklärt, ihre Arme ausgebreitet, aber um jetzt ihre Hände zu falten, um jetzt den Gott anzubeten, dem sie sich nähert. Zwei Engel zu ihren Füßen tragen sie, sie freuen sich ihrer neuen Schwester, sie schmiegen sich an ihr Gewand — vor Raphaels Marie lägen sie schweigend auf dem Angesicht. Man kann es nicht sehen und sprechen, wenn man es fühlt, mir war, als dürften Menschen nicht sprechen, wenn Engel sich freuen. Ich fand eine sogenannte Ehebrecherin, die ich in Basel bei Mechel sah. Die Menschen, die das Weib eine Ehebrecherin nannten, lernten nur nach dem Corpus juris richten. Der Kläger lügt, oder dieses Weibes Sünde war eine

Tugend. Sie steht mit gebundenen Händen und scheint den Blick voll Thränen vor dem gefühllosen Richter verbergen zu wollen, ihr ganzes Gesicht ist Ruhe der Unschuld und in dem etwas zusammengedrückten Munde ist Schmerz und Trotz der gekränkten Unschuld. Weil's eine Ehebrecherin hieß, fand Sömmerring viel Sinnlichkeit in dem Gesicht. — Ich glaube, er wär' gestraft, wenn ich seiner Sinnlichkeit so eine Frau wünschte."

Friedrich Heinrich Jacobi, der schon vorher mit Forster in einem regen philosophischen Briefwechsel gestanden hatte, äußerte sich sehr entzückt über den Besuch und erbat seine Wiederholung[31]). Später freilich war sowohl Jacobis Ansicht über Therese als Theresens Urteil über Jacobi und seinen Kreis ein wesentlich anderes. Aus ihrem Grollen machte Therese hier wie sonst kein Hehl. In einem Briefe an Böttiger, der gerade für derartige Urteile sehr empfänglich war (17. April 1819), charakterisierte sie diese Jacobische Dreieinigkeit in folgender bitterer Weise: „Ob ich Jacobi kannte? Seit meiner ersten Heirat sehr genau. 1789 war ich einige Wochen mit Forster bei ihm in Pempelfort, endlich sah ich ihn in München wieder. Es war ein edler Mensch mit reichem Geist, aber durch seine Außenheiten (!) verzogen, endlich verbildet, zuletzt verkrüppelt. Physisch und geistig hielten seine zwei Schwestern, die mit ihm lebten, nur für ihn lebten, jeden rauhen Wind von ihm ab, so daß sie in den letzten sechs Jahren die Besuchenden im Vorzimmer unterrichteten, wovon sie nicht sprechen durften, um keines seiner wunden Fleckchen zu treffen — da war er endlich in einer künstlichen Welt und wurde wie ein Verrückter behandelt. Sein Umgang war im Jahr 1789 sehr angenehm, aber immer ein bißchen preziös. Leichtigkeit in jedem Sinne hatte er nicht — reine Fröhlichkeit, südlicher Mutwille, genialische Derbheit, als farbige Geistesfunken und Lichter mit kühner Hand auf das Gemälde gestreut, — im Gespräch, in Gedanken, in Schriften — verletzte ihn, wie eine alte Jungfer verletzt wird, er mochte sich auch von seinen Schwestern dazu stimmen lassen. Die waren sträflich. Sie wollten, daß ein Dichter nicht nur ein Apoll, sondern auch ein Joseph sei, und hätten der Venus

unerbittlich ein Schürzchen angebunden, wenn sie das Antikenkabinett gouverniert hätten. Die Münchener Spottvögel sagten: ‚In Jacobis Hause ist nur ein altes Weib, das ist der Präsident.' Aber diese Schwächen waren ihm angebildet, sein Selbst war edel und wohlthätig und uneigennützig und seine Nähe und Umgebungen waren geordnet, würdig, voll Anstand. Er war der gentlemanlikeste deutsche Gelehrte, den ich kannte."

Noch stärker hatte sie sich in einem Briefe an Reinhold, 12. Februar 1808, über die Schwestern geäußert: „Jacobis beide Schwestern hätten eben im dreißigsten Jahre auf eine Polizeiverordnung hin einen gewichtigen faux pas machen sollen, um weniger acariâtre und giftig zu sein. Besonders die älteste. Diesen Vorschlag habe ich oft gedacht, wenn ich alte Mädchen so lieblos und strenge sah. Diese älteste hat mich in früheren Jahren mit zwei Dingen sonderbar verzürnt. Einmal war ich im Anfang meiner Schwangerschaft mit Claire einige Wochen in Pempelfort. Ich verhehlte nicht, daß ich ungern wieder Mutter würde — ich war damals in der schrecklichsten Epoche meines Lebens, wo ich mich mit Haß jedes Gefühls aufrecht erhielt — aber meine Art unglücklich zu sein, erlaubte nie eine Jammercontenance — damals, 23 Jahre alt, sprang ich wie ein Reh — lieber Gott! ich habe noch weder das Talent dazu, noch leider die Gewohnheit davon verloren, welches der douairière nicht recht zukommt. — Da kam's, daß ich bei einem Spaziergang neben der steinernen Brücke immer an einer Seite auf die Bank hinauf sprang und an der anderen herab, so neben den beiden soliden Schwestern heranwandelnd. Sagt mir die Lene, ich thäte das wohl, um meinen Zustand zu vernichten. Ich kann Ihnen den Abscheu nicht schildern, den mir dieser Verdacht gegen das Mädchen gab. Ein Mädchen, das so einen Gedanken haben konnte! — Ein anderes Mal behandelte sie Iffland mit absichtlicher Geringschätzung, weil ihm ein Laster zur Last gelegt ward, das ein reines Weib nicht verstehen kann, aber wenn ein solcher Mann krank an ihm ist, beweinen muß. — Diese Art Tugend ist mein Abscheu."

Aus der eben erwähnten Thatsache mancher gemeinschaftlicher Reisen sowie aus einigen der bisher mitgeteilten Briefstellen könnte man schließen, daß die Ehe Forsters mit Therese ein gewöhnliches Nebeneinanderleben zweier verschiedenartiger Menschen gewesen sei. Doch sind andererseits schon in mehreren oben abgedruckten Aeußerungen Anzeichen der schweren Katastrophe vorhanden, die bald genug eintrat. Forster arbeitete mit angestrengtestem Fleiß, kam aber niemals in geordnete Verhältnisse. Die Schuld daran trug gewiß nicht Therese, wie Johannes v. Müller in einem ungedruckten Briefe an Böttiger 16. März 1798 behauptete, der es besser wissen mußte; denn sie hat ihren haushälterischen Sinn später ja Jahrzehnte in weit kleineren Verhältnissen bewährt, sich nicht nur stets anständig durchgeschlagen, sondern ihrem Hause einen Anstrich der Vornehmheit zu geben verstanden, sogar Schulden bezahlt, nur um das Andenken Forsters vor Schande zu retten. Die Schuld dieser Unordnung lag vielmehr an Forster selbst und bestand darin, daß er, wie sie sich viel später einmal (an Cotta, 18. September 1820) ausspricht, es „mit allem verthat" und das große Unrecht weiter fortsetzte, sie absichtlich in Unkenntnis über seine Vermögenslage zu erhalten.

Forsters ökonomische Verhältnisse wurden immer schlechter, schon 1789 berechnet er einmal seinen Verbrauch auf 3000 Gulden, während sein Gehalt nur 1600 betrug, so daß er das Fehlende durch eine überaus emsige Schriftstellerei verdienen mußte. 1790 war für die Reise nach Holland und England sein kleines Vermögen daraufgegangen, das er aus den russischen Geldern bei einem Berliner Freunde hatte aufbewahren lassen. Einen Ruf nach Pest hatte er ausgeschlagen, Ende 1788. Auf Berlin setzte er lange vergebliche Hoffnungen. Im August 1791 muß er sich an Johannes v. Müller wegen Tilgung seiner Schulden gewendet haben, erhielt aber statt wirklicher Hilfe nur wohlfeile Ratschläge. Aehnliche Klagen sprach er Dohm und Jacobi, Lichtenberg und anderen Freunden aus, ohne gerade ausdrückliche Bitte um Hilfe daran zu knüpfen. Der einzige, der wirklich für Forster etwas that, war der alte Heyne. Schon im November 1790 mußte Vater Heyne

aushelfen; durch seine Unterstützung seien sie, wie Forster berichtete, im Hause nun ganz eingerichtet. Am 3. März 1792 mußte er dem Schwiegervater aufs neue seine traurigen ökonomischen Verhältnisse klagen und empfing von diesem den allgemein gehaltenen, immerhin tröstlichen Bescheid, daß er in einer „jählings dringenden“ Not den Darbenden nicht verlassen werde. Diese ökonomischen Verhältnisse wurden noch schlimmer, ja so verwirrt, daß er eine Frau nicht mehr ernähren konnte, als Forster sich der französischen Revolution anschloß. Gewiß wurde er zu diesem Schritt rein durch ideale Begeisterung getrieben. Schon 1789 hatte er der Revolution zugejubelt; sein politisches Interesse wuchs mit den Ereignissen, die sich im Nachbarlande vollzogen. Die Beurteilung dieses Schrittes, die Darlegung seiner politischen Umwandelung, die Erzählung der Thaten, die er als Politiker in Mainz und später in Frankreich auszuführen hatte, liegen dieser Darstellung völlig fern; hier fragt es sich nur, ob Therese die Gesinnungen ihres Gatten teilte, oder selbst auf diese einwirkte. Das letztere ist von manchen Zeitgenossen behauptet worden; man bezog — selbst Huber verfiel in diesen Irrtum — die folgenden Verse in Goethes und Schillers „Xenien“:

„O, ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt,“

auf Therese, während sie auf Karoline gedeutet werden müssen[32]).

Theresens politische Gesinnungen im einzelnen lassen sich nicht darthun. Im allgemeinen kann man nur sagen, daß sie stets eine Freundin der Freiheit und eine Schwärmerin für Völkerglück und Unabhängigkeit war. Eigentlich politisch gebildet war sie nicht. Im großen und ganzen stand sie auf Forsters Seite, wurde aber gewiß in Grundsätzen und Einzelfragen so durchaus von ihm bestimmt, daß sie nach ihrer Trennung von ihm eine wesentlich andere Richtung einschlug, wie aus Forsters brieflichen Ratschlägen und Warnungen unverkennbar ist. Gewiß irrte daher Heyne, wenn er seine Tochter verdächtigte, den Enthusiasmus Forsters „mehr anzufachen, als gut ist“ (Forsters Briefwechsel II, 129). Das einzige aus jenen Tagen erhaltene Zeugnis ihrer politischen Gesinnung findet sich

in der Fortsetzung eines an Heyne gerichteten Briefes Forsters vom 20. November 1792. Dort bekannte sie auch ihrerseits das Vertrauen auf die Sache der Freiheit. „Ich bin nicht fanatisch, ich sah aber, daß dies Forsters Weg war. In Gefahr werde ich mich mit meinen Kindern nie setzen; ich würde im Fall der Not nach Frankreich hineingehen, wo ich mir Stützen fände und wo die Menschlichkeit der Einwohner Stütze ist, wie unsere Kriegsgefangenen täglich bezeugen. Unser Weg ist ernst und mühsam. — Dieses Erwachen der edelsten Kräfte anzusehen, winkt freundlich in jene Welt, wo alle Kräfte in vollem Leben stehn. Die Erlaubnis zu sprechen, entwickelt den Geist dieser verkommenen Mainzer, sie stehen und denken laut über ihre Rechte und fühlen zum erstenmal die göttliche Wärme eigenen Wertes und Wollens. Es ist wenig, was bis jetzt geschah; das Volk ist gelähmt, es hat wenig Anlagen, aber wenn dieser langsame Gang wenig Hinreißendes hat, so hütet er auch vor Fanatismus."

Therese war also in politischen Dingen Forsters Schülerin, leitete ihn weder, noch widersprach sie ihm. Daher war es kein politischer Gegensatz, der die innere Entfremdung der Ehegatten und bald auch die äußere Trennung dieser beiden wahrhaft edlen, geistig so hochstehenden Menschen hervorbrachte. Vielmehr traf vieles zusammen, um den Bruch zu bewerkstelligen. Zunächst die ökonomischen Verhältnisse, deren schon gedacht ist, und Forsters absichtliche Verheimlichung dieser Umstände der Frau gegenüber. Sodann die geistige Unmündigkeit, in der Forster seine Frau hielt, wie Heyne seine Tochter gehalten hatte. Gelegentlich bekam sie gewiß etwas zu übersetzen — von einer Uebersetzerfabrik kann man freilich nicht sprechen [33]) — aber eine wirklich geistige Erziehung der Frau durch den Mann, eine freiwillig gewährte Einsicht in die Geistesarbeit des Gatten fand nicht statt. Wenn sie einmal etwas niederschrieb, mag Forster solche Ausarbeitung mit demselben befriedigten Schmunzeln zur Kenntnis genommen haben, wie der alte Heyne die Abhandlung der Tochter über Hermes' Roman „Für Eltern und Ehelustige unter den Aufgeklärten des Mittelstandes" (Leipzig 1781), über die er sein Vergnügen äußerte. (Forsters Briefwechsel I, 789).

Es macht den Eindruck, als wenn beide Männer die geistige Unmündigkeit der Frau wenigstens bei ihren eigenen Gattinnen als Grundsatz beobachteten. Therese beklagt es noch in späten Jahren ihren und Forsters Kindern gegenüber, daß ihr erster Gatte es nicht einmal der Mühe für wert gehalten hätte, ihre regellose Orthographie zu verbessern, grammatische Regeln ihr beizubringen. Es ist höchst bedauerlich, daß dieser große und gute Mensch seine geistige Anregung auswärts suchte und sie gerade da nicht zu finden sich bemühte, wo er sie am nächsten hätte erlangen können: bei seiner Frau. Vielleicht kam noch anderes hinzu. Die Zeitgenossen, nicht bloß ganz böswillige Pasquillenschreiber, und die eigene Gattin beschuldigen Forster eines unerlaubten Verhältnisses mit Karoline Böhmer[34]). Dem verschlagenen Weibe wäre ein solches Verlangen nach späten Triumphen über ihre langjährige Nebenbuhlerin wohl zuzutrauen. Möglicherweise liegt die Erinnerung an derartige Vorgänge der Betrachtung zu Grunde, die Therese am 14. Januar 1810 bei der erneuten Lektüre der schönen Studie Schlegels über Forster an Emil v. Herder schrieb: „Forsters Schriften scheinen mir mit treffender Einsicht geschildert. — Sag, wie konnten doch diese Schriften so ganz aus dem Herzen des Menschen fließen, alles Schöne, was sie enthalten, in dem Menschen sein, und daneben so viel Unheilbringendes? unbezähmte Begierden."

Auch Forster litt schwer. Von seiner Stimmung in den Mainzer Tagen wissen wir freilich nicht so viel, wie in der Wilnaer Epoche, weil er einen auswärtigen intimen Freund damals nicht besaß; denn das Verhältnis mit Spener hatte sich Ende 1789 aufgelöst, und Sömmerring — dem er sein Herz ganz offenbarte, lebte mit ihm zusammen in derselben Stadt. Nur aus den Briefen an den Schwiegervater läßt sich einzelnes entnehmen. Ihm schrieb er ziemlich resigniert schon am 2. Dezember 1788. Auch in einer anderen Stelle (3. Oktober 1789) kommt nicht die Stimmung eines mit der Gattin vollständig geeinten Mannes zum Ausdruck, sondern eines solchen, der sich mit den einzelnen Huldbeweisen, die er empfängt, zufrieden gibt. Zu den Unbegreiflichkeiten dieses so schwer zu erfassenden Mannes

gehört, daß er die Schwierigkeiten, statt sie aus dem Wege zu räumen, immer vergrößerte. Dazu muß man sein Interesse für jenen früheren Störenfried seiner Ehe, für Meyer, rechnen. Er kümmerte sich um dessen Pläne, z. B. um die Reise nach Italien (November 1789, März 1790, April 1791), ließ sogar in einer völlig unentschuldbaren Schwäche, die man nicht bloß auf Karolinens Ueberredung schieben darf, deren Briefwechsel mit Meyer durch seine Hände gehen. Wie er es seiner eigenen Gattin gegenüber an Entschiedenheit und Gradheit fehlen ließ, so auch seinem Schwiegervater gegenüber, trotz der oben hervorgehobenen Andeutungen, an voller Aufrichtigkeit über seine Empfindungen und häuslichen Zustände. Denn auf Grund dieser seiner Berichte muß sich Heyne freundlich über die Zustände im Forsterschen Hause ausgesprochen haben, so daß Forster, Mai 1791, als seine große Freude erklärte, von dem Vater zu vernehmen, „daß die Bemühungen Ihrer Kinder in Mainz Ihnen Freude zu machen, gelungen sind". Im allgemeinen redete er in den Briefen der letzten Mainzer Jahre wenig von seiner Frau. Aeußerungen wie die (an Reuß, 9. August 1791): „mein gutes Weibchen, das Sie billig einmal umringt von ihren drei Mädchen sehen sollten," sind sehr selten. Auch in der wirklich kritischen Zeit kommen wenig deutliche Anspielungen vor. Selbst, wenn er wirklich einmal von seinen Leiden spricht, so muß man immer daran denken, daß seine politische Thätigkeit und der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten ihm gleichfalls Schmerzen bereitete, so daß jenes Wort auch auf die öffentlichen Zustände gedeutet werden mag. Man kann daher durchaus nicht sagen, daß zwei Aeußerungen, 21. April 1792 [35]), in denen er von „traurigen Erfahrungen" und „Leiden" sprach, sich bloß auf seine durch die ehelichen Verhältnisse hervorgerufene Stimmung beziehen.

Die Unglücklichere war gewiß Therese.

Man kann ein großer und guter Mensch sein und doch seine Frau tief unglücklich machen. Im Zusammenleben zweier tief empfindenden Seelen spielt das „ewig Gestrige" eine bedeutsame Rolle. Therese und Forster konnten nicht vergessen. Die Göttinger Scene trat, auch in den Momenten halben Glücks, wie ein Gespenst vor ihre Seele. Sie waren dazu geschaffen, Freunde

zu sein, aber nicht Gatten. Aus der Ferne, da das persönlich Widrige zurücktrat und nur das Geistige blieb, hätten sie sich freundlich, ja zärtlich geschrieben, sich sogar nacheinander gesehnt. Bei beständigem Zusammensein war nur das bemerkbar, was sie trennte, nicht was sie einigte. „Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Die Sehnsucht der Frau nach wahrhafter und großer Liebe brachte die Katastrophe herbei, nicht Forsters Unbefriedigtheit. Denn wenn er auch die Genossin vermißte, die ganz sein eigen war, die liebevoll auf alles einging, was ihn bewegte, im ganzen war er zufrieden. Er liebte die Frau bis zuletzt, die, wenn auch nicht willig, seine Sinnenlust befriedigte, sein Haus so sorglich leitete, daß dem Fremden ästhetisches Behagen erregt wurde und ein Schimmer von Wohlleben entgegentrat, seine Kinder milde aber konsequent erzog, durch geistreiches und munteres Geplauder die Gäste unterhielt.

Und wiederum war er es, der mit unbegreiflichem Leichtsinn den einließ und festhielt, der sein Unglück vollenden und Theresens Glück begründen sollte: Ludwig Ferdinand Huber.

Ludwig Ferdinand Huber lebt in unserer Litteratur fort als einer derer, die in das Schicksal Schillers eingriffen. Durch seinen, seiner Braut Dora Stock und Körners und dessen Braut Minna Stock gemeinschaftlichen Brief wurde, wie bekannt, Schiller bewogen, von Mannheim nach Sachsen zu ziehen. Huber war zuerst mit Schiller[36]) sehr intim. Doch entfremdeten sich beide innerlich, ehe sie sich äußerlich trennten. Schiller hatte eine geringe Meinung von Hubers Charakter und seinen geistigen Fähigkeiten. Huber besaß die Einbildung, Dichter zu sein, während er doch nur ein geschickter Journalist war, und hätte am liebsten als unabhängiger Schriftsteller gelebt, während Schiller nicht müde wurde, ihm zu einer geregelten Beamtencarriere zu raten. Eine solche schlug er auch ein, brachte es darin aber nicht weit.

Unmittelbar nach Forsters Ankunft machte der junge sächsische Gesandtschaftssekretär, der schon eine Weile in Mainz lebte, des Neuangelangten Bekanntschaft. Dieser erwähnte den neugewonnenen Freund zuerst am 13. Dezember 1788, nannte

ihn „einen unterhaltenden Menschen“. Aber bei Forsters großer Anschlußfähigkeit entwickelte sich rasch aus der Bekanntschaft eine Freundschaft. Schon am 21. Mai 1789 rühmte er ihn seinem Schwiegervater. Er und Therese verschafften dem Freunde für das Drama, an dem er damals arbeitete, „Das heimliche Gericht“, und andere Dramenversuche Bücher aus Göttingen. Huber seinerseits half Forster in seinen Arbeiten. Das Gespräch und die Hilfe des jüngeren Genossen wurde Forster bald unentbehrlich. Manche Arbeiten, z. B. die Uebersetzung der Briefe über Italien sind ein gemeinsames Werk beider. Seit Ende 1790 wohnte Huber in Forsters Hause. Ueber ihre Bekanntschaft mit ihm und die allmähliche Umbildung ihres Verhältnisses sprach sich Therese in einem Briefe an Reinhold, 4. Juli 1805, so aus: „Sechs Monat nach seiner Abreise aus Dresden lernten wir uns kennen. — Wir standen lange zweifelnd gegeneinander, 1½ Jahr. Anfangs stieß ich ihn von mir, alles traf nun zusammen, er wollte sich vergessen, und ein elender Arzt riß ihn an den Rand des Grabes. Der edle, menschliche Forster erriet vieles in dem jungen Mann, zog ihn näher an sich, ich ward ihn gewohnt, er sah mich noch ein Jahr und ging alle Schattierungen des Gefühls durch, mein Unglück ersetzte ihm meine Liebe — denn ich dachte an keine — endlich boten Umstände die Hand. Ich weiß nicht, in welchem Augenblicke, eh' wir uns erraten hatten, entdeckte er mir sein Verhältnis mit jenem Mädchen. Ich durchdachte die Sache und fand entschieden das Resultat: er müsse ihr sogleich gestehen, daß er sie nicht mehr liebe, daß die Zeit sein Gefühl verändert, daß er keine Rechte mehr an ihr Herz habe. Hubers Art über diesen Schritt zu denken war verschieden. Er zitterte vor der Wirkung dieser kräftigen Handlungsweise. Er wollte allmählich vorbereiten, er wollte die Bande lösen, nicht zerreißen. Mein Stolz verwarf dieses, meine eigene Entschlossenheit tadelte es, ich stritt 2½ Jahr über diesen Punkt, und gewann nur die Ueberzeugung, daß seine Briefe an das Mädchen so waren, daß wenig weiblicher Stolz dazu gehörte, um sie nicht zu fassen. . . . Oft dachte ich, daß ihn Schwäche verhinderte, anders zu thun — aber Schwäche macht inkonsequent, und das war er

nie, und wie nun der Augenblick des Handelns gekommen war, handelte er mit Kühnheit, Beharrlichkeit, mit unverhüllter Offenheit ... und nun sagte Huber die ganze Wahrheit, und er muß sie so gesagt haben, daß sein ganzes Engelherz darin lag. Alles schien ruhig zu bleiben. Bald darauf zerstörte der Eintritt der Franzosen in Mainz unsere bürgerliche Existenz."

So war Huber frei geworden durch Zurücknahme eines vor Jahren verpfändeten Wortes. Ob er Dora nicht mehr liebte, ob er nur die schwächer gewordene Neigung durch eine stärkere Leidenschaft verdrängt fühlte, ob er gar, wie Therese in diesem Briefe an Reinhold und in einem früheren an Mariette Hartmann andeutete, berechtigt war, von Dora als von einem unjungfräulichen Wesen zu sprechen — das bleibe unerörtert. Vor dem Richterstuhl der Moral ist er ebenso schuldig wie Therese. Er war verbunden mit einem Mädchen, das von ihm geliebt worden war, das auf ihn rechnete — er verließ sie um einer anderen willen. Sie war verheiratet; sie hätte versuchen müssen, bei ihrem Mann, selbst wenn er weniger bedeutend und edel gewesen wäre, bei dem Vater ihrer Kinder auszuharren, — sie wandte sich einem jüngeren zu. Weder Sinnlichkeit noch Berechnung oder klügelnder Verstand waren es, die sie Huber in die Arme trieben. Wäre sie berechnend gewesen, so hätte sie Huber fliehen müssen, denn bei ihm war ihre Zukunft noch unsicherer als bei Forster. Er mußte, das stand ihr klar vor Augen, seine Stellung aufgeben, die, selbst wenn er sie behalten, nicht genügt hätte, sie mit den Kindern zu ernähren. Sie ging dem unsicheren Los der Gattin eines Schriftstellers entgegen. Und welches Schriftstellers? Er war kein Gelehrter wie Forster, hatte weder dessen vielseitiges, fast allseitiges Wissen, noch seine leichte Auffassung, noch endlich seinen glänzenden Stil.

Nicht Sinnlichkeit, noch Berechnung, noch Verstand trieben sie also, sondern Liebe. Eine Liebe, die nicht nach Verdienst und Begabung fragte, die stark war gegen alle Beschwerden des Lebens, die sich sieghaft bewährte im Dunkel der Not wie unter der Sonne des Glücks. Wenn Therese später in ruhigen Zeiten von Forster sprach, so redete sie von seiner Güte und seinem Verstand; gedachte sie Hubers — und wann gedachte sie seiner

nicht? — so sprach sie nur von seinem Herzen. Sein engelhaftes Wesen zu preisen wurde sie nicht müde.

Wer will die Wege erspähen, auf denen die Liebe einzog in Herz und Sinn dieser Gefesselten? Vielleicht war es bei ihr zunächst Mitleid mit dem in unselige Bande Verstrickten, bei ihm die Sucht des Schwachen, den Ritter einer Starken zu spielen, — war es das, so erwuchs aus Mitleid und Großmannssucht ein starkes, unzerstörbares Gefühl. Ein Gefühl, das sie erhob über Schmach und Schande, die ihrer warteten. Denn sie wußten oder ahnten, daß Nahe und Ferne den Schritt mißbilligten, den sie thaten. Wie oft mögen Huber die trübselige Gestalt der Verlassenen, die zürnenden Mienen seiner Freunde Körner und Schiller erschienen sein, wie oft mag Therese des Gemiedenen gedacht haben, der acht Jahre ihr Genosse gewesen war, wie mag ihr der hämische Jubel alter Feinde und neuer Feindinnen im Ohre geklungen haben und die Klage der trostlosen Eltern, die in Forster ein Ideal gesehen hatten!

Sie mochten wehmütig das Leid empfinden, das sie anderen zufügten, aber Gewissensqualen spürten beide nicht. In ihrem und Hubers Namen bezeugte Therese vor Freunden und Kindern, vor der ganzen Welt, daß beide sich d a m a l s schuldlos fühlten, weil sie der Ueberzeugung waren, nach einem höheren Gesetz zu handeln. „Du erwähnst“, so schrieb sie 16. August 1817 an Frau v. Reden, „der Zeit, wo Du mich in Mainz sahst, meine gute Henriette? — Du beurteilst sie weise und gütig. Gern möchte ich Dir mehr von dieser Zeit erzählt haben. Ich habe sie ohne Selbstvorwurf erlebt, weiß aber jetzt, daß ich bei dem Bemühen recht zu thun Unrecht beging. — Aber wenn ich Forster wiederseh', hat er mir verziehen, so wie er hier mir nie zürnte. Er hätte mich vor allem Unrecht bewahrt, wenn er meine Bitte mich einfach wie ein gutes Weib handeln zu lassen erhört hätte. Ich bat ihn, mich von Huber zu trennen, aber er wollte das nicht und dann entstand Zwietracht zwischen Liebe und Pflicht, und alles, was das Schicksal herbeiführte, gereichte dem Zwiespalt zur Nahrung. Es bildet sich wohl jeder ein, sein Leiden sei das schwerste gewesen — deshalb mag ich nicht sagen, daß ich jeden Schmerz erschöpfte — aber ich könnte Dir wohl

ein finsteres Bild darstellen. Ich habe ein reiches Leben gelebt."

Therese verließ nicht freiwillig ihren Gatten. Forster, der für die Sicherheit der Seinen fürchtete, der seine politische Aufgabe höher stellte als die Sorge für die Seinigen, überließ diese Huber und nötigte seine Gattin zur Flucht. Als sie aus Mainz zog, 7. Dezember 1792, schied sie zwar als Forsters Frau, aber sie war überzeugt, daß ihr gemeinsames Leben mit jenem zu Ende war.

Viertes Kapitel.

Straßburg. Neuchâtel. Bôle.

1793—1797.

In Begleitung ihrer zwei Kinder, einer alten Dienerin und des jungen englischen Freundes Thomas Brand kam Therese in Straßburg an. Die Dienerin blieb zehn Jahre bei Therese und hatte mit ihr alle Fährlichkeiten des Wanderlebens im Elsaß, der französischen Schweiz und Süddeutschland zu bestehen, später kam sie zu Claire und lebte dort noch Jahrzehnte als altes, nicht immer bequemes Familieninventar. Der Engländer blieb, wenn er auch räumlich bald von ihr getrennt wurde, innerlich zeitlebens mit ihr verbunden. Er war ein Jahr lang im Forsterschen Hause in Pension gewesen, damals 18 Jahre alt, über seine Jahre entwickelt, liebte Forster schwärmerisch und sehnte sich danach, ihn, teils um seinen Umgang zu genießen, teils um ihn den Revolutionsideen zu entreißen, auf eine große Reise, deren Ziel Italien war, mitzunehmen. „Ich habe," so pflegte er zu sagen, „so heftige Leidenschaften, daß ich mit der Vernunft nicht aufkomme gegen sie. Ich bedarf der Furcht vor dem Teufel." Aber die Leidenschaft verzehrte ihn nicht, vielmehr war er, wie Therese ihn später charakterisierte[37]), „sittlich, stolz, mutig, bescheiden, enthaltsam in allem Genuß, treu und seinen Freunden geweiht". Der Treue übertrug seine ursprünglich Forster geltende Verehrung auch auf die Frau. Er besuchte sie im Jahre 1796 und drang Huber, den er Theresens wegen schätzte, einen offenen Wechsel bis zu 60 Guineen auf. Das Hubersche Ehepaar machte jedoch von diesem Anerbieten keinen Gebrauch und schickte den Wechsel von Stuttgart aus

zurück. Nach Hubers Tode wandte sich Therese mehrfach an ihn, nicht etwa um Geld zu erlangen, sondern um auch in diesem Falle ihrem geradezu leidenschaftlichen Bestreben zu genügen, ältere Verbindungen aufrecht zu erhalten.

Auch durch ihren Vater, der in England Verbindungen hatte, versuchte sie, direkt etwas von ihm zu erfahren. Brand war 1806 Mitglied des Parlaments, am 13. September 1809 durch den Tod seines Onkels Lord Dacre geworden; über alle diese Dinge bekam Therese erst 1816 befriedigende Auskunft. Damals teilte er ihr auch mit, daß der Ruin seines Landes auch ihm geschadet habe. Trotzdem bot er Aimé, dessen Taufpate er war, 500 Gulden zum Studium an. Therese konnte sich nicht entschließen, dieses Anerbieten für sich anzunehmen, sondern bat, in späterer Zeit das Geld direkt an Aimé nach Göttingen zu schicken.

Von diesem Freunde begleitet, war Therese nach Straßburg gekommen. Dort war sie an den Buchhändler Treuttel gewiesen, machte auch sonst Bekanntschaften, über die sie ihrem Gatten in verloren gegangenen Briefen berichtete. Aus einzelnen ungedruckten Briefen ergibt sich folgendes: Sie verkehrte intim in der Familie Schweighäuser. Katharina, die Frau des bedeutenden Gelehrten, schrieb am 2. Januar 1793 an ihren Sohn[38]), „Therese sei ebenso patriotisch wie ihr Gatte, sehr unterrichtet und sehr liebenswürdig"; sie fährt fort, daß die Genannten am nächsten Donnerstag, d. h. am 4. Januar, Straßburg verlassen, um sich nach der Schweiz zu begeben[39]). Therese schrieb 1826 an ihren Sohn, der auf einer Reise nach Paris durch Straßburg kommen sollte: „Wenn Du auf dem Markte bist, so frag doch nach einem Eckladen. Mir deucht, das Stadthaus en face war es rechter Hand, wo ein Tabakkaufmann Coeur wohnte. Bei diesem logierte ich, eine Treppe hoch, ein sehr hübsches Logis von fünf Zimmern. Er hatte eine Tochter, die machte dazumal alle Göttinnen der Freiheit und Vernunft und dergleichen, war fière Jacobine und ein bißchen galant." (Gemeint ist wohl der damalige Gärtnersmarkt, der heutige Gutenbergsplatz; das Eckhaus ist schwer zu bestimmen, da sieben Gassen auf den Platz münden,

also vierzehn Eckhäuser vorhanden sind; nach Theresens näherer Angabe dürfte die Krämer- oder Küfergasse in Betracht kommen) [40]).

Therese war eilig, nachdem sie nur das Nötigste ihrer Habe zusammengerafft, aus dem Hause gegangen; sie entbehrte schmerzlich vieles für sich und die Kinder. Zwar wollte Forster ihr sofort ihre sämtlichen Sachen schicken, auch seine Manuskripte, weil er sie bei ihr sicherer als in Mainz glaubte, nachsenden; beides geschah nicht. Die dort zurückgelassenen nötigen und wertvollen Dinge wurden großenteils eingebüßt. Der erwähnte Plan Forsters beweist jedoch seine damalige Gesinnung. Er schrieb eifrigst und erhielt auch seinerseits viele Berichte, so daß er bereits am 28. Dezember fünf Briefe Theresens in Händen hatte. Er dachte damals nicht an eine vollständige Trennung. Sie wollte zunächst in Straßburg bleiben, bis der Friede zu stande käme oder die Gefahr einer Belagerung beseitigt wäre. Er erteilte ihr den Rat, an dessen Befolgung ihm, dem Gesinnungstüchtigen, besonders viel gelegen war, ihre republikanische Gesinnung zu wahren. Anfang Januar 1793 sprach er die Hoffnung aus, noch manche gute Stunde mit ihr zu verleben. „Der Briefwechsel mit Dir ist meine einzige Ressource," schrieb er zu derselben Zeit. Sie hatte ursprünglich die Absicht, längere Zeit in Straßburg zu verweilen; sie dachte schon daran, durch Uebersetzungen ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wozu der obengenannte buchhändlerische Freund in Straßburg ihr behilflich sein sollte. Doch verließ sie die Stadt früher, als sie anfänglich gewillt war, und zwar wandte sie sich nach Neuchâtel. Der Plan, dorthin zu gehen, ging von dem Vater aus. Forster war ursprünglich nicht damit zufrieden, fügte sich indessen, nachdem Therese, in diesem Falle dem Vater gehorsam, den Plan ausgeführt hatte. Es ward ihr nicht leicht, die Erlaubnis zu erhalten, aus Straßburg zu gehen. Jenes junge Mädchen, die Freiheitsgöttin, von der in der vorher angeführten Briefstelle die Rede war, mußte nach der ausführlichen Darstellung, die Therese in der Biographie Forsters gab, ihren Einfluß geltend machen. Auf der Reise nach der Schweiz machte Therese in Colmar Halt und besuchte den blinden Dichter Pfeffel.

Forster dachte nicht daran, seiner Frau zu folgen, vor seinem Geiste stand nur die eine Aufgabe, der Sache zu dienen, der er sich ergeben hatte. Mag er sich geirrt haben — es ist ungerecht, ihn einen Vaterlandsverräter zu schelten; denn in jener Zeit und in der Idee der wahrhaft Denkenden und Empfindenden war die Freiheit das wahre Vaterland und nicht das Land, in dem der einzelne zufällig geboren war. Es ist auch müßig, zu untersuchen, ob er infolge der sich allmählich bildenden Ueberzeugung, daß er die Gattin doch verloren habe, sich eigensinnig auf seinen Standpunkt versteifte. Kühle Verstandesmenschen mögen ihn einen Thoren schelten — wer den Kampf für die Erreichung eines Ideals als die wahre Aufgabe eines edlen Mannes betrachtet, wird ihn bewundern, wenn er ihn auch beklagt. Wenn er damals wirklich einen Plan für sein zukünftiges Leben hatte, so dachte er daran, als freier Schriftsteller Südfrankreich zu bereisen, sich dann einige Zeit in London zu fixieren, wo er als Uebersetzer sein Brot finden würde. — Durch die Wogen des politischen Treibens wurde er indessen völlig verschlungen; er konstatierte sehr bald zu seinem großen Schmerz, daß Thereses politischer Standpunkt, seitdem sie sich nicht mehr unter seiner Leitung befand, von dem seinigen wesentlich verschieden sei, und in seiner republikanischen Einseitigkeit bemerkte er, es wäre ihm lieber, wenn sie Royalistin geworden wäre, statt sich den Feuillants anzuschließen; er sehnte sich nach Paris zu kommen, hauptsächlich um einer großen politischen Wirksamkeit willen, wenn er auch den persönlichen Wunsch dabei hegte, an der Grenze der französischen Schweiz und Frankreichs mit Therese und den Kindern noch eine Zusammenkunft zu halten.

Wirklich reiste er am 25. März 1793 mit anderen Mitgliedern des Mainzer Nationalkonvents nach Paris ab, kam am 29. dort an, hoffte aber in drei Wochen wieder in Mainz zu sein. Die Erfüllung dieser Hoffnung war jedoch infolge der Belagerung und schließlich der Eroberung von Mainz durch die Alliierten unmöglich. Auch seine persönlichen Wünsche wurden nicht befriedigt. Die Sachen, welche er an Therese geschickt, gelangten nicht an sie, mit Ausnahme einer Geldsendung, die

er ihr hatte zukommen lassen. Sehr bald bemächtigte sich ihrer die Befürchtung, daß ihre ganze Habe verloren sei, eine Befürchtung, die sich später zwar nicht im ganzen Umfang, aber in einer im Verhältnis zu den geringen Hilfsmitteln, über die beide verfügten, recht argen Weise erfüllte.

Diese materielle Sorge lastete schwer auf beiden: wenn Forster hauptsächlich den Verlust seiner Manuskripte und seiner Bücher bedauerte, so litt Therese, was man einer sorglichen Hausfrau gewiß nicht verdenken kann, schwer bei dem Gedanken, den wertvollen Hausrat, den sie wirtschaftlich gehütet und vermehrt hatte, einzubüßen. Sie that damals und später alles, um wieder in den Besitz ihrer Sachen zu gelangen. Auf den Rat ihres Vaters war sie in einen Staat geflüchtet, der unter preußischer Oberhoheit stand; als preußische Schutzbefohlene wandte sie sich an den preußischen Oberbefehlshaber General v. Kalckreuth mit der Bitte, ihr wieder zum Besitz ihres Eigentums zu verhelfen.

Auch in einem späteren an denselben Adressaten gerichteten Schreiben kam sie darauf zurück und wußte folgendes über ihren politischen Standpunkt darzulegen: „Eine vor wenig Tagen von meinem Vater erhaltene Nachricht scheint es mir zur Pflicht zu machen, Euer Excellenz noch einmal mit einigen Zeilen beschwerlich zu fallen. Sie haben mit einer Güte, deren Andenken mir ewig teuer sein wird, meine Bitten angenommen und mir Ihre Vorsprache vergönnt; diese nämliche Güte und das richtige Gefühl von Menschenwert, welches Euer Excellenz in einem Augenblick allgemeiner Verwirrung aller, aller Achtung zuzieht und aller Herzen verbindet, wird mich verstehen, wenn ich einem mir nachteiligen Eindruck bei Euer Excellenz zuvorzukommen bemüht bin. Mein Vater schreibt mir, daß die Ursache, warum alle zu meinem Besten am kurfürstlichen Mainzer Hofe gethanen Schritte umsonst wären, in der wirklich eingegangenen Anklage, als sei ich eine Klubbistin, bestünde. Das vernünftige Publikum weiß es, und die Behörde, welche Anklagen annimmt, sollte wissen, daß ich und kein Weib hat je Klubbistin sein können, weil in den ersten Tagen der Versammlung der Jakobiner durch eine ausdrückliche Akte beschlossen

ward, kein Frauenzimmer aufzunehmen, ihnen auch keine eigenen Versammlungen zu gestatten. Man beschuldigt mich also mit eben dem Rechte Klubbistin zu sein, wie man in Paris meinen Kindern verweigern könnte, die Succession ihres Vaters in Ordnung zu bringen."

In dem ersteren der zwei eben erwähnten undatierten Briefe, der etwa im Dezember 1793 geschrieben sein muß, da seit der Eroberung von Mainz einige Monate vergangen waren, ist von Therese das Wort „Scheidung" ausgesprochen. Wer diesen Gedanken zuerst anregte, wie weit er in der Korrespondenz der Gatten überhaupt ausgeführt wurde, läßt sich nicht feststellen. In den gedruckten Briefen Forsters — denn die Theresens sind, wie schon erwähnt, nicht erhalten — steht davon kein Wort. Aber diese Briefe sind, wie man sich erinnern muß, von Therese 37 Jahre später herausgegeben, nach ganz bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt und beliebig gekürzt. Sie wollte damals eben nur ein liebevoll ausgeführtes Bild des Gatten, keineswegs aber eine Erinnerung an ihre Differenzen mit ihm, dem Publikum und der Nachwelt überliefern, unterdrückte daher alles, was sich auf die Lösung ihrer Ehe bezog. Trotzdem kann der aufmerksame Leser aus einigen stehen gebliebenen Ausdrücken entnehmen, daß Forster, wiewohl ungern, die Gattin freigab. Es ist ein trauriges Wort, das er ihr zurief (17. Juli 1793, Briefwechsel Band 2, S. 495 f.): „Ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keinen Befreundeten mehr, alles was sonst an mir hing, hat mich verlassen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, so ist das wohl meine Wahl und meine Vorstellungsart, kein Zwang der Verhältnisse." — Vielleicht hat nie jemand, der seine Frau immerfort und bis zuletzt liebte, so hochherzig und so ohne Groll die Geliebte dem übergeben, von dem er hoffte, daß er ihrer wert war, und von dem er wußte, daß er von ihr geliebt wurde (19. Juli, Band 2, S. 505 f.): „Kinder, sucht glücklich zu sein! Daß ihr es immer bleibt, das ist: behaltet eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit eurer Gefühle prüft. Natur des Menschen ist euch ja euer Ganzes, euer so reich organisiertes, mit so vielen

göttlichen Kräften zum Glück ausgerüstetes Ganze! Laßt es immer in sich selbst harmonisch bleiben und bleibt euch selbst immer würdig; dann könnt ihr wohl andere, die sich selbst verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl so groß ist, aber sicher sein, den Zweck eures Daseins vollkommen zu erreichen."

Er, der zur Zeit, als die Verhältnisse über ihm zusammenschlugen, ohne jedes feste Einkommen war, der, um seine Kinder noch einmal zu sehen, eine große Schuld kontrahieren mußte, der in der ganzen Zeit seiner Entfernung von Mainz nur ein einziges Mal seinen Kindern eine mäßige Summe schicken konnte, mußte schon in der Zeit, da Therese nach dem Gesetze noch die Seine war, die Sorge für ihren Lebensunterhalt einem anderen überlassen.

Huber hatte das Wort gegeben, für die Frau und die Kinder zu sorgen, und obgleich er auch nur Schriftsteller sein konnte, kein gut bezahlter und kein schnell arbeitender, löste er sein Wort ein. Seinen diplomatischen Dienst mußte er quittieren; es dauerte lange, bis er die Erlaubnis dazu erhielt[41]). Im Juli 1793 langte er in Neuchâtel an. Nach vielem Drängen hatte er die Erlaubnis erlangt, aus Frankfurt, wohin er von Mainz aus gegangen war, nach Dresden zurückzukehren, in Leipzig auf die Entscheidung zu warten, und nach neuen großen Mühen hatte er es durchgesetzt, aus dem sächsischen Staatsdienst entlassen zu werden.

Unterdessen war Forster nach Paris gegangen, wo er seit dem 29. März lebte. Therese weilte in Neuchâtel. Was ihr den Rat des Vaters, dorthin zu ziehen, annehmbar gemacht hatte, war die Anwesenheit Rougemonts an demselben Orte.

Rougemont bewies seine Freundschaft für Therese in dieser schweren Zeit. Eine Zeit lang ließ er die Freundin mit ihrer Begleitung bei sich wohnen, bot ihr Geld und Kredit an und machte die Flüchtigen, geradezu Ausgestoßenen, durch seine Teilnahme gesellschaftsfähig. Er that dies, obwohl er weder ihre politischen Ansichten teilte, noch ihr moralisches Verhalten vollkommen billigte. Er war den Franzosen geneigt, haßte aber jede Gewaltsamkeit; er, der selbst an eine geistig weit unter ihm stehende Frau gefesselt war, hielt Therese für verblendet, daß sie

willkürlich die sie fesselnden Bande löste[42]). Was er für sie that, geschah aus alter Freundschaft, besonders auch aus Respekt für ihren Geist. Er verehrte ihr Streben und Wirken; wie er über ihre Briefe, deren erste er schon 1782 erhalten hatte, urteilte, geht aus folgender Stelle hervor: „Ihre Briefe sind Welten, wo alles, was mit der geistigen, moralischen und ich möchte fast sagen physischen Welt zusammenhängt, sich mit ungewöhnlicher Wahrheit, Einfachheit und Energie entwickelt.“ Sein Entgegenkommen war für die ausgestoßene, unglückliche Frau um so erhebender, als andere nicht so freundschaftlich an ihr handelten und ihr wehe thaten.

Von einem dieser Männer, dem früher von Forster gerühmten Hufnagel, berichtete sie selbst ihrem Freunde Usteri am 6. August 1822: „In Cannstatt ist jetzt einer der Menschen, der mir einige der bittersten Stunden meines Lebens gemacht hat, der Senior Hufnagel aus Frankfurt. 1793, wie die belagerten Franzosen die überflüssigen Mäuler aus Mainz transportierten, schrieb er eine Kollekte für diese sehr entblößten Menschen aus und sendete mir ein Exemplar dieses Bettelbriefes nach Neuchâtel, wo ich emigriert, vereinzelt, verarmt in der Stille lebte, begleitet von einem Brief, der mich aufforderte, ‚zur Rettung der Elenden beizutragen, die meines Mannes (Forsters) Landesverräterei gemacht hätte‘. Ich war sehr arm, schickte diesem Hufnagel aber sechs Louis mit einem sehr stolzen Brief. Der Pfaff drängte sich durch Sömmerring an meinen Vater, klagte mich an: ich habe ihn mit demagogischer Wut insultiert. Mein Vater, der mich weder unterstützt hatte, noch einen Schutzort angeboten, schrieb mir lange harte Reden über meine Denkart, endlich äußerte er sich über meine Unverschämtheit gegen den würdigen Hufnagel. Ich, die nie ein Brouillon zu keinem Briefe mache, hatte den Entwurf an Hufnagel auf ein altes Couvert und zwei Küchenrechnungen geschrieben, die Chiffons mit einer Stecknadel zusammengesteckt und aufgehoben. Nun schickte ich sie meinem Vater und er sah, wie pfäffisch dieser Pastor, wie lieblos Sömmerring gelogen hatte.“

Diese Erzählung wird von Sömmerring in einem Brief an Heyne bezeugt[43]). Auch ein anderer Frankfurter Freund

war vorher Therese recht schnöde begegnet: Willemer, an den sich Therese gewandt hatte, damit er, der mit Forster früher freundschaftlich verbunden war, für die Auslieferung seiner Effekten thätig sein sollte, antwortete, nachdem er ihr ursprünglich gar nicht erwidern wollte[44]), mit einem überaus herzlosen Brief[45]).

Huber kam nach Neuchâtel im Juli 1793. Es wurde ihm nicht leicht, dort festen Fuß zu fassen. Die Machthaber der Stadt oder des Fürstentums[46]) wollten ihn nicht dulden, teils weil sie ihn beschuldigten, Jakobiner zu sein, teils weil sie seine Beziehungen zu Therese als unsittlich qualifizierten. Huber hatte leichtes Spiel, nachzuweisen, daß er niemals Jakobiner gewesen sei[47]). Er durfte aber auch behaupten, daß er es weder sei, noch jemals sein werde, und setzte auseinander, daß die übernommene Verpflichtung, für die Freundin zu sorgen, ihn aus seinem diplomatischen Dienst getrieben und daß weder er noch jene sich irgend einer Schuld bewußt seien. Das Schreiben hatte den gewünschten Erfolg; der weitere Aufenthalt wurde ihm gestattet. Aber das öffentliche Gerede, das nicht so leicht zum Schweigen gebracht werden konnte, zwang Therese, die Pension, die sie bis dahin gemeinschaftlich mit anderen Flüchtlingen bewohnt hatte, zu verlassen. Ihre zweite Wohnung nahm sie, wie aus einem Briefe an Aimé vom 11. April 1815 hervorgeht, bei einem Herrn Le Bel, der ebenso wie seine Frau wegen ihrer Grobheit so verschrieen war, daß sie keine Mietsleute mehr bekamen. „Wir wohnten fast ein Jahr bei ihnen, ohne einen Streit zu haben. Einigemal hatte Herr Le Bel Lust zu krakehlen; ich machte ihm so zeremoniöse Reverenzen, sprach so höflich mit ihm, daß er auch höflich werden mußte, und die Leute waren untröstlich, als wir von ihnen fortzogen.“ Von diesem ihrem Leben in Neuchâtel an demselben Orte und doch getrennt von Huber gab sie im Jahre 1806 der Schwester ihres Freundes Reinhold folgende Schilderung: „Wie Huber nach Neuchâtel kam, fand meine Scheidung von Forster noch Schwierigkeit (er starb ehe sie begonnen war). Meine zahlreichen Freunde

in Neuchâtel wollten, ich sollte um des Anstandes willen sechs Stunden von H. entfernt leben, ihn bis zur Vollziehung unserer Ehe nicht sehen. H. war empört, verzweifelnd. Er wollte mein Gefühl, meinen Ruf schonen, und er sah die Möglichkeit nicht, in einem fremden Lande ohne Bekannten, ohne litterarische Hilfsquellen, auf eine unabsehliche Zeit ohne mich in meiner Nähe leben, mich vermeiden und dabei mit freiem Geiste arbeiten zu können. Fr. v. Charrière warf alle das konventionelle Geschwätz nieder. Sie opferten der Liebe und der Notwendigkeit alles und wollen nun die Liebe wegen des caquet de ces commères kränken? sagte sie. Ich erklärte meinen zahlreichen Freunden: mein Verhältnis mit H. drückt euch, das ist gut. Aber ich opfere unseren Frieden euch nicht auf. Ich soll, um bei euren soirées aufgenommen zu sein, seinem Umgang entsagen — das geschieht nie. Lebt wohl, als Hubers Frau such' ich euch wieder auf. — Ich zog in die Stadt, in ein kleines, armes Zimmerchen (mit meinen beiden Kindern und einer treuen alten Magd, die ich von Mainz mitnahm und die mich erst voriges Jahr verließ). Huber bezog am anderen Ende der Stadt eine schöne Wohnung bei einem angesehenen Aristokraten. Lisa (die alte Magd) kochte mir meine Suppe und Gemüs, selten Fleisch — Huber aß an der ersten Table d'hote, er kam nie vor elf Uhr mittags zu mir, blieb nie länger als bis zehn Uhr nachts, ich schloß nie einen Laden, gegenüber wohnten vier aristokratische Weiber. Ich ging nie anders als an seinem Arm, von meinen Kindern begleitet, spazieren, nur spazieren, und sah neun Monate keinen meiner Freunde. Sie besuchten mich, ich lehnte es ab, sie baten mich, ich behauptete meine Freiheit."

Aber auch in anderer Beziehung war für Huber das Leben schwer. Er hatte immer geschriftstellert, Dramen geschrieben, Uebersetzungen angefertigt, treffliche Kritiken verfaßt, aber mit der Anerkennung, die einzelne dieser Arbeiten gefunden, war der pekuniäre Erfolg nicht gleichen Schritt gegangen. Nun sollte er in der prekären Lage, in der er sich befand, fern von der Heimat, seinen Freunden entfremdet, geradezu verfolgt von denen, die bisher dazu beigetragen, seine schriftstellerischen Erzeugnisse unterzubringen, auf diese Arbeiten nicht nur seine eigene Existenz

gründen, sondern die einer geliebten Frau und ihrer Kinder ermöglichen. Er gab sich dabei die redlichste Mühe, er veröffentlichte eine Zeitschrift, „Friedenspräliminarien", die bei dem Berliner Buchhändler Voß erschien, und fand namentlich in Paulus Usteri einen eifrigen Förderer, der, zwar nicht unter seinem Namen, aber als stiller Teilhaber, in Zürich und Leipzig eine Buchhandlung besaß (P. Wolffscher Verlag).

Aber auch Therese bewies, wie in der Not ihr die Kräfte wuchsen. Ende September 1793 begann auch sie zu schriftstellern. Forster, dem sie davon Mitteilung gemacht haben muß, schrieb: „Bei Deiner Phantasie darf ich viel Anziehendes erwarten und nachbeten wirst Du niemandem" [48]). Die Arbeit, die ursprünglich den Titel haben sollte „Die Abenteuer in Neuholland", und die später die Aufschrift führte „Abenteuer auf einer Reise nach Neuholland", ist für die Empfindungen der Verfasserin nicht unwichtig. „Der Hauptheld Rudolf," so schrieb sie an Meyer, 5. Oktober 1804, „ist Forster, so wie er mir durch seine Briefe seit unserer Trennung erschien." Es ist das erste belletristische Werk Theresens, dem von nun an 35 Jahre hindurch so viele folgen sollten, alles aber, was sie schrieb und zwölf Jahre lang drucken ließ, erschien unter Hubers Namen. Dies geschah nicht bloß, weil dieser Name in der Lesewelt gut eingeführt, daher alles unter diesem Namen Veröffentlichte einer freundlichen Aufnahme bei den Verlegern und dem Publikum sicher war, sondern auch aus Gerechtigkeit, weil Huber in hohem Maße bei der Vollendung dieser Arbeiten beteiligt war. Sie selbst drückte sich bei Lebzeiten Hubers über diese gemeinschaftliche Arbeit so aus: „Ich schmiere das Papier voll, Huber bringt es ins Reine, drückt aus, was ich nur angedeutet, schneidet ab, wo mein Herz überfloß." Forster, der die Arbeiten seiner Gattin mit Interesse verfolgte, hatte auch die Selbstüberwindung, die schon genannte Zeitschrift, mit deren Tendenz er nicht völlig einverstanden war, mit Beiträgen zu versehen.

Noch einmal entschloß er sich, der gequälte, getäuschte, müde und kranke Mann, die Seinigen zu sehen, vielleicht weil er ahnte, daß dies ein Abschied fürs Leben sei, und ob er gleich wußte, daß es für den Unglücklichen die größte Pein sei, Glückliche zu

erblicken. Er war im Auftrage der französischen Regierung vom 1.—7. August in Cambrai, vom 8. August bis 11. Oktober in Arras. Nachdem er in Paris das Nötigste erledigt hatte, reiste er über Pontarlier nach Travers an die Grenze Frankreichs und der französischen Schweiz, um drei Tage mit Huber und der Frau, die er acht Jahre die seine genannt, zusammen zu sein. Man kann dieses letzte Beisammensein nicht besser schildern als mit den Worten, mit denen Therese dies in der Biographie ihres ersten Gatten that [49]): „Wenn man Forsters Briefe nach dieser Zusammenkunft mit seinen Geliebten betrachtet, so scheint dies der Zeitpunkt seiner Verklärung, das hohe Thal des Jura sein Tabor gewesen zu sein; denn gläubig vertrauend gingen die Seinen nach Neuchâtel zurück und Forsters Briefe drückten seitdem Seelenruhe, ja Heiterkeit bei innigster Liebe aus. Wie ihn seine Freunde in Travers sahen, schien seine Gesundheit gegen die vorigen Jahre gewonnen zu haben, denn er war rascher in seinen Bewegungen, unermüdet von seiner Reise, seine Augen waren klar und seine Farbe zwar blaß, aber ohne Mißfarbe und Flecken, die sein skorbutisches Uebel so oft verursachte. Diese drei so seltsam voneinander getrennten, so seltsam innerlich miteinander verbundenen Menschen konnten bei dieser Zusammenkunft keinen festen Plan für die Zukunft bauen. Alles um sie her war Unsicherheit, Gewaltsamkeit, Finsternis. Nur das wußten sie: sie waren einer des anderen Achtung bedürftig, um sich zu erhalten, und waren einer des anderen Liebe gewiß. Bis nicht ihre äußere Lage eine Veränderung erlitt, hielt es Forster für das beste, daß die Seinen unter Hubers Schutz, unter der strengen Aufsicht der öffentlichen Meinung in Neuchâtel fortfahren sollten in gänzlicher Einsamkeit zu leben, und hoffend kehrte Forster auf den Boden der Republik, kehrten die Seinen in ihre Schweizer Freistatt zurück."

Auch von jener Scheidestunde an blieb die Verbindung zwischen den räumlich Getrennten ungetrübt; Forster trieb die Entsagung so weit, daß er in Aussicht stellte, sich der Freundin und ihrem künftigen Gatten, wenn diese etwa nach Zürich oder Altona zögen — beide Pläne wurden damals erwogen —, anzuschließen. Er brachte es über sich, nicht etwa, wie er sich

zuerst vorgenommen, bloß jede Woche einmal zu schreiben, sondern so oft es ihm nur irgend seine Zeit gestattete. Aber seine Tage waren gezählt. Am 26. November war er in Paris wieder angekommen, am 8. Dezember wurde er krank, am 12. Januar 1794 ist er gestorben.

Die letzten Zeilen, die er am 4. Januar an die Seinen schrieb, lauten: „Ich habe nun keine Kräfte mehr zu schreiben. Lebt wohl! Hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen.“ Am 18. Januar erhielt Therese die Nachricht von Forsters Tode.

„Benjamin Constant,“ so schrieb sie Frau Kerner am 26. März 1820, „war bei mir und Huber, wie ich die Nachricht erhielt von Forsters Tod, und einer der beiden Männer sagte zu mir: ‚Weiß er denn jetzt nicht, wie innig Sie ihn gepflegt hätten?‘ (wenn ich bei ihm gewesen wäre) und das einfache Wort stellte meinen Seelenverkehr mit dem edeln Verstorbenen wieder her; aber das Bild des einsamen Todbettes blieb.“ Und zwölf Jahre früher hatte sie an Mariette geschrieben: „Du hast keinen Begriff von dem Gefühl, was das läßt: seine Geliebten fern von sich allein sterben zu wissen. Wenn das schmerzvolle Haupt an keinem vertrauten Busen ruht, wenn das brechende Auge kein liebendes Antlitz erblickt. Deswegen ist mir die Erinnerung an Forsters Tod herzzerreißend: auch heute noch nach 15 Jahren noch herzzerreißend, wie im ersten Moment. Hundertmal schwebte mir das Bild im Traum vor, und wenn wir dort uns wiedererkennen, so wird mir sein freundlicher Blick zuerst sagen, daß er diesen Schmerz von mir nahm.“ Als sie 1829 die Biographie ihres Gatten schloß, brauchte sie im Andenken an den immer Bewunderten, wenn auch nicht Geliebten, die Worte: „Wer reiner ist als er, hebe den ersten Stein auf.“ Auch auf sie darf man diese Worte anwenden. Nicht Verachtung hatte sie von ihm entfernt, nicht Sinnenlust in die Arme eines anderen getrieben; die Stimmung, von der sie erfüllt war, wurde 1829 so von ihr bezeichnet: „Ihr Leben war wie unsere letzte Stunde sein soll: ganz wertlos und unermeßlich wichtig zugleich; das erste, weil sie einem so viel höheren Ziele nachstrebte, das letzte, weil nur diese Stunde ihr

Eigentum war. Wie da nun ganz unerwartet die Stunde von Forsters Tod kam, schmolz der unsäglichste Schmerz mit dieser der Zeit angehörenden Spannung seltsam zusammen. Er ward Gebet und Entschluß und blieb unverlöscht in ihrer Seele wie die ewige Lampe in der Kirche, die Tag und Nacht den Frommen das Heiligtum anzeigt."

Wenige Monate nach Empfang der Trauerbotschaft wurde Therese Hubers Gattin. Es war keine fröhliche Hochzeit, aber die beiden nun endlich Vereinten liebten sich, und Therese war bereit, dem Freunde, der ihretwegen seine Stellung aufgegeben hatte und der ihr auch durch den Segen Forsters geweiht war, für das Leben anzugehören. Am 10. April 1794 wurde die Ehe geschlossen. Es ist ein Zeugnis[50]) des Pastors Darbel vorhanden (31. März 1794), daß keine Gründe gegen die Schließung der Ehe vorlägen, ferner die väterliche Einwilligung zur Ehe von Michael Huber, vom Leipziger Bürgermeister bestätigt, vom 17. März 1794 datiert; ob ein Zeugnis des Vater Heyne nicht nötig war oder ob es nur durch Zufall nicht erhalten ist, steht dahin.

Das Verhältnis Theresens zu ihren Göttinger Verwandten war damals kein gutes. Zwar hatte Heyne in der rührenden Totenklage, die er seinem innig geliebten Forster weihte (31. Januar 1794), der Tochter erklärt, sie sei ihm durch ihre Schicksale nur teurer geworden, aber es scheint, daß die Thatsache oder der schnelle Vollzug der zweiten Ehe, der doch bei der Situation der Hinterbliebenen durchaus notwendig war, die Göttinger verstimmte. Den Ausdruck eines solch unbehaglichen Verhältnisses zwischen Vater und Tochter hört man aus einem Briefkonzept heraus (Theresens an ihren Vater), das, wie ich glaube, dem August 1794 zuzuschreiben ist. Es lautet: „Hätt' ich Ihren gütigen Brief vom 30. Juli einen Tag früher bekommen, so hätt' ich mir den Kummer erspart, Ihnen mit einem Mißtrauen zu schreiben, das meinem Dank für Ihre Güte nicht zu entsprechen scheint. Ich hatte eine falsche Vorstellung von der Sache, die meinem vom Unglück empfindlichen Herzen

nicht gut gethan hatte. Ich danke Ihnen, mein Vater, für alles, was Sie thaten. Wenn es möglich ist, so vereint oder nähert uns wenigstens das Schicksal wieder einander in einer späteren Zeit. Verzeihen Sie, wenn mein gestriger Brief Spuren meiner Eigentümlichkeit hat, die Sie wahrscheinlich mit Recht tadeln. Ich arbeite gegen eine Lebhaftigkeit, die in meiner ganzen Natur liegt. Mein Freund wird Ihnen alles übrige sagen. Ich küsse Ihre Hand."

War aber die Hochzeit auch unter traurigen Auspizien geschlossen, so brachte sie doch beiden das volle Glück. Sie waren beide gleich alt — reife Menschen, die die erste Jugend hinter sich hatten, aber jung genug, um das Leben zu genießen; beide vom Schicksal geprüft, durch lange Bekanntschaft mit ihren Eigentümlichkeiten vertraut. Huber war kein Schwächling, obwohl er weder geistig noch moralisch ein Riese war. Therese wußte in Liebe zu herrschen, aber er war stark genug, um, wenn es not that, seinen Willen durchzusetzen und sich Geltung zu verschaffen bei anderen. Er war liebenswürdig und seelengut. Er ließ ihre Individualität gelten: nicht wie ein Tyrann, der einem Liebling manche Freiheit gestattet, und nicht wie ein Sklave, der sich vor dem Eigenwillen seiner Herrin beugt, sondern wie ein freier Mann, der im Kampfe eine kostbare Beute erlangt hat, aber sich bewußt ist, sie täglich neu erringen zu müssen. Sie liebten sich, und ihre Liebe ermattete nicht mit den Jahren. Sie traten ohne Illusion in die Lebensgemeinschaft, aber weder die Gewohnheit noch die Not, sondern die volle Erkenntnis, daß sie einander ergänzten und jeder des andern wert waren, schmiedete die Gemeinschaft zu einer innerlichen und unlöslichen. Die zarte, echt weibliche Hingebung, die ungeachtet alles Trotzes und aller Herrschlust doch in Therese schlummerte, kam in dieser Verbindung zur schönsten Blüte (an Reinhold, den 31. August 1805): „Nach dem mühseligsten Tage, nach Arbeit unter dem Drucke von Sorgen, dann fand ich bei Ihm mich selbst wieder, meine Menschenwürde wieder, die Spannkraft meines Geistes, und oft die Wiederherstellung selbst der physischen Kräfte durch den Balsam des Seelenfriedens. O, was waren diese Abendstunden für mich — oft nur: diese

Abendminuten. Ich ertrug das Leben des ganzen Tages, um den Abend zu erleben, wenn die Kinder in Ruhe wären, wenn nun weiter kein fremder Mensch, keine Geldsorge, kein Hausbedürfnis Disharmonie in die Seele brachte — dann löste sich nach wenig Minuten alles in Liebe auf. Und wenn er nicht da war — O Gott! dann flog mein Geist zu ihm, ich mußte ihm jeden Abend wenigstens einige Zeilen schreiben, und dann legten sich die Stürme in meinem unbändigen Herzen."

Ebenso wie Therese war Huber voll Glücksbewußtsein und von der Neigung erfüllt, diese Empfindungen zu äußern. So schrieb er an Heyne am 21. März 1795: „Es ist sonderbar, wie man, ohne leichtsinnig zu sein, in einer Lage wie die unsrige so viel Glück genießen kann. Ich kann nun nur so wenig davon sprechen, so wenig es detaillieren und möchte es doch so lebendig wie es in mir ist in die Vorstellung mancher guten Menschen übertragen, deren Teilnehmung für mich mit Zweifel und Unglauben vermischt ist. Ehe das Kind war, fühlte ich nirgends eine Lücke, und nun es da ist, kommt es mir vor, als hätte das kleine Geschöpf eine große Lücke ausgefüllt." Und am 30. Mai 1795 an denselben: „Die beiden schweren Punkte ausgenommen, die sich noch nicht aus dem Wege räumen ließen (Entfernung von der Heimat und knappes Einkommen), geht es uns so friedlich und glücklich wie immer: Therese und ihr kleines Mädchen helfen sich wechselseitig gesund und stark sein." Die Gesellschaft nahm sie als Gleichberechtigte auf. In demselben Briefe, in dem Therese von der Einsamkeit ihres Lebens, von der Verheiratung mit Huber geschrieben (an Fräulein v. Reinhold 1806, oben S. 86), schrieb sie weiter: „Nach neun Monaten ward ich mit Huber getraut und kehrte nun ganz gleichgültig, als sei es seit vorgestern, unter die Menschen zurück. — Nur Frau v. Ch. und ihr liebes Haus besuchten wir stets (sie wohnte zwei Stunden von der Stadt), dort waren wir wie Mitglieder der Familie. — Meine Freunde empfingen uns mit Ehrerbietung, mit dem gutherzigsten Bemühen, uns unseren Starrsinn vergessen zu machen — und nie haben Privatleute ohne Rang, ohne Vermögen, Fremde, irgendwo so viele Liebe, so viele Achtung genossen wie wir in diesem Lande."

Aus jener Zeit des beglückten Zusammenseins haben sich wenige anderweitige Zeugnisse erhalten.

Trotz des Ansehens, das beide genossen, war ihres Bleibens in Neuchâtel nicht lange [51]). Die Verbannung des Huberschen Ehepaares aus der ihnen liebgewordenen Stadt erfolgte auf Beschluß einer „patriotischen Kommission“, die am 9. Juni 1794 gebildet worden war, um den durch die Emigrierten oder deren Gesinnungsgenossen geschehenen oder zu erwartenden Unruhen und Unannehmlichkeiten zu steuern. „Huber et sa femme chez Fabry“, so werden sie in einem Verzeichnis vom 22. Juni genannt; Fabry, confiseur oder conseiller, scheint einer der Hauptspione gewesen zu sein, dem Frau v. Charrière schuld gab, einen Brief Constants an Huber aufgefangen zu haben. Umsonst wandten sich Huber und Frau in einer Bittschrift an den Rat der Stadt, unter Beilegung eines Briefes des Generals Kalckreuth, des Pastors Dardel, des Generalinspektors des Unterrichts Touchon, des Staatssekretärs Sandoz Rollin, des Herrn v. Charrière; in all diesen Schriftstücken wurden Hubers Kenntnisse und politische Mäßigung, Theresens Liebenswürdigkeit und Geist ungemein gerühmt. Trotz dieser Bittschriften und einer Beschwerde Hubers bestätigte der allgemeine Rat den Beschluß der Kommission, da er für den einzelnen keine Ausnahme machen könne, „malgré le nombre de recommandations remarquables, qui l'accompagnent, qui lui font honneur et qui rendent témoignage à ses qualités du coeur et de l'esprit, ainsi qu'au mérite personnel de Madame son épouse“.

Das Ehepaar verließ daher die Stadt und wählte zu seinem Wohnort das nahegelegene Dörfchen Bôle. Dieses Dörfchen [52]) wurde nun länger als drei Jahre ihre Heimat und blieb durch zwei Gräber Theresen für ihre Lebenszeit teuer.

Unter den 40—50 Bauern, die die Ankömmlinge neugierig musterten, galt Huber bald als „ein gelehrter Philosoph, der Bücher mache“, Therese wurde nach kurzer Zeit ihrer Güte wegen bekannt. Eine Geselligkeit mit diesen einfachen Menschen gestaltete sich bald, aber Sprache der Geselligkeit und infolgedessen auch Sprache des Hauses wurde Französisch. Diese Umwandlung wurde den neuen Ankömmlingen deshalb nicht schwer,

weil ja Huber, in Paris geboren, ein halber Franzose war. Therese hat dieses jahrelange Aufgeben deutscher Sprache und Litteratur sehr beklagt und nur einen Segen davon konstatiert, nämlich den, daß ihr von der französischen Litteratur aus der Uebergang zur klassischen leichter geworden sei.

Es war im ganzen ein recht schweres Leben, das die Neuvermählten führten; die Unterstützung von Hause war eine sehr dürftige. Durch des schon genannten und gleich wieder zu nennenden Constant Vermittelung verstanden sich die beiden Väter zu einer Sendung von je 50 Thalern. Der Erwerb war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Zu den gewöhnlichen Kosten des Unterhaltes kamen noch manche durch Krankheiten der Töchter erster Ehe und durch die Geburt von Kindern verursachte hinzu. Aber all diese Schwierigkeiten wurden überwunden durch den Heldenmut des Paares und durch die liebevolle Unterstützung der Nachbarn und Freunde.

Huber arbeitete sehr fleißig, aber bei ihm sollen ebensowenig wie bei Forster die litterarischen Arbeiten behandelt[53]), nur eines Unternehmens gedacht werden, an dem Therese vielleicht beteiligt war. Das war das „Neue Theater für die deutsche Bühne". Es sollte die folgenden Stücke enthalten: „Zwei Poststationen" nach dem französischen „Le conteur ou les deux postes", „Mißtrauen und Liebe" nach dem französischen „La belle fermière", „Du und Du", das Original führte den Titel „La parfaite égalité", und endlich „Du und Sie", während das französische hieß „La parfaite liberté". Er beharrte auf diesem Plan, obwohl er erfuhr, daß einzelne dieser Stücke bereits übersetzt seien, weil seine Wiedergabe eine freie Bearbeitung und keineswegs eine bloße Uebersetzung sei. 1796 dachte er an den dritten Band des Theaters und nannte gleichfalls einzelne zu übersetzende Stücke. Diese Thätigkeit setzte Huber auch später fort. Aus einem Briefe an Usteri, 30. Januar 1799, geht hervor, daß er sich damals an Wilhelm v. Humboldt in Paris gewandt habe, dieser möge ihm theatralische Neuigkeiten schicken, damit er sie recht schnell übersetzen könne. Selbst Uebertragungen aus dem Deutschen ins Französische gedachte er zu liefern; eine derartige Wiedergabe von einzelnen Schriften Kants spielt in

dem Huber-Schillerschen Briefwechsel eine Rolle; aus den Briefen an Usteri erfährt man, daß er mit einer französischen Wiedergabe von Wilhelm Meister begonnen hatte und die Absicht hegte, sie fortzusetzen.

Therese ihrerseits wurde nicht müde, neben der Hilfe, die sie ihrem Gatten auch in schriftstellerischer Beziehung angedeihen ließ, und neben der großen Thätigkeit, die sie im Hause zu entfalten hatte, ihre Rechte als Forsters Witwe und die ihrer Kinder als dessen Nachkommen zu verfolgen. Zeugnisse dieser Thätigkeit sind zwei Briefe, der eine an das Comité de l'instruction publique, 1795, der andere, wahrscheinlich 1800 geschrieben, an Bonaparte gerichtet. An diesen Bemühungen, die teils in Paris, teils in Mainz angestellt wurden, beteiligte sich auch Huber mit großer Bereitwilligkeit, wie z. B. aus einem Briefe Hubers an seinen Schwiegervater vom 2. Februar 1795 hervorgeht.

Das arbeitsreiche Leben in Bôle wurde durch manche Reisen unterbrochen [54]), die freilich keineswegs dem Vergnügen gewidmet waren, sondern dazu dienten, Hubers Verbindungen zu vermehren und seine geschäftlichen Beziehungen zu stärken. Ende 1794 war Huber in Lausanne bei Constant, wo er die Bekanntschaft der Frau v. Staël und ihres Vaters Necker, des Ministers Narbonne und anderer machte. Im Jahre 1795 war er mit Touchon, Rougemont und Gaudot in Aarau und Basel bei der Sitzung der helvetischen Gesellschaft, wo er auch einen kleinen beifällig aufgenommenen Vortrag hielt und Harnier, seinen ehemaligen Kollegen von der preußischen Gesandtschaft in Mainz, den einzigen Diplomaten, mit dem er in etwas näherer Beziehung gestanden hatte, wieder traf. Im Oktober 1795 reiste er nach Bern, Februar, August 1796 und Ende Juli 1797 fuhr er, das letzte Mal in Begleitung Theresens, nach Zürich; dagegen zerschlug sich sein im Juni 1796 gefaßter Plan, einige Wochen nach Paris zu gehen, wo er im Interesse der Forsterschen Kinder thätig sein wollte. Kleine Ausflüge nach St. Aubin zu der befreundeten Familie Rougemont gehörten nicht zu den Seltenheiten. Rougemont bewährte seine alte Freundschaft stets von neuem; mancherlei war mit ihm zu ordnen und zu bereden,

denn er war der Vormund der Forsterschen Kinder und der Pate Luisens, der ältesten Tochter Hubers. Zu diesen Ausflügen wurden die älteren Kinder mitgenommen. Bei einer Bergpartie, an der die kleine Therese teilnahm, während die große Therese aus Furcht vor Erhitzung zu Hause blieb, „drehte sich“, so schrieb Huber an Heyne, „das Kind, sowie es die göttliche Aussicht erblickte, gegen die Seite von St. Aubin und rief ‚maman‘. Der unbeschreibliche, natürliche und rührende Ausruf bringt mir unseren so oft geäußerten sehnlichen Wunsch, Ihnen diese herrliche Natur zeigen zu dürfen, sehr lebhaft wieder ins Andenken.“

Krankheit und Geburten brachten der Familie manches Leid und großes Glück. Im Februar 1795 wurde Luise geboren, von deren merkwürdigen Schicksalen noch später zu reden ist. Huber sagte einmal von ihr: „das kleine Wesen ist eine süße Blume voller Seele und Leben“, und ein andermal: „das allerliebste so gesunde als zarte Teufelchen“. Am 8. September 1796 kam ein zweites Mädchen Sophie Albertine zur Welt, deren Pate Rengger aus Bern war. Die beiden kleinen Mädchen hatten Anfang 1797 einen argen Stickhusten zu bestehen. Sophie, die am 18. August 1797 starb, wurde in Theresens Nachschrift zu Hubers Briefe vom 14. Juli 1797 mit ihrer älteren Schwester Luise folgendermaßen geschildert: „Sogar Sophiens abgezehrtes Gesicht mit den großen dunklen, ernsten Augen, deren fester, oft forschender Blick etwas so Irremachendes hat, ohne Thränen sähen Sie sie nicht, aber mit Freude. In Goethes ‚Wilhelm Meister‘ steht einmal von zwei Kindern sonderbarer Art, die sich umarmen, es sei gewesen, als habe Himmel und Erde sich umarmt, das fällt mir ein, so oft die blühende Luise mit ihrem Bacchusgesichtchen neben diesem fast entkörperten Wesen steht und es liebkost; ich habe aber schon manche Ursach' gefunden, Freude und Vorteil in diesem herben Leben zu entdecken.“ Sophie war, wie Therese ein andermal schrieb, „ein liebes, wunderbares, von der Geburt bis ins Grab leidendes Wesen, dessen Tod man erflehte, so lange es lebte“. Therese stiftete der früh Verklärten in den „Briefen einer Mutter“ 1798 ein poetisches Denkmal.

Auch die Korrespondenz mit den auswärtigen Verwandten und Freunden verschaffte manchen Genuß neben herber Pein. Die Korrespondenz mit Meyer ward durch dessen Bemühungen wieder angeknüpft. Im allgemeinen war Huber der hauptsächliche Briefschreiber, der auch über Therese vielfach nach Göttingen berichtete. Dorthin drang von anderen nur selten ein gutes Wort, z. B. eine Mitteilung von Suter an Meiners über das glückliche Leben und die geachtete Stellung des Huberschen Paares, die dieser brühwarm dem Vater Heyne abschrieb. Häufiger müssen durch geschäftige und übelwollende Zwischenträger beunruhigende Nachrichten über Theresens Gesundheitszustand neben Anklagen wegen ihrer politischen Gesinnung und Schriftstellerei in Göttingen laut geworden sein.

Wirklich litt Therese im Herbst 1795 recht viel; der schon genannte Arzt Rengger aus Bern, der konsultiert wurde, diagnostizierte einen gastrisch-rheumatischen Zustand, der sich auch auf die Augen geworfen hatte, und trat ihm mit wirksamen Mitteln entgegen. Von dieser ihrer Krankheit, ihren politischen Anschauungen und ihrem Autorwesen gab Huber dem Schwiegervater folgende ausführliche Schilderung, die uns ein treffendes Bild der damaligen Stimmung zu geben vermag.

Bôle, den 18. November 1795. „Ihr Uebel war die Zeit her abwechselnd; da indessen periculum in mora sein konnte, zumal beim einbrechenden Winter, so benutzte ich die Gelegenheit einer kleinen Reise nach Bern, um einen dortigen Freund, den Ihnen auch bekannten, jetzt als Arzt in Bern ganz besonders geschätzten Dr. Rengger, zu konsultieren. Ich brachte ihm einen ausführlichen status morbi mit, und setzte mündlich alles hinzu, wonach er mich sehr sorgsam fragte; er gab mir ein Mittel an, von dem er das Beste hoffte, und schien überhaupt, ohne die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen, doch nichts weniger als besonders besorgt, ja sprach mir wegen unserer Besorgnisse sehr vernünftig, aufrichtig und motiviert zu. Außer den Rezepten gab er mir alle Kautelen im täglichen und stündlichen Verhalten an, die sich nur mit unserer Lage vereinigen lassen. Nun hat Therese seit einigen Tagen Dr. Renggers Vorschriften zu befolgen angefangen und spürt doch bereits so viel Linderung

davon, daß ihr unmöglich geraten werden kann, zu einer anderen Methode überzugehen. Die da heilen wird, wird gewiß bei Ihnen, mein teuerster Herr Vater, keiner Entschuldigung bedürfen, daß wir sie, durch die Umstände veranlaßt, vorzugsweise brauchten, und wir haben wirklich alle Hoffnung, die im Anfang einer Kur gefaßt werden kann, wozu auch die günstige Nähe eines Arztes, auf den wir sehr vertrauen, zu rechnen ist.

„Mit unserer ganzen Lage und Lebensart ist dann freilich die entschiedene unüberwindliche Unmöglichkeit mancher Schonung verbunden; dagegen ist sie wiederum der Diät und Bewegung, ja ich darf auch sagen der Zufriedenheit und Seelenruhe wegen gesünder, als manche andere Lebensweise sein möchte. Recht sehr leid thut es mir, daß ein ganz irriger Begriff von Theresens Thun und Stimmung mit zu Ihrer Besorgnis beiträgt; recht sehr lieb ist es mir von einer anderen Seite, daß dieser Begriff in dem Grade irrig ist, daß ich Ihnen das schnurgerade Gegenteil als die strenge Wahrheit beteuern kann. Therese liest nie eine einzige Zeitung, weder Moniteur noch sonst etwas; sie hat durch ihre mit häuslichen Beschäftigungen ganz angefüllte Existenz sogar eine Art von lustigem Abscheu dagegen, der mit ihrem lebhaften Interesse für alles Schöne, Große, Glänzende, was in den Neuigkeiten des Tages vorkommen mag, kontrastiert und doch sich vollkommen vereinigt; lese ich ihr etwas Kühnes, Mutiges, Braves vor, das in dieser oder jener Sitzung vorfällt, so jauchzt sie, sieht es einmal gar schlimm und verzweifelt um die öffentliche Sache aus, so lacht sie über meine Klugheit; allemal hat sie an meinem Vorlesen nur dann ein rechtes Fest, wenn es keine Zeitungen sind, sondern wir einmal eine hübsche Komödie oder etwas aus der älteren Geschichte zu lesen haben. Sie selbst liest gar nicht, auch kein Buch, weil sie im strengsten Sinne keine Zeit dazu hat, und oft wird es ihr nicht so gut, daß ich ihr abends nach acht Uhr beim Stricken vorlesen kann, zumal weil ich sehr oft um diese Zeit die Zeitungen zu lesen habe, die sie sehr selten genug interessieren.

„So wie mit ihrem Zeitunglesen sieht es mit ihrer politischen Schwärmerei aus. Das lebhafteste Empfindungsinteresse an der Freiheit des Jahrhunderts würde ihr allerdings nur mit

dem Leben entrissen werden können; allein dieses Interesse ist von allem Politisieren so entfernt wie vom Hebräischlernen, und alle Lokal- und persönlichen Umstände schränken es in der unschädlichsten Sphäre ein. Eine ebenso harmlose demokratische Gesinnung wie die unsrige ist in dem benachbarten Charrièreschen Hause. Hier im Dorfe haben wir ein paar Bekanntschaften mit Personen von Stand, die etwas über die Hälfte des Jahres da zubringen; diese sind das, was man aristokratisch gesinnt nennt. Therese sieht sie so oft, als es ihre Zeit ihr erlaubt und geht mit ihnen um, wie Weib mit Weibern. Das ganze Dorf passiert für aristokratisch oder antifranzösisch gesinnt, und Therese wird für ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit, ihre Kinder und ihr Wohlthun, wozu unsere Eingeschränktheit doch hie und da Stoff findet, vom ganzen Dorfe gleichsam angebetet, wovon wir täglich herzliche, rührende Zeugnisse empfangen.

„Und ihre Autorschaft! Ach, wenn ich Ihnen dieses Stück von Theresens Leben und Herzen so anschaulich machen könnte, Ihr Vaterherz müßte sehr dadurch erfreut werden, anstatt einen lächerlichen, unweiblichen Drang darin zu finden! Erstlich übersetzt sie mit, weil ich nicht mit aller Arbeit fertig werden kann, und dieser Gebrauch eines Teiles ihrer Zeit der ökonomisch einträglichste ist. Und was sie dann aus sich selbst so hinwirft, was sie nur in dem Augenblick beschäftigt, wo sie dabei ist, was sie für ein Hemd, ein Wams, eine Lektion mit den Kindern, für irgend ein anderes Geschäft bei der Kleinen mit tausend Freuden verläßt, was sie nur treibt, weil es sich von mir überarbeitet und aufgestutzt sehr einträglich gefunden hat, weil ich um Beiträge angegangen werde, die ich selbst ganz zu liefern weder Muße noch Stimmung habe, was sie auf die lächerlichste Weise treibt, wenn man denkt, daß es endlich etwas Gedrucktes gibt, und ein Gevatterbrief manche Frau mehr vom Hauswesen zerstreut und abruft, was so durchaus Chaos ist, daß nie gesagt werden könnte, so wie es gedruckt wird, sei es von ihr, kurz, was einem Autorwesen so ähnlich sieht, wie das Feld zu pflügen der Haltung einer akademischen Rede — ihr das zum Verbrechen oder zum litterarischen Ruhm anzurechnen, wäre wirklich gleich barbarisch.

„Vielleicht kennen Sie mich nicht genug, um so ganz überzeugt zu sein, daß ich aufrichtig oder hellsehend genug bei diesem allen bin. Das ganze Land, insofern es uns kennt, würde Zeugnis dafür ablegen; als Fremde, als Menschen, die wenigstens viel zu wenig aristokratisch oder contrerevolutionär denken, um nicht für Demokraten zu gelten, können wir auf jedes Zeugnis, das für uns lautet, uns getrost berufen, und wir haben die große Freude, daß diese Zeugnisse mit jedem Tage unseres Aufenthaltes häufiger, lauter, einstimmiger geworden sind, was denn bei dem geringsten Anstrich von politischer Schwärmerei, von unhäuslicher, unweiblicher Gelehrsamkeitskrämerei bei Therese wahrhaftig höchst unmöglich gewesen wäre. Lassen Sie mich nun von dieser langen Deduktion, die Sie, wie ich herzlich hoffe, über manches beruhigen wird, wiederum auf den Hauptpunkt zurückkommen: durch Zeitunglesen, Politisieren und Autorwesen kann Theresens Uebel sicherlich nie aggraviert werden; Mittel, die sich mit dem unumgänglich nötigen Train aller ihrer Arbeiten vertragen, sind die einzigen, die sie, ohne sonst drückende Sorgen auf sich zu laden, gebrauchen kann; aber zum Glück ist alle Hoffnung da, daß es mit solchen Mitteln gehen wird. Dr. Rengger hat Arbeiten bei Licht, besonders Nähen, so viel wie möglich einzustellen gebeten; mit allem wird so viel wie möglich Vorsicht gebraucht, auch mit dem Schreiben, das, ich versichere es Ihnen, gerade nur mit den anderen eingeführten und nicht ganz abstellbaren Hausarbeiten mit unterläuft; zum Lesen aber war keine Vorschrift nötig, denn das hat wohl nie ein Mensch, der lesen konnte, weniger getrieben."

In einem anderen Briefe vom 20. August 1797 gibt Huber willkommene Rechenschaft über die Stellung, die er und seine Frau in der Gesellschaft einnahmen: „Und dann haben wohl nie in irgend einem Lande Fremde unter traurigen Umständen einer solchen Teilnehmung, einer so thätigen, so warmen, so alle Wünsche übersteigenden Freundschaft sich erfreut, als wir sozusagen auf sechs Meilen in der Runde genossen haben. Hier im Orte selbst der brave Pfarrer und seine Frau, die für ihre eigenen Kinder nie mehr thun konnten, ein Fräulein Chambrier,

eine alte Person, deren einzige Sorge das Heil unserer kleinen Wirtschaft schien, in Colombier, eine Viertelstunde von uns, die ganze Familie Charrière, leider in sich selbst nicht einig und doch gleichsam ein Herz und eine Seele in dem zärtlichsten, unausgesetztesten Anteil für uns; dann ein paar Stunden weiter des armen Sophiechens marraine, die gute Sophie Gorgier, dann in Bern der treffliche Rengger, dessen Kunst, dessen hartnäckiger Eifer zuverlässig das traurige Dasein des Kindes um sechs Monate verlängert hat: freilich ein betrübtes Geschenk, aber er kämpfte gegen die Natur auf die Möglichkeit hin, daß auch sie endlich würde mitwirken können. Guter, ehrwürdiger Mann, wie herzlich wünschte ich, Sie sähen Ihre Kinder zum Ersatz für so manches von so vieler Liebe umgeben! Solange Sie es nicht selbst sehen, müssen Sie, dünkt mich, fast glauben, eine weichere Stimmung verleite uns zur Uebertreibung. Aber hier kann nicht übertrieben, es kann vielmehr kein hinlänglicher Begriff gegeben werden. Das Nationelle, die örtlichen Verhältnisse, kurz alles hat sich gleichsam verschworen, um uns mit der möglichst großen Anzahl von guten und gefühlvollen Menschen in die innigsten heiligsten Verhältnisse zu bringen. Als ein Wunder erscheint es mir selbst in jedem Augenblick, wo ich nicht bloß einfach genieße, was ein guter Gott uns gab."

Der Verkehr, der in dem letzten Briefe angedeutet wird, war in der That kein geringer. Von den Genannten bedürfen nur wenige einer kurzen Erklärung. Die angeführte Sophie Gorgier war die Tochter eines sogenannten Grafen und einer Gräfin Gorgier, die eigentlich der angesehenen Familie Andrieux angehörten. Der Vater, der die Erziehung Friedrich Wilhelms II. geleitet, hatte durch die preußischen Könige eine Besitzung empfangen und zugleich den Grafentitel erhalten. Die Tochter Sophie war ein paar Jahre jünger als Therese, schloß sich dieser aufs engste an, und stand auch später noch lange mit ihr in Beziehung. Außer den von Huber genannten und den schon früher als gelegentlichen Reisegefährten angeführten Männern kommt in Hubers Briefen ein Herr Sandoz vor; er war früher in holländischen Diensten, wurde dann entlassen, suchte 1795 einen Dienst als Hofmeister, und war wohl der Vater des jungen

Menschen, der später in dem Huber-Greyerzschen Hause eine so merkwürdige Rolle spielen sollte. Von einem anderen Bekannten gibt Therese in einem späteren Briefe eine Schilderung, die, weil sie auch manches historisch Interessante enthält, hier folgen mag.

An Cotta, 10. September 1818. „Von Fauche Borel will ich Ihnen denn doch Persönlichkeiten erzählen, die den Wert seines Memoires bestimmen helfen. Fauche war bis 1795/96 Buchhändler in Neuchâtel und Huber besuchte ihn und seinen Laden alle Wochen; er war ein ungebildeter Neuchâteller aus einer guten Bürgerfamilie; panier percé, solange er hauste, und nun so enragierter Aristokrat, daß ihn die Mess. de la Chambre (so nannten sich die vornehmen Neuchâteller selbst und andere sie) in ihrem Lesezimmer, welches la Chambre genannt wurde, wie hier das Museum, als Bullenbeißer brauchten, um Demokraten zu beißen oder zu beunruhigen. Die Emigrierten brauchten ihn als Spion und Emissär, wozu er wegen seiner Eigenschaft als neutraler Neuchâteller sehr gut war; aber seine Exaltation war so abenteuerlich, daß er selbst von ihnen persifliert wurde. Bei dem Rheinübergang von Pichegrü und dem damals von P. gezettelten Verrat, war Fauche der Condéer Emissär, er schrieb damals alle die Details, welche P. von seiten des Direktoriums zum Verbrechen gemacht wurden, an eine Person in Neuchâtel, als avis secret aux Messrs de la Chambre. Hr. v. Charrière, der zu diesen gehörte, seines Standes wegen, teilte sie Huber mit. Wir hielten dafür, F. sei ein Narr geworden und lüge — dann brach P.s Schicksal aus, jene Nachrichten von F. wurden w ö r t l i c h in Frankreich wiederholt, die Aristokraten und contrerevolutionaires behaupteten, es seien böswillige Erfindungen, P. sei unschuldig, und wir erstaunten über dieses Menschen Anteil an dieser Begebenheit.

„Was ist nun von dem Mémoire eines Mannes zu denken, den ich als einen so unsinnigen Parteigänger und so schwachen Kopf gekannt habe? Denn sein Kopf war so schwach, daß er, wie P.s Schicksal sich wendete, in einem Zustande von halbem Wahnsinn nach Neuchâtel zurückkam (wo er immer wieder von Zeit zu Zeit einige Wochen zubrachte, um sein Spiel

zu verbergen) und damals von seiner Frau gehütet werden mußte."

S. T. Borel, der im vorstehenden Bericht bei Gelegenheit des Erscheinens seiner Memoiren charakterisiert wurde, war ein politisch ungemein thätiger, im Interesse der Bourbonen wirksamer Mann. Er war 1762 geboren und starb 1829. Er lebte nicht während des ganzen Aufenthaltes des Huberschen Ehepaares in Neuchâtel, wo er gleich in den ersten Jahren der französischen Revolution die Emigrierten besonders wohlwollend aufgenommen hatte, vielmehr war er wegen des Druckes einer Schrift im Jahre 1793 auf sechs Monate des Landes verwiesen, dann aber wohl nach seiner Heimat wieder zurückgekehrt. Seit 1795 war er fast fortdauernd von Neuchâtel abwesend und zog sich nach seinem Heimatort erst kurz vor seinem Tode zurück, nachdem er den Undank der Partei, deren Sache er mit großen Opfern geführt, in vollem Maße erfahren hatte.

Die wichtigsten Personen ihres Umganges waren aber jedenfalls Rougemont, Benjamin Constant und Frau v. Charrière.

George Rougemont[55]), der schon mehrfach Genannte, ist 1758 geboren und 1824 gestorben; er hatte, wie bereits erwähnt ist, seine Jugendbildung in Deutschland, speziell in Göttingen erhalten, war schon als Dreißigjähriger Mitglied des Staatsrats geworden. Schon ziemlich früh bekleidete er das Amt eines procureur général. Er war ein angesehener, zu Staatsgeschäften viel gebrauchter Mann. Besonders großen Einfluß erlangte er zur Zeit der französischen Occupation. Sie veranlaßte seine Sendung nach Paris zur weiteren Verhandlung über die Einverleibung Neuchâtels in Frankreich. Obgleich er jedoch bei diesem Akte eine Hauptrolle gespielt hatte — sein Bericht über die damalige Verhandlung ist noch vorhanden und gedruckt — wurde er von Preußen keineswegs als Feind betrachtet, sondern bei der Neuübernahme des Landes durch Preußen als Vertreter ausersehen, der 1814 zu diesem Zweck nach Paris ging und unter anderen von Hardenberg sehr ausgezeichnet wurde. R. blieb lange unvermählt und verheiratete sich ziemlich spät mit Charlotte Osterwald.

Die zwei anderen, Constant und Frau v. Charrière, haben

in der französischen Litteratur ihren festen Platz. Eine ausführliche Schilderung soll an dieser Stelle nicht versucht werden[56]).

Constant war ein unmittelbarer Zeitgenosse von Therese und Huber; er war 1767 geboren und starb 1830. Er kannte die Familie Heyne. Von einem Besuche bei dieser 1788 schrieb er in einem Briefe an Frau v. Charrière. Da er lange in Göttingen lebte, auch Beziehungen zum hannöverschen Adel hatte, so war er auch Frau Georgine bekannt, in deren Briefen sich manche Notizen über ihn finden. Seine Hauptbedeutung als Vermittler zwischen deutscher und französischer Litteratur, als Romanschriftsteller, als glänzender Publizist, Redner und Politiker, als Verfasser großer philosophischer und religionsgeschichtlicher Werke gehört einer viel späteren Zeit an. Damals, 1794—1797, hatte er erst angefangen, sich litterarisch an den Zeitbewegungen zu beteiligen. — Er bewährte sich jahrzehntelang als treuer Freund Theresens; wie er sich damals, wiewohl vergeblich, zur Erlangung der Mainzer Effekten behilflich zeigte, so war er auch drei Jahrzehnte später mit großem Eifer bemüht, ihren Sohn in Paris einzuführen. In seinen Briefen an Huber und Therese braucht er häufig den Ausdruck „sie möge daran denken, daß sie seine Schwester sei“ und an ihre Tochter schrieb Therese im Jahre 1823 über Constant: „wir sind einander sicher, deshalb bedarf es keiner Demonstration“.

Ueber Frau v. Charrière[57]), die Freundin des ebengenannten Franzosen, hat Therese eine merkwürdige und gewiß im großen und ganzen zutreffende Charakteristik hinterlassen, die statt aller weiteren Bemerkungen hier folgen mag:

Therese Huber an Mademoiselle Reinhold, Stoffenried, 19./20. Januar 1806. „Am 27. Dezember starb meiner Therese Pflegemutter — ich brachte den Tag — was mir so selten geschieht — in einer recht redlichen bürgerlichen, nüchternen Gesellschaft in der Gegend zu. Und diese Frau war mir doch so verwandt, daß unsere zu große Aehnlichkeit uns hinderte, uns je zu vereinen. Seit dem Jahr 1793 war sie ein Idol für mich, ein Gegenstand — lange — meiner Leidenschaft, wir strebten uns zu vereinen, wir bewunderten uns, verstanden

uns, und wie man's vom Magneten sagt — wir stießen uns gegenseitig zurück. Sie war i**ch** in einer ganz anderen Lage, mit ganz anderer nationellen und konventionellen Bildung. Sie war eine Tuyll aus einem vornehmen Geschlecht in Utrecht, als Abgott der Familie war es ihr gelungen, mehr Geistesfreiheit zu erlangen als die meisten ihres Geschlechtes. Sie war schön, romanhaft, stolz — sie lebte im Haag, am Hofe, sie verwarf viel Männer und liebte lange, heimlich, mit allem Feuer ihrer Flammenseele ihres Bruders Hofmeister, Herrn v. Charrière de Pinta, einen armen Wadtländer von Familie. Der junge Mann vermied eine Erklärung. Redlichkeit, natürliches Gleichgewicht der Gefühle und durch Unglück und Umstände früh erlangte Mäßigung bewahrten ihn. Das feurige Geschöpf — nicht in den Jahren der ersten unbedachten Jugend, sondern — wahrscheinlich schon nach dem 22.—23. Jahre reißt alle Schranken nieder und zwingt ihm die Erklärung seiner Gefühle ab, bittet bei ihrem Vater um seine Hand. Er setzt ihr ihren Stand, seine Armut entgegen — sie dringt durch; mochte ihre Heftigkeit oder der Eltern Liebe entscheiden — sie ward seine Frau. Sie kam nach der Schweiz — ein Weib in der großen Welt gebildet, ohne religiöses, ohne sittliches Vorurteil, an Reichtum gewöhnt, mit glühender Liebe in das beschränkte, honnette, calvinische, häusliche Neuchätel. Sie umfaßte ihre neue Lage mit Entzücken, band eine große Schürze um, ging in Küch' und Keller — sie wollte eine Schweizer propriétaires-Frau werden.

„Sie wollte alles vergessen aus Liebe, aber der Mann, für den sie alles das that, der sie auch von ganzer Seele liebte, war ein ruhiger, gutmütiger, keiner Leidenschaft fähiger Mann — das war schrecklich! Sie hätte den Felsen Liebe einhauchen mögen und fand überall Förmlichkeit, Kleinlichkeit — und noch ein Zufall raubte diesem glühenden Herzen den reinsten, einzigen Ersatz für leidenschaftliche Liebe, ihren Ableiter, ihre Vergeistigung — Mutterfreuden. Ihre Gesundheit litt an einem innern lokalen Uebel, welches die Aerzte vermochte, ihre Ehe auf ein bloßes häusliches Beisammenleben einzuschränken. In so einer Lage, mit solchem Charakter mußte sie nun in Irrtümer fallen. Sie bedurfte Liebe. — Frau von Charrière liebte nun mehr-

mals und hatte das Unglück, stets verlassen zu werden. — Nun fiel das rechtliche, bürgerlich sittliche Land Neuchâtel über sie her, alles verurteilte die Frau, die einen Liebhaber hatte — die Häuslichkeit war ihr mit ihren phantastischen Hoffnungen von Glück vergangen, sie lebte nun als Frau von Stande, reiste, lebte oft in Genf, mehrmals in Paris, in Italien, trieb viel Musik, schrieb einige sehr schöne Dinge — nichts Ganzes, aber wahre, innige kühne Züge. Caliste ou lettres de Lausanne, lettres de Neuchâtel — ihr Verhältnis mit ihrem Mann blieb immer voll Gefühl, ward je mehr und mehr innig und vertraut. Wie ich sie kennen lernte, war sie viel über vierzig, ihr Uebel hatte ihre sonst schöne Taille zu einer unförmlichen Dicke entstellt, ihr Teint war rot, ihre Augen oft auch, schöne Hände, ein schönes Bein, Füße, noch damals ein schöner Busen, aber dieses Weib, so wie Sie sie sahen — sie bezauberte, wenn sie wollte oder vielmehr, sobald sie liebte. Die Sache ist unbegreiflich, aber ich sah es. Benjamin Constant war ihre letzte Liebe, Frau v. Staël entriß ihn ihr im Jahr 1795.

„Constant ist (war) höchst liebenswürdig, libertin ohne corruption, ohne Häuslichkeit, ohne Ordnung, ohne Thätigkeit, mit der größten Leichtigkeit alles zu entbehren, wie ein petit greffier seine Knöpfe selbst anzunähen und seine Suppe selbst zu kochen, voll Kenntnisse, voll rastlosem Trieb zu Geschäften, und bei diesen Widersprüchen eine wehmütige Anerkennung von dem, was reines, einfaches häusliches Glück ist. — Wie Abadonna an den Thoren des Himmels sah er mit stillem Schmerz Hubers und mein Glück. — Eine schlanke Gestalt, Grazie mit gaucherie, edle Züge bei Häßlichkeit, jugendliche Männlichkeit bei einem tein blaffard und rotem Haar, das mir seitdem immer lieb ist. Ein verfehltes, durch die Welt zerstörtes Geschöpf, dessen Anlagen aber so schön sind, daß der Stempel der Gottheit nie ganz verwischt war. Frau v. Ch. fand ihn in Paris, wo er durch kindische Unvorsichtigkeit, gutherzige Verschwendung verarmt, zu Grunde gerichtet war und aus Eigensinn oder was weiß ich, sich mit seinen Vormündern nicht verständigte. Sie riß ihn heraus, rettete durch die zärtlichste Pflege seine Ge-

sundheit, seine Existenz — und Benjamin im 24. Jahr und diese wundervolle Frau im . . . 43.? machten mein Herz klopfen mit dem graziösen Ausdruck von Liebe — so empfanden wir — sagten meine Blicke, die erstaunt Hubers Blicke aufsuchten. Das ist mir Phänomen, es widerstreitet meinem Gefühl, meinen Grundsätzen, aber ich erlebte es. Sie war, wie ich sie kennen lernte, der Gesellschaft satt, die ängstliche médiocrité der Menschen um sich, der ewige Widerspruch, den ihre Wünsche, ihre Gewohnheiten, ihre Ansichten überall und auch in ihren nächsten Umgebungen fanden, ihr stets getäuschtes Herz, ihr nahendes Alter hatten sie difficile gemacht. Sie war kühn, wie nur möglich ist, in allen Urteilen und dennoch mit nationeller französischer konventioneller Beschränktheit, innig, despotisch, großmütig, stets edel im größten Unrecht, edel wie ich niemand kannte, rastlos thätig, schneidend im Urteil, oft cynisch in der Darstellung (sollte das nicht Folge von kalten oder überwältigten Sinnen sein können?), aber hinreißend, wenn sie gewinnen wollte. Kein Zug von Liebenswürdigkeit entging ihr, sie war von allem Schönen, Großen, das sie faßte, exaltiert. — Doch wohin würde mich das Erzählen führen! — Benjamins Verlust goß Galle in ihre Seele, sie beschränkte ihren Zirkel auf drei bis vier Männer, ein paar Weiber, Huber war ihr unendlich wert, ihr Verhältnis war ganz innig von Geist zu Geist — war in gewisser Art geschlechtlos. Sie schrieben sich unaufhörlich — ich habe einen Schatz von Briefen von ihr an ihn. Sie war sehr gern mit jungen Mädchen. Sie erzog seit 1795 deren drei. Ob sie den beiden anderen wohlthat? — Theresens Seele war schon zu der kühnen, sicheren Ansichtsart vorbereitet, dabei war ihr Betragen, ihre Gewohnheiten, was die strengste Keuschheit fordert, edel und vornehm. Ihre Sittenlehre war auf Tugend nicht auf Vorurteil gegründet. Seit ihrer Bekanntschaft mit Huber schrieb Frau v. Ch. nur noch um des Vergnügens von ihm übersetzt zu sein. Die Erzählungen des Abbé de la Tour sind von ihr — manches kleine Schauspiel — ihre ganz abgezogene Lebensweise, Alter, Kränklichkeit, kinderloses Leben, alles wirkte immer schädlicher auf sie — die Revolution vorzüglich. Anfangs glühte sie für

sie — einen über alle Leiden der Gegenwart erhabenen Gesichtspunkt zu fassen — dazu hatte sie zu wenig in der wirklichen Menschheit gelebt — die Wendung der Begebenheiten erbitterte sie — doch war noch so viel Liebendes, Edles in ihr!"

Nach den sturmgepeitschten Wilnaer und Mainzer Jahren und vor den vielbewegten Epochen des Glückes und Leides in Stuttgart und Ulm war diese in der Schweiz zugebrachte Zeit eine ideale. So erfreulich auch in vieler Beziehung die Berufung war, welche Huber nach Deutschland zu ziehen veranlaßte, der Abschied von Bôle wurde der Familie nicht leicht. — Das stille Dörfchen, die erhabene Gebirgsgegend, die immer vertrauter werdenden französischen Laute, die einfachen und guten Menschen hatten Therese immer mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß dies ihr wahre Heimat sei. Aus dem Paradies dieses stillen Glückes zogen sie, wie Therese in der Biographie ihres Gatten schreibt, „in ein fremdes, unbekanntes Land. Der Schmerz, mit dem Hubers Gattin und Kinder sich von Neuchâtel trennten, ward durch die Trauer erhöht, aber auch wohlthätig gemacht, mit der Nachbarn und Freunde ihre Abreise erfuhren.

„Es ist ein sehr schönes, ein im bittersten Leiden erhebendes Gefühl, beim Hinwegscheiden den segnenden Nachruf jedes Zurückbleibenden, der unseren Namen kannte, zu hören. Dieses stolze, schöne Andenken nahmen Huber und die Seinen aus ihrem Dorfe mit. Wohin sie ihre Blicke wandten, begegneten sie nassen Augen und weichen Herzen. Jede Bäuerin zog die Kinder noch einmal ins Haus, um sie mit den gewohnten Leckerbissen, Obst und Milch, zu bewirten; manche Arme kamen von fernen Dörfern herbei, für die Pflege zu danken, die sie in Krankheit genossen, oder ihr krankes Kind auf dem Arm noch einmal Rat und Beistand zu erbitten.

„Die Trennung war unbeschreiblich schmerzvoll — denn die Zukunft war ungewiß für die Scheidenden und drohend für die Zurückbleibenden."

Fünftes Kapitel.

Rückkehr nach Deutschland, bis zu Hubers Tod.

1797—1804[58]).

Der Gedanke, Deutschland wieder aufzusuchen, war dem Huberschen Ehepaar seit lange vertraut. Dieser Gedanke ergab sich ausschließlich aus der Notwendigkeit, sich den Stätten zu nähern, aus denen Huber seinen litterarischen Erwerb zu ziehen gezwungen war. Denn trotz seiner Erziehung und seiner französischen Sympathien war er durchaus auf Deutschland angewiesen. Die Zeitschriften, die er bei Schweizer Verlegern erscheinen ließ, warfen zu wenig ab; die Uebersetzungen, zu denen er das Material in der französischen Schweiz sich etwas schneller verschaffen konnte, mußten in Deutschland verlegt werden; das für die Pflege litterarischer und persönlicher Verbindungen notwendige Porto war außerordentlich teuer, die litterarischen und gesellschaftlichen Hilfsmittel des kleinen Orts gering. Dazu kam, daß die Gefahr nahe lag, die französische Schweiz werde der Schauplatz der Kriegsunruhen werden. Aus allen diesen Gründen dachte Huber ziemlich früh an eine Verlegung seines Wohnorts nach Deutschland.

Schon im Jahre 1794 war die Anregung zu einer Uebersiedelung nach Hamburg-Altona gegeben; die Furcht vor dem nordischen Klima und die Scheu vor den außerordentlichen, durch die Verpflanzung einer ganzen Familie erwachsenden Kosten hatten Huber abgehalten, dieser Anregung näher zu treten. Dann hatte er den Gedanken erwogen, nach Jena zu ziehen, mußte

aber davon abstehen. Einer Aufforderung J. F. Cottas dagegen, des unternehmenden, liberalen, von großen Gesichtspunkten ausgehenden Buchhändlers, der bereits Verleger Schillers und Goethes war, folgte er gern. Huber stand seit 1794 mit Cotta in Beziehung. Er war Mitarbeiter der „Flora" — seine (oder Theresens?) Beiträge hatten sich des besonderen Lobes Schillers zu erfreuen —; bei Cotta waren die unter seinem Namen erschienenen, aber von Therese herrührenden Originalarbeiten bezw. Uebersetzungen: Die Familie Seldorf, 2 Teile 1795—96, Adele von Senange, oder Briefe des Lords Sydenham, aus dem Französischen 1795, erschienen. Huber war als Mitherausgeber des Sommer 1797 verbreiteten „Taschenbuchs für Damen auf das Jahr 1798" genannt, dessen eigentlicher Redakteur Cotta selbst war; darin war wieder ein Beitrag Theresens erschienen: „Fragmente von Briefen einer Mutter an ihre verheiratete Tochter" als Beilage zu den Kupfern, die von Cotta an Huber übersendet worden waren, mit der Bitte, einen Text dazu zu schreiben; Briefen, die in den Zeiten leiblicher und seelischer Not entstanden, „manchen Zug aus dem wirklichen Leben" enthielten, und vielleicht gerade wegen der Wahrheit dieser Schilderung Schillers und anderer Kritiker Beifall erhielten.

Huber als Politiker hatte mit Posselt, der schon politisch-journalistisch thätig gewesen war, bevor er vom 1. Januar 1798 an die bei Cotta erscheinende Zeitung „Neueste Weltkunde" herausgab, wohl Verbindungen. Nun, da Posselt das neue Blatt in Tübingen redigierte, seinen Posten in Karlsruhe aber nicht aufgeben konnte, zeigte sich die Berufung eines Hilfsarbeiters notwendig. Diesem Rufe folgte Huber mit Freuden. Er reiste Ende Februar 1798 nach Tübingen, und kam am 12. März daselbst an (Brief Hubers an Heyne); am 28. März konnte Cotta an Schiller melden: „Huber ist nun hier als Gehilfe an der ‚Weltkunde'", eine Meldung, die Schiller (13. April) freundlich erwiderte: „Es freut mich, zu hören, daß Huber bei Ihnen ist, denn in der Schweiz möchte er sich jetzt doch nicht gefallen. Auch für die ‚Weltkunde' wird seine Mitwirkung gut sein."

Huber wurde sehr bald der eigentliche Redakteur des neuen Blattes, erhielt außer 400 fl. Umzugskosten 1526 fl., seit 1799 2000 fl. Redaktionsgehalt. Im September 1798 hörte die Weltkunde zu erscheinen auf; Huber gab in Stuttgart, wohin er, in Tübingen kaum warm geworden, übersiedeln mußte, unter Cottas Verantwortung die „Allgemeine Zeitung" heraus, mit der er wenige Jahre später, 1803, nach Ulm übersiedelte.

Während die Familie getrennt war, vollzogen sich die ersten traurigen Ereignisse der von innerem Glücke erfüllten, aber durch widrige Schicksale so schmerzensreichen Ehe. Der Tochter Luise war außer der bald nach der Geburt gestorbenen Tochter (November 1796, vgl. oben S. 97) ein Sohn gefolgt (Oktober 1797), ein besonders kräftiges und starkes Kind, das Hubers ganze Wonne war. Eine Blatternepidemie, die im Frühjahr 1798 in der Gegend von Bôle grassierte, nötigte die Mutter, das Kind impfen zu lassen; statt des erwünschten Erfolges trat der Tod des Knaben ein. Alle Freundschaft, welche die Bewohner des Städtchens und der Umgegend den Fremden gewährten, alle Rührung und Dankbarkeit, die Stadt- und Landleute für erhaltenen Rat und bewiesene Tröstung zeigten, vermochten diesen großen Kummer nicht zu überwinden. Huber schrieb darüber an Heyne: „Ein neidisches Schicksal hat Therese die Freude, recht gethan zu haben, mißgönnt; das Bewußtsein, das Klügste und Beste erwählt zu haben, kann es ihrer Vernunft nicht nehmen. Um uns jenes Land teurer zu machen und unvergeßlicher als es schon ist, muß es nun zwei von uns Geliebte decken. Ich zähle die Stunden, bis Therese bei mir wird weinen können; ihr Mut, ihre Fassung ist ihrer würdig."

Im Mai 1798 langte Therese mit Therese und Claire, den Töchtern erster Ehe, und Hubers Kind Luise in Tübingen an. Sie fühlte sich recht unglücklich, teils über den Verlust des geliebten Knaben, teils über die ungewohnten Verhältnisse; in sie sich einzuleben hatte sie keine Zeit. Denn durch das Aufhören der „Weltkunde" und das Erscheinen der „Allgemeinen

Zeitung“ an deren Stelle, aber in Stuttgart, wurde sie genötigt, ihrem Manne, der schon Anfang September mit seiner Zeitung gereist war, Ende desselben Monats mit Hausstand und Kindern nach Stuttgart zu folgen.

Dort erwarteten sie manche finanzielle und häusliche Kalamitäten.

Ein gewisser Kaupert, der von Mainz aus Forderungen an Forster zu haben behauptete, bedrohte Therese mit einem Prozeß, beruhigte sich nicht mit einer vorläufigen, durch Huber geleisteten Zahlung von 70 Thalern, sondern belästigte den alten Heyne, wurde aber durch Versprechen pünktlicher Zinszahlung bis zur Abtragung des ganzen Kapitals zur Ruhe gebracht. Auch die Schicksale eines für Forsters Kinder von Huber aufgesetzten Memoires brachten einige Aufregung hervor, doch schien es, als wenn ein günstiger Erfolg diesem Schritte zu teil werden sollte. Huber fuhr dann selbst im Juni nach Mainz, um für Therese eine Witwenpension, Sterbequartal und Erziehungsgelder für die Waisen zu erlangen, richtete aber nichts Bestimmtes aus.

Recht viele Unannehmlichkeiten wurden ihr durch ihre Schwester Marianne bereitet, zu deren Aufnahme sie sich von der Schweiz aus schon bereit erklärt hatte[59]). Doch mag, trotz des reichen vorliegenden Materials, über diesen Störenfried hinweggegangen werden.

Und nun begann ein arbeitsames glückliches frohes Leben. Die Eltern waren mit den Kindern glücklich, aber sie genossen auch geeint volles Glück. Am 6. April 1802 schrieb Huber an seinen Schwiegervater: „Ihre Ermahnungen, das häusliche Glück so vollkommen als möglich zu genießen, wurden von uns so aufgenommen, daß ich Sie nur zum Zeugen, als wir dies miteinander lasen, gewünscht hätte. Unsere Charaktere sind zu verschieden, als daß sie sich nicht oft anstoßen sollten; aber der Grund unseres Verhältnisses bleibt immer Liebe, Achtung, Bewußtsein von dem Glück in unserer Verbindung und alles Stoßen stößt immer auf diesen Grund, wo wir nicht scheitern können.“

Huber wohnte in Stuttgart mit seiner Frau Lange

Straße 250[60]). Die älteste Tochter Therese weilte nur wenige Jahre noch bei ihr; dann kam sie zur gesellschaftlichen Ausbildung, zur Vervollkommnung im Französischen zu Frau v. Charrière, bei der sie mehrere Jahre blieb (Sommer 1801). Ihr Haus war lebhaft trotz aller Sparsamkeit und des allereinfachsten Empfangs der Gäste. Unter diesen befand sich z. B. der russische Gesandte, ferner der junge Graf Wintzingerode, Mitglieder der Familie Normann, besonders zahlreich Franzosen, vor allem Emigrierte.

Zu den Bekannten der Stuttgarter Zeit, 1802 fg., gehörte ferner die Hofmarschallin v. Behr. Sie besuchte 1816 von Stuttgart aus Bern und die Fellenbergsche Anstalt. Die Mutter schrieb an Aimé, 4. Juli 1816: „bei der Du und Deine Schwester mit Suzette oft waren".

Auch die spätere Generalin Brand muß in diesem Zusammenhang genannt werden. Sie war eine geborene Fischer, in erster Ehe mit einem reichen aber liederlichen Manne verheiratet, der 1804 starb. Sie war die erste Bekannte Theresens in Stuttgart. Therese stand ihr damals im Kindbett bei. Dann heiratete sie Brand, den Sohn eines Pfarrers, der damals ein armer Leutnant war. Er war im sechzehnten Jahr, als er den Kriegsdienst antrat, und brachte es allein durch sein Verdienst zum Generalleutnant. 1815 war er erst 30 Jahre alt. Er hatte den russischen Feldzug mitgemacht und war fast sterbend zurückgekommen. Während jenes Feldzuges hatte er die furchtbarste Not erlitten und entsetzliche Krankheiten auszustehen.

Unter den Stuttgarter Freunden, zu denen auch der Maler Hetsch gehörte, die nächststehenden waren die Mitglieder der Familie Hartmann. Das Haupt der Familie war Joh. Aug. v. Hartmann, 1764—1849. Er entstammt einem Hause, in dem Schillers Eltern, Goethe, Lavater verkehrt hatten. Er war Jurist, eine Zeit lang Professor an der Karlsschule, in verschiedenen hohen Aemtern thätig; seit 1812 Staatsrat, trotz einzelner Unglücksfälle ein vielgeehrter Mann. Seine Gattin, Anna Mariette Dannenberger, mit der er sich 1792 verheiratete, war eine im Hause tüchtige, geistig angeregte Frau, die nach 40jähriger Ehe

1832 starb. Von den Kindern ist namentlich die Tochter Emilie zu nennen, die mit Lenau innig befreundet war und die als Gattin Georgs v. Reinbeck die litterarischen Traditionen des väterlichen Hauses fortsetzte. Denn das Haus blieb, wie es früher gewesen war, ein Mittelpunkt der Schriftsteller und Künstler. Neben den Vertretern der älteren Richtung wie Haug und Matthisson waren die Romantiker und schwäbischen Dichter, wie Kerner und Lenau, Rückert, Politiker und Gelehrte zu finden. Durchreisende Fremde von Ruf verfehlten nicht, in diesem Zentrum der Geselligkeit sich zu zeigen. Therese war Mariette innig befreundet, auch die Kinder beider Häuser schlossen sich eng einander an. So oft Therese später auf kürzere Zeit in Stuttgart war, wohnte sie bei der Freundin; während ihrer zweiten Stuttgarter Periode wurde der alte Freundschaftsbund mit ihr erneuert. Dreißig Jahre währte die Verbindung ungetrübt: die Korrespondenz aus den Zeiten der räumlichen Trennung 1804—1815, 1824—1828 bekundet ein harmonisches Zusammenleben tüchtiger Frauen, in dem das Geistige zurücktritt, aber ein schönes, echt menschliches Verhältnis deutlich wird[61]).

Zu den merkwürdigen Bekanntschaften gehört der Pole Maliczewski; Huber traf ihn im April 1801 bei dem holländischen Gesandten und forderte ihn zu einem Besuche in seinem Hause auf. Sie hatten bei der Vorstellung ihre Namen nicht recht verstanden; während des Gespräches wurden die Namen genannt und M. erzählte, wie vom Donner gerührt, daß Forster in seinen Armen gestorben sei und ihm noch in den letzten Momenten seine Kinder empfohlen habe. Er kam dann häufig zu Huber und versprach ihm interessante Briefe Forsters, die indes nicht in die Hände des Ehepaares gelangt zu sein scheinen.

Unter den Befreundeten, die zwar nicht in Stuttgart selbst, aber in dem benachbarten Ludwigsburg wohnten, ist auch der Arzt v. Hoven zu nennen, Schillers Jugendfreund, und dessen Frau. Huber wünschte ihn nach Göttingen als Professor der Medizin zu bringen und schrieb bei diesem Anlaß seinem Schwiegervater mehrfach empfehlende Briefe, doch konnte der Plan nicht ausgeführt werden.

Der gewöhnliche Arzt der Familie war Dr. Hopfengärtner; außerdem besuchte sie der Hofmedikus Jacobi als Freund oder als Vertreter des eigentlichen Arztes; er war es auch, der 1801 die Kinder impfte.

Zu diesen Notizen über das äußere Leben in Stuttgart mag noch das Folgende hinzugefügt werden.

1800 erhielt Huber durch die gemeinschaftlichen Bemühungen seines Schwiegervaters und des später noch zu nennenden Freundes Böttiger den Titel als Legationsrat. Man hatte zuerst an Weimar gedacht, aber die gespannten Beziehungen Böttigers zu Goethe hinderten die Ausführung. Böttiger wandte sich dann nach Gotha und erlangte ohne Mühe den Titel, der Huber notwendig schien, weil alle ihm Nahestehenden ihn mit einem solchen Titel anredeten.

Glücklicherweise läßt sich außer diesen trockenen, vielen damaligen und späteren Briefen entnommenen Notizen Theresens lebendige Schilderung der Stuttgarter Gesellschaft und einiger Vorgänge aus dem dortigen Leben mitteilen. Sie findet sich in Briefen Theresens an ihre gleichnamige Tochter. Aus ihnen sei nur eine einzige größere Probe ausgewählt. Sie folge hier im Original, in der französischen Sprache, die von der Mutter gewählt wurde, weil sie der Tochter vertrauter war, nur von den vielen Willkürlichkeiten der Schreibung gereinigt; im Original, weil die Schilderung durch jede Uebersetzung sehr an Reiz verlieren würde. (18. Juli 1802 oder 1803.) „Tu as trouvé plaisir au récit que je t'ai fait du jeu d'Iffland. Je l'ai vu hier pour la dernière fois. Il jouoit le père de famille de Gemmingen. Le caractère et la principale intrigue est la même que dans le père de famille de Diderot, le caractère du père de famille même est un peu moins ardent — il y a la différence du caractère national pour ainsi dire. La pièce même en quelque manière imitée du François est infiniment médiocre, mais elle a des beaux moments. Iffland a joué avec une dignité, une verité inexprimable. L'homme sensible, le père malheureux étoit visible dans chaque parole, dans chaque mouvement, mais il n'y avoit pas un instant où on auroit pu [être] incertain sur le rang de cet

homme sensible, de ce père malheureux. Sa sensibilité, sa profonde douleur, sa passion même étoit domptée, pas seulement par la force de la raison; mais par la force de l'éducation, c'étoit l'homme du grand monde même dans les bras de son fils repentant. Rien de plus beau que les moments, où le sentiment menaçoit de renverser ses entraves que la décence que l'élégance même lui oppose; sa voix qui venoit immédiatement du fond de son âme, déchiroit le coeur, et ses mouvements conservoient une douceur mâle, mais élégante, il a un moment où, croyant que le cadet de ses fils a reçu et souffert un outrage, le sentiment de l'honneur s'est emparé de lui, sa voix sans s'élever jusqu'au cri, sa voix presque basse, faisoit trembler, il donne un défi menaçant à l'offenseur de son fils, il se détourne, il a un moment l'attitude d'un homme qui sent l'approche du désespoir, et l'instant après il répète le défi avec la fermeté du gentilhomme offensé, de l'homme maître de ses passions. Son gendre demande à être divorcé de sa fille, l'acte est signé, le père de famille a agi dans toute cette scène avec une contenance égale, douce, on le voyoit navré de douleur, mais imposant la douceur et la décence par son attitude. Maintenant il tient l'acte signé, il reste, dit d'une voix qui annonce un sentiment péniblement maîtrisé: il reste un point important à discuter; il est au milieu du gendre et de la fille, d'une main il tient le papier, il passe l'autre sur ses yeux comme s'il vouloit écarter le voile de ses larmes involontaires, il hésite un moment parce qu'un premier essai de parler lui n'a pas réussi, et puis avec une articulation déchirante, avec un cri de douleur auquel tous les spectateurs repondoient d'un soupir unanime il dit: que devient votre enfant? — Je sens que je ne dis rien, que cela ne peut être décrit, c'est une déclamation divine! — Le public (le vulgaire) le trouve froid, accoutumé aux contorsions de nos acteurs allemands, le repos, le Abgemessne du jeu d'Iffland est du grec pour lui, et tout d'un coup Iffland appuie sur une période, sur un mot et ces gens sont effrayés de se sentir l'âme émue, ils ne savent pas d'où

cela leur vient, ils n'ont pas observé comment il les a mené là. C'est le seul rôle noble que je lui ai vue jouer, hors celui du Comte de Leicestre in Maria Stuart, rôle qu'il a rendu avec une noblesse infinie, où chacune de ses attitudes faisoit un beau tableau, mais où il y a très peu d'âme. Dans le comique il est inépuisable! tout autant en société que sur la scène. L'autre jour il nous racontoit comme quoi un vieux juif raconte à ses enfants l'histoire de leur nation, leur language, leur bavardage, la richesse orientale de leurs figures rhétoriques, le naïf dans l'étonnement des auditeurs qu'il représente tour à tour, qu'il caractérise par un mot, une inflexion de la voix et puis leur découragement lorsque ce peuple des juifs est attaqué et mené dans l'esclavage, cette attitude absolument juive, et lorsque le grand père en vient à dire que ce grand roi Cores les avoit tués avec l'épée au cri d'effroi si perçant, si comique, qui vous fait tout à fait oublier que c'est un même homme qui est narrateur et auditeur en même temps. Iffland est à côté de son talent sensible comme un enfant, ses anciens amis, ses anciens domestiques, les souvenirs de sa jeunesse, une belle vue, le plaisir de la table, il s'abandonne à tout cela de coeur et d'âme. Son ancienne gouvernante était venue le voir depuis Mannheim, l'autre jour elle y retournoit, un de ses anciens amis et collègues en arrivoit, le même jour Mr. de Madeweiss l'invitoit pour une grande fête donnée à son honneur, Iffland refuse, il écrivoit au papa, dites lui que je suis un imbécile, un Ostrogoth, dites de moi tout ce qui l'adoucit, et m'excuse, mais je ne puis pas être dans ce monde de gens de qualité au moment où ma vieille Meyer part, et où mon ami arrive. Quelques jours après la fête avoit lieu, il y avoit 24 couverts, et les gens de la plus haute qualité. Iffland s'y mêloit sans gêne, l'accent le plus modeste, le plus mâle, une fierté douce et aimable, parlant le françois avec une parfaite facilité, s'abandonnant pour de moments à son art de peindre en parlant, mais seulement pour des moments, et me trouvant près de lui, me rencontrant, me parlant avec l'expression d'affection

mêlé de . . . courtoisie qui lui est habituelle avec moi . . . C'est un homme bien intéressant. Le duc lui fait les offres les plus brillants pour le fixer ici. On negocie, je ne le souhaite pas, car ce théâtre n'est pas digne de son talent. Ce public est trop peu nombreux. Je suis bien inquiète à voir l'issue de la negociation. — Samedi passé j'avois le grand Kränzchen. La société m'avoit prié de l'avoir 8 jours avant le terme pour lui procurer l'avantage de voir Iffland au milieu d'eux. Il y consentit. J'avois 25 personnes à souper — j'ai passé deux jours entiers à la cuisine. J'avois une excellente soupe au bouillon de viande avec deux espèces de boulittes et une soupe au chocolat, un rôti de boeuf et deux oies farcies, des poulets en gelée et quatre salades, une tourte au pain, deux aux fruits, une crême au citron et une aux framboises, et du fruit sur quatre plats. Le tout fait de ma main, et tout avoit réussi. Mais j'ai déplumé la volaille et pilé le sucre, et épluché les salades. Suzette garde les enfants, Claire fait des commissions, et Lise tournoie autour du foyer, ou rôde sur le marché. Elle devint bien distraite et faible, la bonne pauvre créature. Au lieu de se lever une heure plus tôt, elle m'abandonne tout l'ouvrage — enfin tout étoit bon. J'avois prié Haug de me composer quelques vers au nom du génie tutélaire (der Genius Würtembergs) à Iffland, je les avois fait imprimer, et Iffland les reçut à table, la sensation étoit vive quoique les vers étoient mauvais. Mais le charme qu'Iffland étend autour de lui agissoit aussi sur le Kränzle. Dès le commencement du souper Mr. Schmiedle vint m'inviter à prendre ma place à la table!!! imagine toi! Ce Kränzle où aucune dame ose mettre le nez, on m'invite de présider. Je m'excusois pour le moment, mais je promettois de paroître. Or il faut savoir qu'il n'y avoit que 13 Mitglieder, Hoven de Louisbourg, Conz du même endroit, Mathisson, Iffland et deux autres étrangers étoient les convives du papa, j'étois donc autorisé à saluer mes hôtes, et satisfaire à leur désir de me voir, je me rendois donc dans la salle, et ces Mrs. étoient d'une politesse charmante. D'ordinaire on se sépare a onze heures, cette

fois-ci, on ne partoit qu'après minuit. Tout le monde étoit satisfait. J'étois fatiguée comme une malheureuse."

In dieselbe Zeit wie die ebengenannten Besuche und gesellschaftlichen Zerstreuungen fällt auch ein Zusammentreffen mit einer Jugendgefährtin aus Göttingen, die ein Zufall ihr schon in Mainz nahe gebracht hatte: Karoline Schelling. Während sich aus der Mainzer Zeit keine Aeußerung Theresens über diese ihre Genossin erhalten hat, liegen solche aus der Stuttgarter Periode vor.

Karoline hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Sie war eine Zeit lang auf Königstein gefangen gewesen, hatte sich mit einem französischen Offizier vergessen, in ländlicher Stille ein Kind geboren, das glücklicherweise bald starb, hatte A. W. Schlegel, der von alledem wußte und doch großmütig zum Vertuschen der ganzen Angelegenheit Vorschub leistete, geheiratet, hatte sich sieben Jahre später von ihm scheiden lassen, ihr Kind Auguste Böhmer verloren und sich in dritter Ehe mit dem Philosophen Schelling vermählt. Trotz ihres moralischen Minderwertes war sie eine geachtete, durch Geist und Witz berühmte Frau. Und doch fühlte sich Therese, als sie jene wieder sah (Juni, Juli 1803 in Stuttgart, September in Murrhardt, bei Schellings Eltern), in sittlicher Beziehung, auch in der Hochachtung, die sie beanspruchte und genoß, der Rivalin unendlich überlegen. Damals erhob sie, in einem Briefe[62]) an ihre 17jährige Tochter, die heftigsten Anklagen gegen die Jugendgenossin, obgleich die Begegnung mit ihr ganz freundschaftlich verlaufen war, und gab ihr namentlich schuld, mit Forster 1793 in Mainz in einem unlauteren Verhältnis gestanden zu haben.

Freundlicher hatte sich einige Jahre vorher das Zusammentreffen mit einer zweiten Göttingerin, Frau Forkel, seit mehreren Jahren Gattin des Juristen Liebeskind, gestaltet. Therese ehrte ihren Kopf, sah aber nicht viel Weibliches an ihr, wie sie sich einmal ausdrückte, rechnete ihr aber die freundschaftliche Würdigung Forsters und Hubers hoch an. Sie blieb, nachdem sie

sie 1801 in Ansbach besucht hatte, dauernd mit ihr in Verbindung, ja festigte diese mit den Jahren, da beiderseitig ein Interesse für die Kinder dazu kam. Nichtsdestoweniger sah sie auch ihre Schwächen und, offen wie sie war, entwarf sie eine Charakteristik der Frau, in der die Untugenden deutlicher hervortraten als die Vorzüge. (An ihre Tochter, Juli 1801.) „A mon retour j'ai passé huit jours à Ansbach chez Mad. Liebeskind, j'y arrivois le jeudi midi et le lundi après papa y venoit avec Louise, y passer quelques jours avec moi, après quoi nous nous remettions en route le vendredi suivant. A Ansbach je n'ai fait que courir de société en société. Outre le principe que je m'étois fait de me dérouiller un peu à cette occasion de l'infernale Pfahlbürgercompagnie de Stutgard, nous avions de raisons politiques d'y faire des connoissances: le Papa s'est fait présenter au Ministre Mr. de Hardenberg et nous avons été reçus de tout le monde avec la plus grande politesse. La société y est très agréable, très simple, et composée d'un assez grand nombre de gens très cultivés et assez intéressants. Mad. Liebeskind est plus repandue que son menage le paroît permettre, c'est ce que j'ai pris la liberté de lui observer. Sans doute que je ne prétends pas d'elle de coudre, tricoter et faire la tailleuse, elle n'est plus de l'âge où on prend ces habitudes, et où on acquiert cette espèce d'adresse, mais elle pourroit par ses talents augmenter le revenu de son mari de manière à mieux entretenir sa maison et payer des gens qui cousoient à sa place. Te rappelles-tu du malaise que tu sentois si souvent de n'avoir que des cuillières de métal à offrir a nos hôtes? mais à côté de ces cuillières humiliantes notre linge, nos lits, notre batterie de cuisine s'augmentoit de jour en jour, et notre Einquartierung avoit toute sa commodité. Mad. L. a deux pièces très proprement meublées, cuillières, salières, même sucrières d'argent — mais aucun drap de lit neuf, aucune paire de bas en bon état, point de lit à donner, les leurs sont des grabats misérables, les enfants en quenilles, le fourneau blanc en dessus —“

Um dieselbe Zeit wie diese Begegnungen fand auch ein

Zusammentreffen mit Frau Unzelmann statt, der berühmten Schauspielerin, deren Stimme, Aussehen, Vortrag Therese sehr bewunderte; etwa ein Jahr später ein Wiedersehen des bewährten Freundes Benjamin Constant und A. W. Schlegels, den sie von Göttingen her kannte und nie ganz aus den Augen verloren hatte (vgl. oben S. 58). Auch ihm gegenüber, der früher mit Huber in Streit geraten war und der jetzt als Friedensengel mit dem Oelzweig kam, konnte sie ein Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken, gewährte aber seiner Ungezwungenheit, sowie seiner Beherrschung der französischen Sprache ihre Anerkennung.

Jener Besuch in Ansbach erfolgte bei der Rückreise von Sachsen, wohin Therese ihren Schwiegervater, Michael Huber, begleitet hatte. Der Vater, 1793, unzufrieden mit seines Sohnes Entschluß, die diplomatische Laufbahn aufzugeben, unzufrieden mit dem, sein Schicksal an das einer übelberufenen armen Frau, die schon zwei Kinder hatte, zu ketten, hatte sich, da die eheliche Verbindung glücklich ausgeschlagen und die Stellung des Sohnes ehrenvoll und einträglich geworden war, mit Ehe und Beruf des Sohnes ausgesöhnt. Ein freundlicher Briefwechsel hielt die Verbindung zwischen den Entfernten aufrecht. Der Plan eines Besuches des alten Huber war bereits im Herbst 1800 gefaßt. Zur Stärkung der Sehnsucht des alten Mannes, seine Kinder und Enkel zu sehen, trug der am 4. Oktober 1800 erfolgte Tod der alten Frau Huber bei. Am 20. Mai 1801 traf Michael Huber bei den Seinigen ein. Dieser Besuch erquickte ihn seelisch, aber brachte ihn, den an eine sitzende Lebensweise und an manche seit Jahrzehnten genossene Bequemlichkeiten Gewöhnten so herunter, daß er früher, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war, die Heimreise antreten mußte. Er konnte aber infolge seines Alters und seiner Hinfälligkeit nicht allein reisen, und so entschloß sich Therese, ihn zu begleiten, und konstatierte mit Freuden, daß der Wiedereintritt des Alten in die vertrauten Verhältnisse ihn kräftigte und belebte. Sie konnte daher, nachdem sie ihrer Pflicht genügt hatte, beruhigt die Heimreise antreten. Von ihrem Aufenthalt in Leipzig ist nichts weiter bekannt, als daß sie auf eine Em-

pfehlung ihres Vaters den Philosophen A. Carus und dessen Frau kennen und schätzen lernte. Dieser selbst berichtete an Böttiger (30. Oktober 1801)[63]: „Noch lernten wir in diesem Sommer Vater Heynens älteste Tochter, die ihren schwächlichen Schwiegervater Huber hierher zurückgebracht hatte, genauer kennen, und da sie öfters in diesem Hause war, so lernten wir die lebhafte, vielerfahrene und feingebildete Forsteria auch nicht selten lieber gewinnen. Doch das ist gleich ein Punkt, über den ich lieber mündlich mit Ihnen plauderte.“

Während so in der Heimat und auf Reisen alte Bekanntschaften befestigt und neue angeknüpft wurden, stockte auch die Verbindung mit dem Elternhause nicht. Im allgemeinen scheint Huber die Korrespondenz geführt zu haben; Therese war infolge der Teilnahmlosigkeit, ja Abneigung, welche die Eltern ihr in ihrer schwersten Zeit gezeigt hatten, denen, die ihr am nächsten hätten stehen sollen, etwas entfremdet. Daher erörterte er mit dem Schwiegervater den Plan, — den Therese doch gewiß anteilnehmend begrüßte, — einer Herausgabe von Forsters Briefen, zu deren Ausführung er Heynes Mitwirkung erlangte; er besprach mit jenem, an den sich ungestüme Gläubiger gedrängt hatten, die Bezahlung von Forsters Schulden, er war es auch, der die Briefe über die im Huberschen Hause weilende Marianne schrieb, Berichte, die sich bei der anspruchsvollen, unliebenswürdigen Natur der damals Dreißigjährigen nicht gerade zu Lobeshymnen gestalteten. Er meldete auch von der gemeinsamen zur Erholung oder zur Erhebung bestimmten Lektüre, die freilich bei der so außerordentlich großen Beschäftigung beider Gatten ziemlich zurücktreten mußte; 1801 lasen sie den Homer, Huber schrieb darüber an seinen Schwiegervater: „Auch für Therese hat sich dadurch eine neue Welt eröffnet, und ihr Genuß dieser neuen Welt macht einen großen Teil des meinigen aus.“ — Nicht mindere Freude bereitete ihr die Lektüre des Sophokles, die im Jahre 1802 folgte. Trotz aller Anstrengungen Hubers indessen, dem strengen Herrn Vater gefällig zu sein, wollte sich zwischen Göttingen und Stuttgart kein inniges Verhältnis gestalten. Es bedurfte erst Hubers persönlicher Liebenswürdigkeit, um die Eisrinde, die sich um die Herzen der Alten gelegt, zu

schmelzen; echt menschliches Mitleid mit den schweren Schicksalsschlägen, von denen die Tochter betroffen wurde, Hochachtung vor der Stärke, mit der sie das Unglück trug, eigenes Leid unter den schweren Zeitverhältnissen, verbunden mit der Hinfälligkeit des Alters — alles dies mußte zusammenwirken, um den alten Heyne zu lehren, was er an seiner Tochter besaß. Der Frau, die sich die Achtung der Welt erzwungen hatte, öffnete der Vater, der seinen Liebling lange als eine Verlorene beweint hatte, fast widerwillig die Arme; die Neugewonnene aber hielt er fest, als wollte er die versäumte Zärtlichkeit nachholen und ersetzen.

Die Thätigkeit Hubers an den politischen Blättern, die ihn von der Schweiz nach Deutschland gelockt und genötigt hatte, nach wenigen Monaten von Tübingen nach Stuttgart überzusiedeln, zwang ihn und damit auch seine Familie, den Wohnort von Stuttgart nach Ulm (das 1802—1810 dem bayerischen Staate angehörte) zu verlegen. Am 13. Oktober 1803 wurde wegen eines in der letzten Nummer enthaltenen Artikels aus Paris, in dem der französische Orden der Ehrenlegion denen anderer Staaten entgegengesetzt wurde, „welche ersonnen worden sind, um der Eitelkeit zu schmeicheln, dem Unwert Wert zu geben", die „Allgemeine Zeitung" verboten. Die Versuche Cottas, eine Zurücknahme des Verbotes zu erwirken, waren vergeblich. Der ursprüngliche Entschluß, die Zeitung aufzugeben, wurde wegen des Ansehens, das sie sich erworben, und wegen der Anträge, die von Bayern und Baden dem Verleger gemacht wurden, fallen gelassen; die Zeitung wurde vielmehr nach Ulm verlegt, wo sie mit bayerischem Privilegium bereits am 17. November 1803 wieder erschien. Huber mußte selbstverständlich alsbald mit der Zeitung den neuen Redaktionsort zum Wohnplatz nehmen. Für ihn und die Seinen wurde der Wechsel von großer, ungeahnter Wichtigkeit, denn sein langgehegter Wunsch, neben der Zeitung ein Amt zu bekleiden, der in Württemberg nicht erfüllt worden war, wurde in Bayern ziemlich bald erreicht; daraus ergab sich später für seine Witwe eine Pension und für seine Kinder Erziehungsgelder

Viele Wochen lebte Huber allein; eine Ueberſiedelung der ganzen Familie war zunächſt wegen des ſtrengen Winters und beſonders wegen der Krankheit der Frau unmöglich. Um das ſchönſte Familienfeſt des Jahres nicht einſam zu begehen, wurde das Weihnachtsfeſt unterwegs zwiſchen Ulm und Stuttgart gefeiert. Die fröhliche zweitägige Zuſammenkunft in Göppingen — für die Reiſe wurde das eigentlich zu Weihnachtsgeſchenken beſtimmte Geld ausgegeben — mußte beide für die bangen Wochen der Einſamkeit entſchädigen. Dieſe Trennung wurde um ſo peinlicher, als Huber, wie er an Böttiger ſchrieb, der Tyrannei des Kurfürſten von Württemberg zutraute, die Familie aus Stuttgart auszuweiſen, eine Befürchtung, die ſich glücklicherweiſe nicht bewahrheitete. Im Februar 1804 war es Huber möglich, fünf Tage bei ſeiner Familie zu weilen. Die einzige Freude in dieſen langen Monaten des Getrenntſeins war die Nachricht, die Huber am 28. März 1804 ſeiner Frau melden konnte, daß er zum Landesdirektionsrat ernannt worden ſei, mit tauſend Gulden Gehalt und dem Rechte, die „Allgemeine Zeitung“ weiter zu leiten. Dieſes Amt war keineswegs eine bloße Sinekure, wie man es manchmal dargeſtellt, ſondern es legte ihm die Aufſicht über die Bibliotheken der Provinz und die Mitberatung über die Schulen auf, nur daß eben ſein früher Tod ihn hinderte, ſich in die eigentlichen Amtsgeſchäfte voll und ganz einzuleben.

Bald nach Empfang der Nachricht zog Thereſe mit ihren Kindern nach Ulm.

Gleich nach der Ankunft ſchrieb ſie an die Freundin Mariette nach Stuttgart: „Regierungspräſident Hertling war rührend und gerührt gütig. Er war unpäßlich bis heute und kam heute zu mir; viele andere Herren, zum Teil Hubers Kollegen, kamen auch: Herr v. Schad [der ſpäter eine Zeit lang Vormund der Huberſchen Kinder war], v. Stetten, v. Merz, Schmidt, Müller — alle dieſe kamen ſeit zwei Tagen, um mich zu begrüßen. Huber iſt bei allen beliebt und ich bin nur furchtſam, neben einem ſo beliebten Mann nicht zu mißfallen, mit meinem ausländiſchen, ſchneidenden, bald kalt, bald butterweichen Ausdruck. Glaubt mir, liebe, gütige Freunde, eure Güte,

weit entfernt, mir Zutrauen zu mir einzuflößen, macht mich furchtsam. Ich denke, wie es möglich sei, daß man das Glück habe, so gute, der Wahrheit empfängliche Menschen so oft zu finden. Glaube mir, liebe Mariette, ich weiß, daß ihr viel überwinden mußtet, um mir gut zu sein. Mein vergangenes Schicksal, meine Lage oder unsere Lage vielmehr — o vieles —, aber außerdem, daß ihr uns so viel Freude gebt, stiftet ihr noch das Gute, daß wir unsere Kinder im Glauben an Menschengüte erziehen, und so wahr wie Menschentum auf Ewigkeiten wirkt, so wahr wirkt meiner guten Schwaben Gemüt auf die Generation, die meine Kinder erwartet, fort."

Am 23. April desselben Jahres fuhr sie in ihrem Berichte fort: „Man ist sehr gut, ein paar Menschen ziehen mein Gefühl an, besonders der Minister und ein Herr v. Mastiaux, Weltpriester, Kollege meines Mannes, ein originelles Geschöpf! Er hat versprochen, mein Kind zu taufen — das ist viel, denn er tauft fast nie. Er ist im vierundzwanzigsten Jahre von einem Trierschen Regierungsrat aus fehlgeschlagener Liebe Priester geworden, fürchtet die Weiber, mißtraut ihnen, weil seine Braut ihm untreu ward — und hat für häusliches Glück ein so weiches Herz! Er lebt streng als Priester, ist aber völlig aufgeklärt. Huber liebt ihn sehr."

Dieser Herr v. Mastiaux war ein fleißiger katholischer Schriftsteller, ein reicher Mann, der sein großes Vermögen zu Gunsten von Klöstern verwenden wollte und der Huber und den Seinen freundschaftlich ergeben war.

Trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, die das Hubersche Ehepaar in Ulm zubrachte, entwickelte sich dort ein reges, gesellschaftliches Leben. Die Ansprüche, die an sie gestellt wurden, waren so groß, daß Therese einmal erklärte, in vier Wochen keinen Abend für sich gehabt zu haben.

Die geselligen Zusammenkünfte begannen um sechseinhalb oder sieben Uhr abends und endeten zwischen zehn und elf Uhr. Man vertrieb sich die Zeit mit Unterhaltung, man spielte Sprichwörter und andere Spiele und machte Musik; nachher soupierte man, gelegentlich zogen sich diese Soupers in die Länge. Die Arbeitszeit war besonders der Vormittag, den Therese dadurch

auszudehnen wußte, daß sie, entgegen der kleinstädtischen Sitte, erst um zwei Uhr essen ließ.

Außer den schon genannten Personen ihres Umgangskreises ist namentlich Herr v. Arco und seine Schwester zu nennen. Ersterer, ein Weltmann von lockerem Leben, aber liebenswürdig und geistvoll; die letztere war eine Gräfin Remy de la Perouse, eine ehemalige Aebtissin, eine Freundin des französischen Gesandten. Eine andere Schwester des Geschwisterpaares war die Gattin des Ministers Montgelas. Zu der Gesellschaft gehörte ferner ein Major v. Ditfurth mit Frau, die zehn Jahre älter war als ihr Mann, eine vornehme Adlige, während er ein armer Leutnant gewesen war. Unter den Frauen werden ferner Frau Luise v. Wittgenstein und die Generalin Wrede genannt; auch der Gatte der letzteren, der Bruder des früher (S. 39) in anderem Zusammenhang erwähnten, kam häufig mit dem Huberschen Ehepaar zusammen. Die Beziehungen mit beiden hörten mit Ulm nicht auf, sondern wurden auch später noch fortgesetzt; die Fürstin Wrede erbat Thereses Mitwirkung für einen Hofmeister und interessierte sich für die Bitte der alten Freundin, eine Freistelle für Aimé zu beschaffen. Von den früher genannten Ulmer Bekannten wird der Polizeidirektor v. Stetten gelegentlich als ein guter, thätiger, ernsthafter Mann und seine Frau als jung und hübsch, ein alter Diplomat, Herr v. Merz, als ein sehr unterrichteter und liebenswürdiger Herr, der das Faktotum des Ministers Montgelas für bayerisch Schwaben war, charakterisiert.

Unter den Nahestehenden der nächste, unter den Treuen der treueste, der seine Treue trotz des Gegensatzes der Gesinnungen bewahrte und sich auch in schwierigen Situationen bewährte, war Joh. Christ. Schmid, geboren zu Ebingen am 14. Juni 1756, gestorben am 10. April 1827[64]). Er war, nachdem er seine Bildung in Erlangen und an anderen Universitäten erlangt hatte, seit dem Jahre 1788 Lehrer, seit 1792 Prediger, dann Professor der Sittenlehre, später der Geschichte am Gymnasium zu Ulm, dann Kreiskirchenrat im Donaukreise, seit 1810 Prälat und Generalsuperintendent, von 1817 an auch Oberinspektor des Gymnasiums. Er war ein fleißiger

und vielseitiger Gelehrter; er schrieb Theologisches, veröffentlichte Predigten, z. B. zum Begräbnis des schon genannten Arco, Geschichtliches, meist über Ulm, historische Miscellen, die sich teils auf Gelehrtes, teils auf den Aufenthalt der Kaiser in der Reichsstadt bezogen, Notizen und Darstellungen aus der schwäbischen Reformationsgeschichte. Schon 1798 erwartete man von ihm eine ausführliche Darstellung der Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkrieges. Er beschäftigte sich mit Politik und gab Berichte über die Verhandlungen der Landstände heraus, war sprachlich thätig, so daß er lexikalische Beiträge zum schwäbischen Dialekt mitteilte, übersetzte einzelnes aus dem Französischen und arbeitete an gelehrten Zeitschriften mit. Die unglaubliche Vielseitigkeit, die der so überaus beschäftigte Mann bewies, zeigte sich am glänzendsten darin, daß er auch in litterarischen Fragen das Wort nahm, so daß er z. B. an J. H. Voß, den Uebersetzer Homers, ein Sendschreiben richtete und daß er Verbesserungsvorschläge zu Schillers Glocke machte. Er stand während der kurzen Zeit, daß die Hubersche Familie in Ulm lebte, ihr sehr nahe, und auch als dieser Aufenthalt aufgegeben werden mußte, wuchs die Intimität, statt sich zu vermindern. Der Umgang gestaltete sich dadurch besonders angenehm, daß auch die Seinigen, seine Frau und Tochter (geb. 1790) Therese lieb wurden. Wie intim Therese mit Schmid war, zeigte sich darin, daß sie außer Luisen ihm allein die Briefe über die Sinnes- und Berufsänderung ihres Sohnes Aimé im Anfang des Jahres 1820 mitteilte. Sie ergriff gern auch in späterer Zeit die Gelegenheit, mit ihm zusammen zu sein, so daß sie z. B. 1819, als er sich auf der Synode in Stuttgart befand, mit ihm nach Untertürkheim zu dem dortigen Historiker, Pfarrer Pfister, reiste. Schmid sei der Mann, schrieb sie im Jahre 1816 an ihren Sohn, „den ich, seit Dein Vater und Großvater zu Gott gingen, am innigsten verehre". Er übertrug die Liebe, die auch er zu ihr hegte, auf ihre Kinder; er war bereit, im Jahre 1825, Aimé seine schon erwähnten Vorarbeiten zu einer Geschichte des schwäbischen Bundes zu übergeben. Therese hätte gern gesehen, daß ihre Freundin Mariette diesem Freunde nahe träte, und schrieb ihr daher (13. Februar 1813): „Gute Mariette,

ich sage Dir einige Worte durch meinen wackern alten Freund, Prälat Schmid. Wenn die Menschen nicht von so armseligen Aeußerlichkeiten getrennt würden, so daß oft die übereinstimmendsten Gemüter ein Leben lang nebeneinander gehen können, ohne einander zu erkennen! Wie viele glückliche Zufälle gehörten dazu, daß Schmid und Du einander näher kämet, dann würdest Du aber in ihm den wahren evangelischen Beichtvater finden. Ich habe schon manchmal über mein Verhältnis zu ihm lächeln müssen. Er ist für mich wirklich Beichtvater, da ich ihn doch nie predigen hörte und nie in seine Kirche kam, er mich einer entschiedenen Neigung für den Katholizismus verdächtigt und wir nie ein dogmatisches Wort zusammen sprachen, wohl aber manches antidogmatische. Er ist ein wahrer christlicher Wächter und dabei gutthätig und einfach wie ein alter Kirchenlehrer." ...

Als Therese den alten Freund im Jahre 1825 besuchte, freute sie sich über seine geistige Regsamkeit und seinen freieren Blick; sie, die sonst auch ältere Freunde nicht schonte und das Wort, über Tote nur Gutes zu sagen, nur selten beherzigte, schrieb nach seinem Tode: „Das war ein weiser Mensch. Er litt nur 14 Tage, aber heiter und fast den Abschied von den Seinen genießend. Der Mann war uns seit 22 Jahren lieb." Und mit sichtlicher Genugthuung fügte sie hinzu: „die Stadt hat seine Beerdigung unerhört gefeiert. Die Leiche ward im Dome ausgestellt, dort eine Rede gehalten, der Trauerzug war unzählbar."

Ausführlicher äußerte sie sich in folgendem Briefe an Cotta (13. April 1827), wo auch das Reinmenschliche in dem Wesen dieses ausgezeichneten Mannes hervortritt: „Mein guter alter Prälat Schmid ist nun auch hinübergegangen.

Und immer stiller wird's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Weg.

Es ist recht gut, daß so vieles die alten Leute hinüberzieht; denn wenn man Kinder hat und liebe, wackere, denen man ein längeres Leben wünscht, so bindet uns doch die Sorge an sie, die bittere, herznagende und auch so erhebende, beglückende Sorge um sie recht fest ans Leben. — Ich habe herrliche Briefe von diesem lieben alten Schmid. Ich will in der Folge einige

Ihnen für Ihr Blatt anbieten. — Er hatte nicht die Befriedigung, sein schwäbisches Idiotikon gedruckt zu sehen, und wie innig und bescheiden wünschte er das. — Ich sprach vor acht Tagen mit Stegmann davon; der meinte, Schmid solle es auf eigene Kosten drucken lassen; Schaden würde er wenigstens nicht haben. Das schrieb ich ihm in einem Brief, der in seiner Todesstunde nach Ulm kam. — Nun lernt er ganz andere Zungen sprechen, als er hier studierte. Der Witwe wird es knapp gehen. Er ließ wenig Geld und Gut, aber er erzog mit seinem Einkommen so manchen armen Verwandten zum Guten, verhinderte wenigstens so viele durch Unterstützung und strenge Ermahnung am Schlechterwerden. — Der Mann hatte das traurige Los, lauter arme und viele ganz schlechte Verwandte zu haben. Sie haben von der wahrhaft evangelischen Wohlthätigkeit des Mannes keinen Begriff, alles im kleinen, — mit kleinen Mitteln. — Er nötigte seine Frau zur größten Ersparnis in Möbeln, Kleidern u. s. w., um geben zu können. Ich war einmal ein paar Tage bei ihm, da kam täglich abends sieben oder acht Uhr ein Schlossergesell und trank bei ihm in der Familienstube eine halbe Maß Bier. Das war ein Vetter, Kind schlimmer Eltern, den hatte er erziehen lassen bis zum Gesellen, und damit er nicht verwildere, durfte er täglich bei dem Prälaten sein Bier trinken und dieser sprach ein nützliches Wort mit ihm, und erlaubte ihm in einem Winkel des Zimmers auch zuweilen eine Stunde zu lesen. Und in diese Handelsweise stimmte die Prälatin mit der größten Einfalt des Sinnes bei. Das ist ein Beispiel von so vielen."

So nahe wie Schmid trat ihr keiner der Ulmer Genossen. Aber mit ihnen allen führte sie ein harmlos frohes Leben, dessen sie später gern gedachte.

Die Bewirtung der Gesellschaft war eine sehr einfache, sie bestand gewöhnlich nur in Thee und Weißbrot; regelmäßig am Dienstag fand ein Konzert, am Donnerstag eine Zusammenkunft im Kasino statt. Therese freute sich zwar über die Beachtung, die ihr Haus und sie persönlich fand, über die Stellung, die sie durch den Rang ihres Gatten und die eigene Bedeutung einnahm, aber sie hätte, wie sie häufig sagte, gewünscht, nach

einem voll ausgefüllten Arbeitstage mehr Ruhe zu genießen, als in ermüdender Geselligkeit sich zu üben.

Manche Ereignisse erfreuten und störten das gesellige Treiben: zu den freudigen gehörte die Ankunft von Fremden, unter anderen Maler Müller, der auch später in Theresens Gesichtskreis trat, zu den trüben die Abberufung des der Familie nahestehenden Präsidenten Grolling.

Gelegentlich kamen auch fremde Besucher. Von einem unter ihnen, Johann Heinrich Voß[65]), der seinen alten Freund J. M. Miller, den Verfasser des „Siegwart", besuchte, entwarf Therese folgendes Bild (an Meyer 5. Oktober 1804): „Voß — ja der wäre doch eine Art Esel zum Vorreiten? — war vier Wochen hier bei seinem akademischen Freund, dem alten Siegwart-Miller. Aber der ist doch ein rechtlicher Esel, der trotz seiner langen Ohren ein tüchtiges Tier ist. Das Niedersächsische abgerechnet, das mir halb gallicierten, halb schwabicierten Weibe abscheulich widrig ist, habe ich den Schulpfeiler mit Interesse gesehen. Von wegen meines Vaters traute er mir nicht übern Steg, wurde aber von meinem freimütigen freien Wesen hingerissen, daß wir recht ordentlich zusammen waren. Mit dem alten Miller komme ich viel besser aus, der hat mich fast lieb, weil ich Schwaben so lieb habe. Dem sieht man vom Siegwart keinen Schimmer mehr an, er blüht wie eine Rose, läßt Gott einen guten Mann sein, geht alle Abende, die vom Münster sinken, ins Lamm, in den Bock — ja alle Tiere aus der Arche, wenn sie nur an Wirtshausschildern gemalt sind, durch und trinkt ein paar mäßige Schöppchen Wein — so recht ein Mann, um lang zu leben. Ich bin gern mit ihm, er ist heiter wie das gute Gewissen, wir sind ein paarmal zusammen zu Dorfe gestiegen und haben viel Spaß gehabt."

Bei Theresens innerlicher Natur füllte freilich dieses gesellschaftliche Treiben weder ihre Zeit noch ihr Denken aus. Ihre Thätigkeit und ihr Sinn gehörten in erster Linie den Kindern.

Schon in Stuttgart waren zwei Kinder geboren: ein Sohn und eine Tochter. Letztere, Adele, wurde am 20. Oktober 1798 geboren; ihr voller Name war: Emanuele Honorine Adele. „Adele küßt," wie Huber an Heyne schreibt (3. Januar 1800), „des

Großvaters Büste, sobald sie sie erblickt, ohne den Anstoß der harten, kalten Nase zu scheuen." Am 10. März 1800 wurde der Sohn Viktor Aimé geboren. Huber wünschte Heyne und seine Gattin als Patin eintragen zu lassen. Der Knabe Aimé wuchs heran, und die ganze Zärtlichkeit der Mutter wurde diesem einzigen Sohne, der aus der großen Kinderschar am Leben geblieben war, zugewendet.

Die äußere Ruhe und der innere Frieden, der sich in vielen Aeußerungen der Ulmer Zeit ausspricht, wurde durch mehrere traurige Ereignisse gestört. Am 4. August 1804 starb die Tochter Adele; sie war der Sonnenschein ihres Lebens, der Glanz und die Hoffnung im Leben Hubers gewesen. Therese selbst schrieb unmittelbar nach dem entsetzensvollen Ereignis an ihre Freundin Mariette die folgenden Zeilen: 4. August 1804. „Meine schöne Blume ist gepflückt, — dieses war nicht ihr Vaterlandsboden — dort gedeiht sie, dort! — Euer Freund ist tief gebeugt — ich bin ergeben! Wo wird die Schule enden, die mich belohnen soll ... Adele schläft neben Clemence — Ulm ist mein Vaterland — hier habe ich Besitztum: zwei Gräber. Gott behüte euch vor dieser Stunde."

Ihre eigene Stimmung nach dem schweren Verlust schilderte sie einige Tage später (10. August) zugleich mit einer Charakteristik des Lieblings derselben Freundin in folgender Weise: „Nein, so ist es nicht, daß ich mich sehr zwinge. Mir wär' es lieber, ich fühlte das alles recht zerreißend, ich fühle es zerstörend. Ich bin 20 Jahre älter, das Leben verblüht mir und vor dem Tode graut mir — ich habe den Faden verloren, wie Tod und Leben zusammenhängt. Es wird wieder gehen, ich werde mein kleines Gebäude von Hoffnungen wieder aufführen. — Mir fallen dann so viele Eltern ein, die drei bis vier Kinder in kurzer Zeit verloren, und da denke ich: ob mir das drohe? und ich wage es nicht, an eines der meinen zu denken. — Ueberhaupt bin ich nicht zufrieden mit meinem Herzen. Ich habe es bei dieser Gelegenheit mit einer Tyrannei beherrscht, die von der Stumpfheit meines Kopfes zeugt. Mein Denken ist wie ein großes Bild von Adelens Totenbett, von Adelens Leiche, auf das nun alle anderen Bilder meines Thuns

aufgemalt sind. Sie folgen sich in kalter Ordnung, wie die Tageszeit sie herbeiführt, und die blasse Stirn, der nach Atem ringende Mund, die kalten, gefalteten Hände, die Farbe der Verwesung, der Geruch der Zerstörung bleibt zwischen allen Bildern vor, bis ein Augenblick Stille — Alleinseins alles andere verwischt, und die Sterbende, die Tote liegt wieder allein da — und die Lebende steht mir wie im Dunkel, wie hinter einer Scheidewand. Ich ringe nach dem Ton ihrer Stimme, nach ihren holden Gebärden — aber meine Phantasie ist tot, sie starb schon mit Clemencen.

„Mein Zustand ist also gar nicht gewaltsam. Ich habe in den drei Stunden, bis ich sie aus ihrem Sterbebett nahm, alles um sie besorgt, ich habe zu allem Kraft und Nachdenken gehabt. Ich habe Schmid [dem Arzt] einige Mittel vorgeschlagen: ich bat ihn, noch eine halbe Stunde zu warten, um zu sehen, ob der Tod wirklich gesiegt habe, und suchte ihn auf der Brust, auf dem Herzen, bis er kalt und bleiern über den zarten Körper gekrochen war. — Dann habe ich alles besorgt, so recht kleinlich jedes Wirtschaftsinteresse. Ich habe mit Gott gesprochen und dann schaffte ich fort. Aber um mich her hatte ich unangenehme Empfindungen, die mich störten. Susettens Pflegevater, der aus der französischen Schweiz gekommen war, dessen Schmerz war unfromm und gemein. Neben der Toten, der Unsterblichen, neben der, die nun einem Heiligeren, Höheren gehörte, war das Schreien, das Heulen, das Pflichtvergessen mir widerlich. Unglück soll zur Pflicht aufrufen, wer bloß widerspenstig heult, will der ewigen Herrschaft entfliehen und wird dadurch zum Sklaven des Schicksals ... Claire hat sich vollkommen lieb betragen. Sie verließ die Sterbende nicht und hielt sie tot noch eine Stunde im Arm in der Hoffnung, ihre Wärme soll das Leben noch möglich machen — und ohne laute Klagen, ganz stille und mithelfend. Auch seitdem bleibt sie immer um mich. Greyerz hat wie ein Bruder geweint, die teure Leiche besucht und mit so einer frommen Kindlichkeit über Tod und Hoffnung eines besseren Lebens gesprochen; o, alles hat ein volles Herz gezeigt. Hertling hat Hubern so sanft, so menschlich behandelt. Ich mochte noch niemand dort sehen,

ich kann vor den Menschen nicht weinen. Nun hab' ich mit neuer Gewissenhaftigkeit jede häusliche Pflicht überlegt. Ich nehme alles in die Hände, ich lehre Aimé, da sein Lehrer verreist ist, ich habe die Großen im Zimmer ... Du siehst, wie erkaltet mein Gehirn ist, mir ist's, als friere es ein. Ich vergesse alles, und wenn man dann an mein Gedächtnis klopft, wacht der Gedanke auf ... Huber hat wie ein Mann gelitten, tief, bitter und an alles gedacht, an jede Pflicht und jedes Bedürfnis. Er denkt nur an sie, er malt sie auf jedes Bild seines Lebens, aber er hofft nicht so fest wie ich auf ein Jenseits. Das ist mir sehr wehmütig, denn ich kann ihm ja nichts beweisen und kann heute sterben.

„Lebe wohl. Wenn ein Augenblick kommt, wo ich dir mißfalle, so denke wie anders mein Gehirn wirkt, durch das so viele Stürme bitteren Unglücks ihren Weg nahmen, so viel eiserne Erfahrungen."

In einem undatierten Fragment, das aber gewiß vor den Tod Hubers gehört, stellte sie das frühreife und doch so kindliche, das überirdische und doch so ganz dem Leben angehörende und das Leben der Ihrigen verklärende Wesen Adelens mit folgenden Worten dar: „Sie ward, je älter, je unabhängiger von Liebe, und je fühlbarer für Liebe. Ihre Spiele waren immer Beschäftigung, nie Zeitvertreib, und Beschäftigung, die sie leidenschaftlich an sich riß, heftig trieb, dann mit Zwang fortsetzte, endlich mit bitterem Ekel hinwarf — sie kostete keine Freude, sie trank bis auf die Hefen, und hätte dann gern erbittert den Becher zertrümmert. Im Freien, in der Natur, bei Blumen, im Grase war sie sanft, Blumen schienen ihr Kindersinn zu geben, sie liebte sie über alles; sie schonte selbst die erstorbenen Blätter. Eine ihrer Beschäftigungen war Lesen, mit einem Buch in der Hand laut die befremdendsten Worte, bald in Form von Erzählung, bald von Dialog sinnlos zusammenreihen, heftig laut hersagen, bis ihr zarter Körper ermattete. Meistens mischte sie Dinge, die zuletzt um sie her gesprochen waren, hinein: Zeitungsartikel, bei denen sie ganz unaufmerksam schien, Namen, die ihrem kindischen Gedächtnis viel zu schwer hätten scheinen sollen.

„Lautes Lachen, lautes Gespräch ängstigten sie und machten sie still anschmiegend. Der fallende Abend, die einbrechende Nacht nahmen ihr Zorn und Lust, Liebe und Vertrauen schlichen mit dem Gefühl von Furcht in ihr kleines Herz. Dann war sie unendlich rührend, ihr Blick suchte fremde Welten, unaussprechliche Gedanken, er schien tief aus ihrer Seele in die Tiefe anderer Seelen zu tauchen."

Der Gedanke an diesen Engel, dessen Bild sie durch Frau Simanowicz malen ließ[66]), wich nicht von ihr. Die Schmerzensreiche vergaß ihre Verluste überhaupt nicht, wenn sie auch nicht schwächlich ihren Schmerz hegte; dieser Todesfall erschien ihr aber stets als der schwerste Schlag in ihrem Leben. Auch die anderen Kinder, die sie so früh begraben hatte, lebten in ihrem Gedächtnis, keines jedoch veranlaßte sie wie dieses zu immer erneutem Ausbruch ihres Jammers.

Der Tod der zwei Kinder, von denen eben die Rede war, — Clemence wurde nur wenige Wochen alt — hatte Huber mächtig angegriffen, er war ernster und stiller geworden. Das physische Leiden, dem er so bald erliegen sollte, hatte gewiß natürliche Ursachen, aber die Thatsache, daß er ihm so schnell erlag, mag doch in seiner mangelnden oder geschwächten Widerstandskraft, in der Unfähigkeit, sich aufzuraffen und sich zu freuen, mitbegründet gewesen sein. Dazu mußte er, der des Arbeitens wenig Gewohnte, eine doppelte Thätigkeit üben, denn außer an der „Allgemeinen Zeitung" war er damals an der Redaktion eines neuen periodischen Unternehmens, „Vierteljährliche Unterhaltungsblätter", beteiligt, für das er eifrig Mitarbeiter warb. Ferner war er, der von geschäftlichen Dingen wenig verstand, gezwungen, wegen der Erbschaft seines Vaters, die er als groß ansah, über die er aber trotz zahlreicher Anfragen nichts Näheres erfahren konnte, eine Geschäftsreise anzutreten.

Diese Reise hatte für ihn zugleich den Zweck, alte Verbindungen zu erneuern und neue anzuknüpfen: in Halle die Familie Forsters, in Göttingen Eltern und Schwestern seiner Frau kennen zu lernen, Berlin zu sehen, die Stadt, die er nicht kannte und die er als Hauptstadt des mächtigsten Staates für sich als wichtig betrachtete. Seine Reisebriefe, die von Therese in der

Biographie des Gatten mitgeteilt werden, sind Zeugnisse eines gewissen frohen Mutes und heiterer Erinnerung an die Gattin, sowie liebevollen Gedenkens an die Kinder. Er reiste am 23. September fort; schon am 28. konnte er seine Einwilligung zur Verlobung der Stieftochter geben (vgl. unten), plauderte munter über sein gutes Aussehen, von der Verjüngung, von der die Leute, die ihn früher gekannt hatten, sprächen.

Ueber einen Teil dieser Huberschen Reise, über den erwähnten Aufenthalt in Berlin, von dem Huber nicht sonderlich entzückt war, gewiß nicht wegen der Unfreundlichkeit der Bewohner, sondern infolge körperlichen Unbehagens und der unangenehmen Empfindung, daß Briefe der Seinigen ausblieben, über alles dieses berichtete Therese am 25. Oktober 1804 an Frau v. Struve folgendes: „Ich erwarte meinen guten Landläufer den 2. bis 3. November. Er hofft, daß ihn seine Behörde — er denkt, unser lieber, verehrter Hertling sei noch hier — ihm drei Tage Ueberschreitung seines Urlaubs verzeihe. Um so mehr, da unser Gesandter in Berlin ihm hauptsächlich zuredete, ein paar Tage länger zu bleiben. Man wollte ihm seinen ‚natürlichen Sohn' vorstellen, es ist ein Lieblingsstück der Berliner — da konnte denn der Autor nicht widerstehen. Man ist dort charmant gegen ihn. Unser Gesandter, ein Chev. de Bray, sein Kavalier (comment cela se dit-il, attaché à l'ambassade) ein Bruder unserer hiesigen Rechberge — dann ist ja Dedem dort, der ist sehr artig gegen ihn gewesen, Hardenberg ebenso, — die niedliche Unzelina[67]) s'est mise en quatre, um ihm Gastfreundlichkeit zu erweisen — dann Autoren, schöne Geister — und all diese sequelle —".

Einen ebenso freundlichen Empfang wie in Berlin genoß Huber in Leipzig, Halle und Göttingen. In Leipzig kam er mit Fr. Rochlitz, seinem Mitherausgeber eines Damenjournals, dem fleißigen und geschmackvollen Musikschriftsteller und Erzähler, einem vertrauten Freunde Goethes, in freundschaftliche Verbindung. Am meisten lag Therese selbstverständlich an dem Zusammentreffen ihres Gatten und ihres Vaters. Heyne, der mit einer geradezu schwärmerischen Zärtlichkeit an Forster ge-

hangen, der das Benehmen Theresens gegen ihren ersten Gatten und damit auch ihre zweite Ehe gemißbilligt hatte, der zwar seitdem mit Huber in einem Briefwechsel gestanden, welcher allerdings nur wenig über konventionelle Höflichkeit hinausgegangen, lernte während des kurzen Besuches seinen zweiten Schwiegersohn schätzen und würdigen. Huber machte sich in dem kleinen, geistig angeregten Kreise beliebt; er las trotz seiner schwachen Lunge Frau Heyne ein von ihm verfaßtes Theaterstück vor und erfreute durch sein Wesen und durch die Liebe, die er der Gattin und den Kindern weihte, auch diejenigen, die ihm mindestens mit Mißtrauen, wenn nicht geradezu feindselig gegenübergetreten waren.

Wurde auf diese Weise der ideale Zweck der Reise auf schönste Weise erfüllt, so gelang es nicht, die materiellen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Huber hatte geschäftlich so gut wie nichts ausgerichtet. Therese hoffte, daß der Mann ihrer Freundin Lisette, der Gesandte v. Struve, den Verkauf der Kupferstichsammlung des alten Huber bei dem Herzog von Gotha befürworten könne, und schrieb halb resigniert, halb froh über die guten Eindrücke, die Huber in Göttingen empfangen, an ihre Freundin Mariette am 15. November 1804: „Er ist überzeugt, alles gethan zu haben, ich kann nichts helfen und muß abwarten, wie alles ende. Die sogenannten Freunde des alten Herren sind Schurken, die hätten beim Todesfall alles wenden können. In meines Vaters Hause hat er Fülle, Ordnung, aber nicht Verschwendung gefunden, aber von den Vermögensumständen nichts erforscht und nichts erfahren. Die Reußin ist unglücklich wie ein Stein, er ist gedrückt, gichtisch, aber innig rührend gegen Huber gewesen. Marianne und alles nahm ihn mit Liebe auf."

Anfang November war Huber nach Ulm zurückgekehrt, befriedigt und scheinbar gekräftigt und doch dem Tode verfallen.

Der kleine Familienkreis hatte sich unterdessen um ein Mitglied vermehrt. Der Mann, dem Therese vertrauensvoll das Geschick ihrer Tochter übergab, Gottlieb von Greyerz, 1778 bis 1854, später eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete des Forstwesens, war ein einfacher, natürlicher Mann, der durch

sein biederes Wesen noch 1842 dem Dichter Lenau gut gefiel und von seiten seines Charakters durch Therese immer geschätzt wurde, wenn auch manche seiner Eigenschaften der scharfblickenden Frau weniger gefielen und von ihr, der rücksichtslos Urteilenden, ohne Schonung aufgedeckt wurden. Damals machte sie von ihrem künftigen Schwiegersohn folgende Schilderung (an F. L. W. Meyer, 5. Oktober 1804, andere Stücke dieses Briefes waren früher mitgeteilt): „Er ist der letzte Zweig der alten Schweizer Greyerz, ein junger Berner, 27 Jahre alt. Bei der Einnahme der Schweiz im Jahre 1798 kommandierte er zwei Kanonen, ward bei dem einzigen Gefecht gegen die Franzosen in die Schulter geschossen und lag einige Monate darnieder. Bei der Einführung der neuen Regierung und dem Bürgerkrieg unter der Autorität der Franzosen sollte er wie alle seine Verwandten gegen die demokratischen Schweizer ziehen, er hielt diese politische Begebenheit für schändlich, zog sich den Haß aller jetzt herrschenden Parteien zu, die Mißhandlung seines Vaters, beharrte aber auf dem, was ihm recht deuchte, und verließ sein Vaterland, wo er in Bayern einen Forstdienst bekam. Er ist jetzt Oberförster, welches hier so viel als Forstmeister in Württemberg ist. Sieben Stunden von hier hat er ein hübsches Haus in einem Dörfchen, 2000 fl. Einkünfte, einen ungeheuren Walddistrikt. Greyerz wird von seinen Examinatoren als ein sehr guter Forstmann gelobt; er lernte in Heidelberg, Göttingen, Dillenburg, auf dem Harz, theoretisch und praktisch, er liebt seine Wissenschaft leidenschaftlich, weil er sie für die wohlthätigste für den Staat hält, Waldzucht, Obstbau, als zwei der einfachsten Mittel zum Wohlleben des Volkes. Er ist 27 Jahre alt, eine liebe redliche Physiognomie, voll Güte, Leben, Offenheit, schlank und gelenk, ohne eigentliche Grazie, geübt in allen männlichen Uebungen, er drischt so leicht wie er tanzt, ringt besser wie er ficht, aber auch das ohne Verlegenheit — ein ganz *fertig* gebildeter Jüngling, dem Sittlichkeit mehr Kraft erhielt als sein leichter Körperbau ihm bestimmte. Er kam im Januar nach Ulm, erhielt seine Ernennung und wartet nun auf die Forstorganisation, welche seine *Einführung* nach sich zieht. Um einen alten Universitätsbekannten zu

besuchen, kam er im Februar nach Stuttgart. Huber schickte ihn mir, wir wurden bekannt. Ehe er in mein Haus kam, hatte er sich gemerkt, er würde eine 14jährige Tochter bei mir finden, und sie finden und in mir seine Mutter, in dem Mädchen seine Geliebte sehen, entstand zugleich in ihm. Ich sah sein Interesse für das Kind, er war in meinem Hause wie — in der Schweiz junge Leute zusammen sind. Hier in Ulm machten wir viele Partien, bald ließ ich die jungen Mädchen drei bis vier zusammen mit Greyerz und Stegmann allein gehen. So oft ich dabei war, bezeigte er mir kindliche Aufmerksamkeit, und war viel mehr um mich als um Claire. Je mehr ich die sanfte Güte, die Heiterkeit, die männliche Handelsweise des jungen Menschen sah, seine vorurteilsfreie Denkart über moralische und sittliche Dinge, die Strenge seines Betragens, — ein Kindersinn mit Mannesmut — ich liebte ihn herzlich, dachte oft, ob es wohl gut sei, daß er so oft da wäre, und hielt es endlich immer für das gefährlichste, das als wichtig zu behandeln, was vielleicht ganz gleichgültig sei. Endlich merkt' ich wohl, daß die Leutchen herzlich wurden, aber Greyerz hatte neben Adelens Sarge geweint, er hatte neben Claire, die den entschlafenen Engel noch lange an ihre Brust hielt, wie schon das Leben entflohen war, geweint, er hatte mich mit seinem linden Schmerz getröstet — ich wußte nicht, ob ich das Verhältnis für gefährlich halten sollte. Claire besserte täglich ihre Fehler, ich wußte, er leitete sie wie ein älterer Bruder, ich sah bei ihrem naiven Wesen mit anderen Männern nie eine Ungleichheit in seinem Betragen. — Sie wünschte ihre Stuttgarter Freunde auf einige Wochen zu besuchen — das machte mich irre — sie ging und nun entdeckte mir Greyerz seinen Entschluß. Was nun mehr, mein guter Willy? — Das ist keine Liebe, wie wir liebten, das ist ein Stück des Lebensweges, weiter nichts. Er war glücklich und wird es noch mehr, er liebt nun eine Mutter, einen Vater, Geschwister — das junge Mädchen kannte nur ihn, gleitet ohne Sorgen, ohne Wahl, aus den Spielen der Kindheit in ein einfaches, hinlänglich wohlhabendes Frauenleben — sie liebt nicht heftig, sie hat ja nie einen Widerstand gekannt — das ist so ein ruhiges reines Schicksal.

Sie heiraten sich wegen Clairens Jugend erst in zwei Jahren, so ist's jetzt beschlossen; ob's so streng gehalten wird? Claire ist sehr gesund, sehr ausgebildet, aber Greyerz ist so gut, so besorgt, mir einen Schatten von Kummer zu machen, daß er meinen Willen ganz als Gesetz annimmt. Wie glücklich mich ein Sohn macht, den ich unter Tausenden gewählt hätte! Nun haben meine Töchter eine Stütze, Huber einen Freund, mein guter Aimé einen Führer. Und wie Greyerz die Kinder liebt! Er betet die Mutter ebenso an, wie er die Tochter liebt. Unsere Abende sind seit jener Erklärung das Bild stillen Glücks. Er macht meinen Thee, liest mir vor, er liebt alles Schöne, alles Gute, er fühlt Poesie richtiger, als er sie versteht, daher liest er gern mit mir. Dann erzähl' ich ihm, auch von Dir; er fühlt sich dann so innig glücklich, in einem so stürmischen trüben Leben einen hellen Punkt zu bilden, ein so oft zerrissenes Herz mit frohen Empfindungen zu erfüllen."

Auch für die Tochter Therese schien sich die Aussicht für eine Ehe zu eröffnen: Kein geringerer als Kotzebue begehrte ihre Hand. Sein Begehren wurde abgewiesen — Therese kannte seine Schwächen zu genau —; trotzdem knüpften sich zwischen ihm und dem Huberschen Paare enge Beziehungen; Huber wurde ein eifriger Mitarbeiter des „Freimütigen"; auch Therese schrieb einmal einen Artikel dafür [68]).

Die Sorge um die Zukunft der Kinder mußte zunächst schweigen, weil die tödliche Angst und sehr bald der furchtbare Schmerz über das Geschick des Gatten Therese ganz allein beschäftigten. Denn wenige Wochen später war das wahrhaft glückliche Leben, das beide Gatten miteinander geführt hatten, vorbei. Huber verfiel in eine schwere Krankheit, Lungenentzündung, an der er nach vielen Beschwerden und großen Schmerzen am 24. Dezember 1804 starb. Aus der Zeit der schweren Krankheit ist nur folgendes Billet an Mariette erhalten.

Undatiert Sonntag Mittag 3 Uhr, Mitte Dezember: „Ich

mag euch nicht in Unruhe lassen, aber Ruhe kann ich euch nicht geben. Huber ist sehr krank, ich verstehe nichts von dem Uebel, nur sehe ich, daß der Arzt seinen Weg fortgeht. Heute früh ist es endlich zu einem heftigen Fieber gekommen, der Auswurf geht leichter, er phantasiert. Diese ganze Nacht keine zwei Minuten Ruhe, immer Husten. — Seit fünf Nächten blieb ich in den Kleidern – o Gott, nur bis zum Ende die Kraft, ihm zu dienen. So kann es nicht lange gehen, es muß eine Krisis folgen."

Die Krisis kam, sie war tödlich. Unmittelbar nach dem Tode schrieb Therese einen kurzen Brief an den Jugendfreund Meyer und gab dem Stuttgarter Freunde Hartmann eine Schilderung der letzten Tage (1. Januar 1805). „Welch ein Neujahr! Ich soll euch viel erzählen. Da müßte ich ja denken, mich erinnern, mir vorstellen — das kann ich alles nicht — ich bin so stumpf, meine Augen sind so vertrocknet, wenn ich noch einmal weine, so ist's als rollen die Thränen über einen Stein herab. Mir wär' wohler, ich wär' betrübt. Das Gefühl, dem Unglück geweiht zu sein, hat die Oberhand, und dabei die Abstumpfung meines Gehirns — wenn die Leute um mich her lachen und sprechen, so ist mir's, als sähe ich die Fluten über eine Landschaft strömen und darauf die Menschen froh rudern in bunten Kähnen, die Trümmer bedeckt, die Leichen verschwemmt, ein neues Dasein über den Vergessenen — und wenn sie dann die Augen auf mich werfen und einen Augenblick still sind oder Claire mir wehmütig die Hand küßt, so komme ich mir vor wie ein Denkmal des Grams, das die Freude an ihren Untergang mahnt.

„Ihren Brief las ich ihm noch. Wie er war? heiter, heilig, heiter, wenn seine zerstörte Lunge einen leichteren Atemzug thun konnte, und still ergeben, ununterbrochen geduldig während der ganzen schrecklichen 13 Tage. Ich kann nicht erzählen — ich denke nur das — aber wenn ich schreiben soll, zerdrückt mich die Kälte in meinem öden Gehirn. Donnerstag vor seinem Tode, wie wir Eschenmayer aus Kirchheim erwarteten, und ich an seinem Bett saß, das ich nie verließ, sagte er mir mit Rührung, er könne sterben und was ich dann zu thun gedächte.

Ich war auf diesen Augenblick gefaßt. In acht schrecklichen Tagen und Nächten hatte ich mich an dem Gedanken schon stumpf gedacht — kein Mensch ermißt die Anstrengung von Mut, mit der ich heiter ihm antwortete: ‚So werde ich Deiner würdig sein, ich werde Deine Kinder erziehen, die Welt wird Deinen Namen nicht vergessen. — Ich ziehe aufs Land zu Greyerz, Claire heiratet Ostern — er lebt ein Jahr lang nicht mit ihr als Frau‘ — er küßte meine Hände. — ‚So ist alles wie ich's wünschte. Ihr werdet an mich denken, viel, viel.‘ Seine gequälten Augen strömten, ‚das wird süß sein,‘ rief er. — O und ich konnte das hören und doch danke ich Gott, daß ich's konnte. Ich habe ihm sein Ende leicht gemacht, bis an den Morgen vor seinem Tode schien er sich nach dem Leben zu sehnen, aber ohne Angst vor dem Tode. Dann machte er noch Scherz, hatte noch atemlos witzige Einfälle. Seit seiner Krankheit sprach er nie mehr deutsch mit mir, kein Wort, in seinen Fieberstunden auch mit den anderen nicht. Gegen seine Kinder war er gütig, aber ohne Teilnahme — die Natur mochte wohlthätig abstumpfen. Sonntag früh, wie er kaum mehr sprechen konnte, immer den abgequälten Körper sitzend im Bett, mit rechts gebeugter Lage, sagte er, mich an seine Stirne drückend: ‚Was machst Du?‘ — ‚Ich bin wohl, es geht mir gut und es soll mir und den Deinen immer gut gehen,‘ antwortete ich fest. Er küßte meine Hände und schwieg. Die Todesnacht war der Provisor der Apotheke bei mir, ein braver Mann. Bis zwei Uhr ging die Qual ohne Veränderung fort — ich gab ihm die Arzeneien, die mir Vorboten des Todes waren — er nahm mit beispielloser Geduld und Schauder seiner Natur. Nach zwei Uhr verstand ich nichts mehr, endlich unterschied ich: ‚petit gobelet‘ — ich gab ihm ein kleines Glas, seine Finger rollten es, er sprach heftig, ich verstand nur ‚tu m'as contrarié‘ — das beweist mir, daß er den Tod nicht fühlte. Jetzt zitterte sein Haupt, ich stützte es lange — dann rief ich Gmelin — ‚tu souffres, mon ami‘, sagte ich ein paarmal und küßte seine Stirn. Gmelin fühlte ihn an — es ist Zeit, fragte ich — er hielt ihn — er hörte nichts mehr — ich weckte die Magd und schickte nach Mastiaux — so lange betete ich Dank, daß das

Leiden vorbei war. M. ersparte ihm jede Zeremonie und rettete die äußere Ehre. — Ich war mit allen Kindern in der Totenmesse. — Man öffnete ihn. — Seine Leber war dreimal zu groß und ganz brandig, seine rechte Lunge völlig zerstört, eine zerreibbare Haut. Er trug den Tod lange mit sich herum."

In der rührenden Schilderung, die Therese in der Biographie ihres Gatten von seinen letzten Lebenstagen gab, sind zwei Stellen, die sein Wesen und ihr Verhältnis zu ihm am klarsten bezeichnen. Das letzte, was er unter großen Schmerzen schrieb, war eine Skizze, „Das Kind und die Natur", eine Art Dialog zwischen der früh verstorbenen Adele und der Mutter Natur, die das holde Kind so früh in ihren Schoß genommen. An einer zweiten Stelle erzählt die Trauernde: „Als in den letzten Tagen im Krankenzimmer der Gesang einer Nachbarin hörbar wurde, die Worte des Schillerschen Liedes ‚Eilende Wolken . . . grüßet mir freundlich mein Jugendland' und die treue Pflegerin ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, da tröstete sie der Sterbende, indem er leise sagte: ‚Nicht so! unsere Jugend war unsere Liebe und sie währet ewiglich.'"

Der Tod Hubers wurde schwer empfunden. In den Briefen von Heyne, Carus, C. Bertuch an Böttiger, in den Schreiben von Goethe und Schiller an Cotta, in der Korrespondenz zwischen Schiller und Körner, finden sich rührende Klagen. Auch Theresen wurde manch Trosteswort zugerufen. Körner machte freilich ihr gegenüber darin eine Ausnahme, denn als sich Therese an ihn wandte, um unter Anerbietung seiner Briefe die an ihn gerichteten Briefe Hubers einzutauschen, willfahrte er zwar der Bitte, antwortete aber kurz und trocken.

Am 17. April 1805 schrieb er über diese seine Erwiderung an Schiller und es war recht verständnislos von diesem, daß er am 25. April dem Freunde riet, sich von Hubers Witwe los zu machen, und in Ausdrücken von ihr sprach, zu denen ihm jede Berechtigung abging [69]).

Aber was konnten für Therese in ihrem namenlosen Leid die anerkennenden Worte damaliger oder früherer Freunde, was die Abweisung einzelner weniger Verfeindeter bedeuten! Durch Trost wurde ihr Schmerz nicht geringer, durch herbe Ab-

lehnung ihre Trauer nicht größer. Bei Forsters Tod hatte sie den Geliebten neben sich, vor sich die Hoffnung auf ein neues frohes Leben; nun stand sie allein, nach zehn Jahren reinen Glücks, das der gemeinsam empfundene Schmerz nicht getrübt, sondern nur verstärkt hatte. Sie ging einer völlig dunkeln unsichern Zukunft entgegen mit tiefer Trauer im Herzen und mit schweren Sorgen. Sie war arm und hatte, wie sie fürchten mußte, von anderen nicht viel zu erwarten; es schien, als wenn sie ganz allein für sich und ihre vier Kinder den Lebensunterhalt erwerben müßte. Mit ihrem Gatten begrub sie Jugend und Liebe. Wenn aber auf dem schweren Leidensweg, den diese Frau zu durchwandern hatte, ihre Kraft und Energie Bewunderung verdient, so muß es für diese Zeit geschehen, in der manch andere unterlegen wäre. Die Pflicht hielt sie aufrecht und das Bewußtsein, dessen würdig zu werden, der, solange er lebte, ihr Ehre verschafft und reiche Liebe gespendet hatte.

Sechstes Kapitel.

Stoffenried und Günzburg.

1805—1812.

Mit starker Hand richtete die Witwe ihr neues Leben ein. Mit ihren zwei kleinen Kindern, Luise (neun) und Aimé (fünf Jahre alt), zog sie zu ihrer eben verheirateten Tochter Claire.

Im Frühjahr 1805 hatte die Mutter ihre ebengenannte Tochter Luise mit deren älteren Schwester Claire auf zwei Monate nach Stuttgart geschickt. Claire sollte sich dort vor ihrer Verheiratung noch in Musik ausbilden, besonders Guitarre lernen. Von Stuttgart holte Therese die Töchter am 26. April ab. Währenddessen war die älteste Tochter Therese bei der Mutter, „sehr lieb, sanft, voll liebenswürdiger Milde, aber zu mißtrauisch in sich selbst".

Ueber die Hochzeit ihrer zweiten Tochter, die am 9. Mai in Göppingen stattfand, schrieb Therese an Herrn v. Struve, den Gatten ihrer Freundin, folgende dramatische Skizze, zu deren Erklärung nicht viel zu sagen ist. Stegmann, der darin mit viel Spott behandelt wird, war Hubers Genosse, später Nachfolger in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung".

Das Neueste in Schwabenland.

Erster Auftritt.

Scene. Thor zu Göppingen.

Brautkutsche kommt an.

Schilderhäuschen (leise). He! Schildwache, 's is ein Offizier, mußt schultern.

Bürgerwache (das Gewehr bleibt ihm am Strumpfbändel hängen). Potz Fickerment ... (Brautkutsche fährt vorbei.) Nun, kommt der Dreck zu spät — 's is auch kein Offizier gewesen — hatte ja keinen Bratspieß, nur so ein Schlachtmesser —

Zweiter Auftritt.

Kutscher halten vor der Kirchthür. Brautpaar steigt aus.

Schulmädchen (lacht). Die Jungfer thut dick — geht zuerst in die Kirch — wenn ich so vor der Mutter auf ging, würd' ich gepatscht.

Herr Stegmann. Schüttelt sich, spitzt das Maul —

Brautleute gehen in die Kirch, Geistlicher tritt vor'n Altar und knöpft den Mund auf.

Zuschauer guckenʼs mit an. Eine alte Jungfer ruft: O mein Herr Jesus, bald werden die Männer sich mit Fetschkindeln trauen lassen.

Konfirmationsjungfer. Nun, das lass' ich gelten. Das ist doch das rechte Alter zum Heiraten! Die ist kaum sechs Monat älter wie ich —

Der steinerne Apostel am Altar wischt sich das Maul ... Hm! Hm! Der Bruder in Christo hat's nicht schlimm vor — (macht einen langen Hals) — da ist aber noch eine junge Christin so unversorgt — Hm! Ja, da steht unsereins und muß das alles mit ansehen! —

Geistlicher liest die Trauformel.

Schwiegermutter denkt des Lebens und hat's satt.

Braut sieht verblüfft aus.

Bräutigam wichtig.

Herr und Frau Burgemeister Schnapps, welche 1592 begraben wurden neben den Altar, schieben die Leichensteine zurück und gucken ein bißchen zu.

Geistlicher. Seid fruchtbar und mehret euch. ...

Taufstein (verneigt sich höflich). Aha, da werd' ich doch auch eine Rolle spielen!

Totengräber steht unter den Zuschauern und murmelt im Bart — Ja, ja — das bringt mir Gräber.

Geistlicher. Sie wollen diesem Mann treu sein ...

Fr. Burgemeisterin Schnapps (sieht nach ihrem Herrn Liebsten hin und macht ihm Hörner). Ja, da wär' sie ein Narr.

Geistlicher. ... Und Ihrem Weibe in allen Schicksalen des Lebens anhangen ...

Schwiegermutter sinkt auf ihr Angesicht.

Brautpaar greint.

Geistlicher. ... einer dem andern die Leiden des Lebens erleichtern, die Freuden teilen, sich zum Guten stärken.

Schwiegermutter betet. (Sieben Engel treten um sie, sechse legen ihre Hand auf ihre heiße Stirn.) O, ihr seid es! Kühlt diese nimmerlöschende Glut, deckt das müde, dunkle Auge! ... (der siebente legt seine Hand auf ihr Herz). — Wirst du endlich mich nach dir ziehen? Siehe,

meine Bahn ist finster und mein Herz zerflossen in Schmerz . . . (Die sieben Engel flattern empor, ihr Blick folgt ihnen sehnsuchtsvoll.)

Geistlicher betet zitternd.

Schwiegermutter. Noch nicht? O so umschwebt mich, täuscht mich! Haltet mein Herz unter der Bleilast des Lebens! — (Die Engel schweben über dem Brautpaar, Schwiegermutter betet, Brautpaar hat vernünftige Gedanken.)

Die Burgemeisterin (verdrießlich). Noch immer wie zu unserer Zeit! Lieber Gott! Da heizt ihnen der geistliche Herr ein, bis das bißchen Frömmigkeit oben ausdunstet! Hat mir's auch so gemacht. Das lohnt der Mühe nicht, aufzustehen. (Legt sich wieder ins Grab.)

Burgemeister. Hm! meine Hausehre ist mir gar zu nahe, sonst versuchte ich doch — (er langt nach dem Kommunikantenwein, der neben dem Altar am Boden steht, Apostel stampft mit dem Fuß, Burgemeister duckt unter). Alle Teufel, die Herren verstehen heute so wenig Spaß wie zu meiner Zeit. (Legt sich wieder ins Grab nieder.)

Geistlicher geht vom Altar fort.

Luischen (hat neugierig zugesehen). Nun? ist das denn alles? Da muß doch Greyerz noch etwas dabei thun, denn zu so einem Geschwätz hätt's keinen Pastor bedurft — das kann jeder.

Brautpaar umarmt sich und wirft dem Bilde der Jugend, das mit Rosen bekränzt neben ihnen steht, Küsse zu.

Schwiegermutter tritt zu ihnen, ein Sausen erhebt sich, die Zeit fliegt vorüber und stößt im Fluge mit ihrer Sense der Jugend die Rosen vom Haupte. Schwiegermutter hebt die Blätter auf, wickelt sie in ihren Trauerflor und reicht ihn der Braut, die ängstlich der Zeit nachsieht.

Letzter Auftritt.

Herrn Amtschreibers Haus.

Schokoladetopf (schäumend). Ich koche mich noch zu Tod, eh' die Trauung vorbei ist, wenn es noch länger währt, ist's mit meinem Schaum nun schon gar nichts mehr.

Windbeutel. Wir müssen uns heute angreifen, Frau Stadtschreiberin will ja, daß heut alles recht leicht und luftig ist. — Sie sagt, bei einem Hochzeitfrühstück müsse sich alles zusammenpassen.

Brautzug kommt.

Blasebalg (guckt aus der Küche). Wer ist denn der magere Herr, der die Arme wie eine aufgezäumte Henne hält?

Wasserkelle. Du Narr, den solltest du doch kennen, 's ist ja dein Vetter.

Hofhund (knurrt). Halt 's Maul! Der Teufel ist dein Vetter — Stegmann ist Geschwisterkind von mir, von der Großmutter her, meiner Großmutter Schwester — die entführte ein englisches Windspiel, daher wedelt er mehr, und ich knurre mehr — kommt endlich auf eins 'raus.

Blasebalg fühlt die Unterdrückung und schweigt.

Brautleute fahren ab.

Beschluß. Totenbahren, endlich der Welt Untergang. Gott Vater gähnt. Haiho! wenn mir nur wer hülfe, endlich einmal was Neues machen! Bin doch das Alte so satt! Ich muß nur in Meusels gelehrtem Lexikon nachschlagen, wer so am meisten über Weltverbesserung geschrieben hat. Geht in sein Kabinett. Der Vorhang fällt.

Zunächst, vom 11. Mai 1805 an, lebte die ganze Familie, das jungvermählte Paar nebst Mutter und Geschwistern, in Stoffenried, vom 2. Februar 1807 an in Günzburg.

Die materiellen Verhältnisse waren nicht so schlecht, wie die Witwe anfangs gefürchtet hatte. Zur Stillung der ersten Not hatten der Vater Heyne und der Schwager Reuß je 50 Gulden geschickt, der erstere wollte noch vor Ostern, der letztere Ende des Jahres eine neue Summe senden; auch bestimmte er für die Hinterbliebenen das Honorar einer Sammlung kleiner Schriften, die er Cotta anbot. Heeren, der 1796 Thereseus Schwester Wilhelmine geheiratet hatte, übermittelte im Februar 1805 die gleiche Summe, die sein Schwager gespendet hatte. Aus der Hinterlassenschaft der alten Frau Forster kam auf Thereseus Töchter erster Ehe die Summe von ca. 170 Thaler; das Vermögen dieser beiden aus dem Verkauf der Forsterschen Bücher belief sich auf 2000 Thaler. Nach Hubers Tod schätzte Therese sein aus der Hinterlassenschaft des Vaters stammendes Vermögen auf 8000 Gulden. Von diesem Gelde verlor sie später 2500 Gulden in dem Schreiterschen Konkurs zu Leipzig, nachdem sie jahrelang keine Zinsen erhalten hatte. Von 1810 an hatte sie von 3000 Gulden, die bei der bayerischen Regierung standen, mehrere Jahre lang gleichfalls keine Zinsen. Aus Mainz wurde eine Pension nie bezahlt; als einmalige Abfindung für die 1000 Gulden, die Therese von der dortigen Witwenkasse zu fordern hatte, bekam sie 1809 300 Gulden. Dagegen erhielt sie von der bayerischen Regierung eine jährliche Pension von 300 Gulden und je 50 Gulden Erziehungsgelder für die beiden Huberschen Kinder.

Da sie ferner bei ihrem Schwiegersohn wohnte, so war die

gefürchtete materielle Not beseitigt. Nicht so leicht ließ sich die traurige, oft verzweifelte Stimmung über das Unglück bannen, das durch den Tod Hubers sie getroffen hatte. In ihren Briefen finden sich rührende Klagen.

An Usteri, 2. Januar 1805. „Mein guter Freund, Ihr Brief hat mir wohlgethan, so traurig abgestumpft mein Gefühl ist. Ich glaube wohl, daß Sie ihn beweinen. Sie kannten ihn ja, uns, unser Schicksal, unser Glück. Es war nicht das gemeine Erdenglück froh zu sein, zu genießen, es war das feste vereinte Fortschreiten im Guten, das Bündnis für zwei Welten. Daher muß ich ja auch leben, und meine trübe einsame Bahn fortmessen, damit ich seiner wert bleibe, ihm nahe, ihn wieder einhole. O ich bin sehr vernichtet! Ich bin nicht so alt, wie meine Jahre, das Schicksal hat mit seinen tausendfachen Schlägen das Feuer meines Gefühls, das Streben meines Geistes nicht tilgen können. Ich liebte ihn noch wie im 24. Jahre, wie wir uns kennen lernten; nur unentbehrlicher war er mir geworden, weil jedes Band der Gewohnheit, der Vereinigung, der Vorstellung mich an ihn knüpfte. Ich habe ihn angebetet — nicht wie meinen Mann, nicht mit Gefühlen, die Jugend und Natur rechtfertigen, die nun Alter und Schicksal verwischt hätten — mit dem Feuer der Phantasie, mit dem Drang nach einer unbekannten Ewigkeit, die mir das Leben erhielt, das tausend Streiche trafen, ich betete ihn an als das gütigste Wesen, als den besten Menschen, den ich kannte. Ich kannte ihn 16 Jahre, ich kannte alle seine Schwächen, täglich konnte ich über ihn spotten, oft über sie zürnen, zuweilen machten sie mir Kummer, weil ich nicht die Gabe habe leicht zu tragen, nur mit angestrengter Kraft — aber nie habe ich den Mann eigennützig, nie versteckt handeln sehen, immer edel, offen, aufopfernd. Seine Schwächen waren ihm fremd, wie die Flecken, welche Vernachlässigung, Zeit, Zufall auf den Apollo von Belvedere bringen könnten, sein Inneres blieb moralisch rein, vollkommen. Wär's meinem erstorbenen Herzen möglich, die Geschichte unserer Liebe, unserer Ehe niederzuschreiben! — Der Mann der keinen Feind hatte — denn selbst die ihn verfolgten ehrten ihn, sobald er ihnen bekannt ward.

„Wenn ich das Gefühl schildern könnte, mit dem ich hier einsam sitze, neben dem Zimmer des Todes, das zu betreten ich noch nie vermochte. Ich habe Kraft behalten, bis sein Haupt aus meinen Armen im Tod sank, nun! — O ich bin so vernichtet, ich lebe so hin, ich bin die Hülse in der sonst mein Geist stak — nur so find' ich mich wieder, wenn ich schreibe in meinem unendlichen Schmerz. So unter Menschen ist's mir immer, als müßt' ich nur warten, bis sie fort wären, oder bis es Abend würde, oder auftaute, oder der Frühling käm. Wenn ich mich dann frage: nun was wird dann sein? so schaudere ich. — Er sollte dann wieder da sein — — denken Sie — zwei Kinder und er in acht Monaten — und er, den ich für unzerstörbar hielt! — Wie oft ordnete ich alles in meinem Sinn, wie es gehen sollte, wenn ich tot sei — noch wie er zurückkehrte von der Reise, da war ich so leidend, der Winter vor mir, der voriges Jahr meine Kräfte so aufzehrte. Und er trug schon so lange den Tod im Busen!"

An Mariette, 15. Januar 1805. „Mariette, Mariette, kann ich das denn überleben? — Wenn ich lese: Brutus ist nicht mehr, Rom ist zerstört, von Korinth kennt man nicht die Stätte, Agrigent hat nur noch Gräber zum Denkmal und dann — tausend, tausend Tausende starben seit zwölf Jahren, Tausende von Witwen — warum ist mir mein Schicksal so zerstörend? und denke ich an sein Leben, so begreife ich nicht, wie er sterben konnte. — Es waren manche Augenblicke, wenn ich ihm ins Auge sah, ich konnte mir dann nicht denken, daß er je sterben konnte, ich dachte eh', die Welt ging unter und wir mit ihr, ich konnte ihn nicht tot denken. Und nun sah ich ihn doch sterben, seine Brust ist aufgeschnitten und seine Augen sind mit Erde gefüllt, es ist nun alles, alles zerstört an der Gestalt, die ich so liebte. Oft möchte ich in die Erde kriechen und ihn und Adele sehen, ob sie mich gar nicht mehr kennten. O Gott, wem soll ich denn nun sagen, wenn ich betrübt bin, wem soll ich erzählen, wenn die Sonne scheint — und was ich denke hat keinen Wert mehr!"

An dieselbe 6. April 1805. „Wenn ich Dir nur beschreiben könnte, wie das alles mir keine Freude gibt. Ich glaube

an kein Glück, ich empfinde keines, aber auch keinen Verdruß — das ist gut . . . Nur was mit ihm in Verbindung steht, das erregt mein Gefühl. Was soll mir auch Freude machen? Wenn ich nun zu euch komme — wohin ich sehe, ist er nicht da — und so hier! Nun der Frühling kommt, ist mir alles schmerzlicher. Dienstags ist ein Jahr, daß ich hierherkam. O welch' ein Jahr!"

An dieselbe. Stoffenried, 18. Mai 1805. „Da er noch lebte, dachte ich oft, mein Alter würde süß sein. Ich würde endlich Festigkeit gegen mich selbst erhalten, kleine Dinge nicht achten, mit meinem Bemühen um das Gute zufrieden sein, ohne den Erfolg abzuwarten. — Was wird nun mein Alter sein?

„O Mariette, überlebe Deinen Mann nicht. — Es ist fürchterlich, Witwe zu sein. — Es ist fürchterlich, dem Tode sein Alles, Alles zu geben. — O die Worte sind so kalt! Fühltest Du, wie der Morgen kommt und der Frühling, und Blumen und Grün — und alles mir nun sagt: Niemand teilt Dein Gefühl, denn wer als er that es? Alle anderen! O ihr liebt mich, ich weiß es, aber nur, da er lebte, freute es mich. Oft begreif' ich nicht, wie der nächste Augenblick noch erträglich sein soll. Heute stand ich im Abendrot am Weiher, es spiegelte sich im Wasser; gerade da, wo die Sonne sinkt, ist sein Grab und ihr Grab! Bete für mich, Mariette, daß ich mein moralisches Wesen erhalte — ich zwinge mich zu Tod. Das Fremdeste ist mir das Heilsamste. Was ich nie mit ihm trieb, macht mich einen Augenblick ein größeres Ganzes überfliegen. Ich reite viel und weit, das that ich nie mit ihm. Dann bilde ich mir so ein Bild vom Leben, als gehöre alles hinein, auch das, daß ich da im Forst herumtrabe — ‚ich Midas' Tochter und Theseus' Geliebte, ich eines Gottes Enkelin' steht im Liede, dann fühle ich dramatisch: nun noch ein Auftritt und noch einer und dann der letzte. Oder ich lese über grenzenloses Elend in allen Jahrhunderten, in allen Zonen, — dann denke ich seinen leidenvollen Tod, fühle das Leben als gar nichts und blicke ergeben hinüber. O dort, dort! . . .

„Ich lese jetzt alle Briefe von und an Huber durch, von vielen Jahren und an viele Menschen. Das ist ein herzzerreißender Schmerz. — Alles malt ihn schöner. O wäre doch

Dein Gustel hier, um ihn mit mir zu bewundern, in allem was er schrieb."

An Usteri, 26. Dezember 1805. „Ich bin im Lesen Ihrer und Hubers Briefe begriffen — Sie können denken, was diese Beschäftigung für mich ist, und das in der Jahresfeier seines Todes. Sagen Sie selbst, der Sie ein guter Mensch sind — kannten Sie ein reineres, menschlich vollkommeneres Gemüt wie das seinige? — In den ganzen Briefen ist nicht ein Wort, das nicht mit allem Zusammenhang mit seinem Innern, der ganzen Welt zu seiner Ehre hätte vorgelegt werden können. — Ja, er mußte sterben. So still geläutert, so mit sich und den Menschen und dem Unsichtbaren, Unerforschlichen einig, war sein Lauf vollendet. — Oft möchte ich in der stillen Nacht, wo ich dieses Lesen, und alle Beschäftigung, die nicht Nadel und Faden angehen, vornehme — oft möchte ich seinen Geist beschwören, daß er mir die Empfindungen, die Gedanken seiner letzten Tage erzähle. Die Stille, mit der das Opfer des Todes sank! Die sieben Tage unbestrittene, hoffnungslose Ansicht des Todes, in der nie Unruhe, nie Genuß vom Schmerz des Scheidens und doch immer helles, bewußtes Gefühl, Liebe, Teilnahme war. — Und dieses Schweigen! — Was dachte er? Ich glaube, die Mittel, welche jetzt von den Aerzten angewandt werden, stumpfen viel ab, betäuben, lassen nur Gewohnheitsäußerungen   in dem allliebenden Gemüt die Aeußerung von Liebe. — Aber, so wie er bei unserer Verständigung über die Unvermeidlichkeit seines Todes sich äußerte — bei dem lebhaften Umfassen des Gedankens meiner schrecklichen Lage, wenn er mir fehlte — welche Seelenstärke machte ihm dieses immer lebhafter werdende Bild erträglich?"

Sie war allein. Gerade die, auf welche sie am meisten gerechnet hatte, ließen sie im Stich. Nicht materiell, denn sowohl Meyer, als ihre Verwandten, wie erwähnt wurde, schickten ihr Geld, Summen, die für die Verhältnisse der Spender und für jene Zeit erklecklich waren, aber sie ließen es an der

Liebe fehlen, die sie ersehnte und deren sie bedurfte. Meyer, dem sie am Totenbette des Mannes die herzzerreißende Klage sandte: „Willy, ich bin Witwe," eine Klage, die nicht den frivolen Nebensinn einschloß: „Ich bin frei, nimm mich," sondern das tiefseelische Bedürfnis, sich an den einzigen Gleichalterigen, den letzten Ueberrest ihrer Jugendzeit, den ersten, der sie lieben gelehrt hatte, anzuklammern, verließ sie. Er hatte den traurigen Mut, ihr Vorwürfe zu machen, statt Trost zu senden[70]).

Die ehemaligen Freunde Hubers dagegen bewährten sich im ganzen gut. Nur Reichard zeigte (wie sie an Böttiger schrieb) „aristokratische Rache nach Hubers Tode", indem er gerade jetzt von der hartbedrängten Witwe Bezahlung einer Schuld verlangte, die Forster etwa 20 Jahre früher bei ihm gemacht hatte.

Das erste, was die alleinstehende Frau zu thun versuchte, war, das Andenken an den Verstorbenen zu sichern.

Sie dachte an ein Ehrendenkmal, war aber zuerst ungewiß, ob es in Form einer Biographie oder einer Briefsammlung oder einer Zusammenstellung von Schriften erscheinen sollte. Welche Art auch gewählt wurde, so bedurfte sie des Rats erfahrener und mit Huber befreundeter Männer. In dem Aufsuchen dieser Männer bewies sie eine große Energie; freilich gelang es nicht, mit allen in dauernder Verbindung zu bleiben.

Drei Männer gingen ihr alsbald in freundlichster Weise zur Hand: Carus, Rochlitz, Haug. Der frühe Tod des ersten, der, mit dem Vater befreundet, als Philosoph für Göttingen in Aussicht genommen war, hinderte eine längere Verbindung, die gerade mit ihm als einem Geistesverwandten sich leicht hätte gestalten können. Er sandte ihr Auszüge aus den von ihm empfangenen Briefen Hubers, auf Grund deren es in jüngster Zeit möglich wurde, Hubers Beiträge zum Freimütigen zusammenzustellen. Rochlitz, der Hubers Wert schon bei dessen Lebzeiten gepriesen und den Toten anderen gegenüber beklagt hatte, muß der Witwe sein Beileid und seine Neigung, ihr beizustehen, ausgedrückt haben. In dem von ihm herausgegebenen „Taschenbuche für Damen" erschienen Novellen von ihr; sie wünschte, bei deren Veröffentlichung das Andenken an den Geliebten zu erhalten,

indem sie seinen und ihren Namen: Ferdinand und Therese in der Unterschrift vereinigte: F. Th. und sprach ihre Klage und ihr Vertrauen zu dem liebenswürdigen Tröster innig aus[71]).

Bei Rochlitz und Haug erholte sie sich Rats über die Biographie des Gatten. Dem ersteren legte sie ihren im ganzen noch etwas unreifen Plan vor; er muß belehrend geantwortet[72]) und auch das fertige Buch freundlich begrüßt haben. Derjenige jedoch, der recht eigentlich bei dem Buche Pate stand, einzelne Materialien herbeischaffte, Stellen nachwies, Unebenheiten des Stils und Unrichtigkeiten der Orthographie verbesserte, den Vermittler bei dem Verleger spielte, war der bekannte Epigrammendichter Haug. Von ihm wird noch in anderem Zusammenhange, als dem Vorgänger Theresens in der Redaktion des Morgenblattes, die Rede sein, als einem, der seine Verdrängung durch die Frau recht übel empfand.

Nicht ganz zwei Monate nach dem Tode seines Freundes Huber richtete er an die Witwe ein Beileidsschreiben. Aber es zeigt den ganzen Haug, daß er schon in diesem mit jämmerlich platten Versen am Anfang und Ende versehenen Trostbrief — denn ein solcher sollte es sein, wenn er es auch ablehnte, Trost zu spenden — und noch mehr in einem gleich anzudeutenden Briefe an Beiträge erinnerte, die er dem Verstorbenen für die „Unterhaltungen" geschickt hatte, und neue Epigramme zur Auswahl sendete, eine Sendung, aus der übrigens hervorgeht, daß Therese auch diesen Teil der Hinterlassenschaft antrat und wenigstens fürs erste die Redaktion der „Unterhaltungen" fortführte. Nach einer in den ersten Jahren lebhaft geführten Korrespondenz wurde die Verbindung einige Zeit unterbrochen; erst 1816 wurde sie durch persönlichen Verkehr wieder lebhafter. Damals gab Therese (an Usteri) 7. Juni 1816 folgende Charakteristik Haugs: „Vorgestern besuchte mich Haug. Ach, die Musen erhalten nicht jung — es gibt doch Musen, die es thun? Bei den seinen ist der gute Mensch steif und dicklich und katarrhalisch, macht aber tagtäglich — sein Amt nimmt ihm, wie er sagt, nicht viel Zeit — so viel Verse, daß die ekelste Auswahl jetzt Manuskript zu sechs Bänden liefert. Wie er zu mir herabging, hat er eine Romanze übersetzt, den Tag vorher, wo er mich nicht fand, eine im Hin-

gehen, ein Epitaph im Nachhausegehen. Doch machte mir's lange Freude, zu bemerken, daß er sehr ernsthaft dichtet und darunter gefühlte Sachen — da erweckte die Muse ja doch eine späte Jugend — denn ist nicht tiefes Gefühl der Anteil der Jugend, d. h. der Kraft?" ...

Noch im Laufe des Jahres 1805 hatte Therese den größeren Teil der Biographie ihres Gatten geschrieben und zur Durchsicht und eventuellen Verbesserung an Haug geschickt, worauf sie von dem Freunde ein begeistertes Schreiben erhielt.

Diese Biographie Hubers kann man kurz als ein Gedenkblatt, als Denkmal der Liebe bezeichnen. Es ist kein Werk, an das man weitgehende Ansprüche machen darf, es befriedigt weder wissenschaftliche, noch künstlerische Forderungen, gibt keine Schilderung der Zeit und der Umgebung, aus der Huber hervorwuchs, enthält keine vollständige Sammlung eines weit zerstreuten Materials, gewährt keine psychologische Darlegung und verführt nicht durch Glanz oder Eleganz der Sprache. Aber die Biographie ist wichtig durch ihre genaue Kenntnis des Materials, die bei einem fünfzehnjährigen Zusammenleben der Schreiberin mit dem Geschilderten natürlich ist. Sie ist ein wenig deklamatorisch, wie es einer Schrift wohl zukam, die eine Rettung manchen Anklägern gegenüber sein sollte, auch naturgemäß etwas rührselig, da sie wenige Monate nach dem großen Verluste geschrieben ward, der die Schreiberin betroffen hatte. Aber sie ist durchaus keine bloße Apologie, denn sie erwähnt und rügt manche Fehler des Verstorbenen; keine Ueberschätzung, denn sie weist Huber nur den ihm gebührenden Platz unter den wirklich Strebenden ein. Sie ist auch keine stolze oder freche Selbstverhimmelung, vielmehr nur von dem Bewußtsein erfüllt, daß die Schreiberin in dem Helden ihrer Erzählung ihren guten Genius gefunden hatte. So ist das Werk ebenso brauchbar für die Würdigung Hubers wie kennzeichnend für die große und dauernde Liebe Theresens. Als solches Liebesdenkmal verdient es unter ihren Werken einen Ehrenplatz. In diesem Sinne schrieb sie kurze Zeit nach dem Erscheinen des Buches an Carus[73]): „O wenn man meine Trauer mit kleinlicher Menschlichkeit entweihte! Wenn Ihr Blatt es anzeigen sollte, o bitte, lenken

Sie es so, daß der Kritiker den Menschen vom Kunstwerk trennt! Er tadle und rüge dieses — aber vor jenem habe er die Ehrerbietung, die der von den Göttern dem Unglück Geweihte fordern darf."

Der innigen Verbindung, in der Therese mit Huber gelebt hatte, war kein Genüge geschehen durch Auffrischung flüchtiger Bekanntschaften, die jenem Nutzen und gelegentlich Freude verschafft hatten; ebensowenig wie sein Bild durch das Niederschreiben der Erinnerungen an den geliebten Mann verblaßte oder in den Hintergrund trat. Vielmehr war es gerade ein Zeugnis der unzerstörbaren Lebensgemeinschaft mit dem Geliebten, daß, wie sein Bild sich immer mehr verklärte, auch das Bedürfnis unabweisbar ward, den engen Zusammenhang mit denen fortzusetzen, mit welchen der Verstorbene in wirklich inniger Verbindung gestanden hatte; sie sollten als Zeugen seines Wertes nun auch Begleiter seiner Genossin und Teilnehmer an ihren Freuden und Leiden werden.

Von den Freunden ihres Gatten waren es vier, die sie dauernd um sich zu scharen wußte, mit denen sie nun erst in Briefwechsel trat, der meist jahrelang dauerte: Usteri, Böttiger, Reinhold, Uxküll. Leider sind die Briefe der Genannten an Therese bis auf die des Letztgenannten nicht erhalten.

Es sind Männer sehr verschiedener Art, die uns in den Angeführten entgegentreten.

Nicht bei allen läßt sich die Entstehung der Bekanntschaft und der Grad der Intimität feststellen, in dem sie zu Huber standen. An Usteri sind sämtliche Briefe Hubers von 1794 an erhalten; sie beweisen, wie aus einer geschäftlichen Verbindung eine innige Freundschaft erwuchs. Die quantitativ und qualitativ minderwertige Korrespondenz mit Böttiger ist durch dessen Sorgfalt aufbewahrt. Diese Beziehung entstand aus der litterarischen Vielgeschäftigkeit des Publizisten, der für die von Huber geleitete „Allgemeine Zeitung" außerordentlich thätig war, aber höchst selten aus der geschäftlich persönlichen Notizenkrämerei eines Fachgenossen herauskam. Uxküll, der Schwabe, machte in Stuttgart 1796 des angesehenen Journalisten Bekanntschaft. Gemeinsame Erinnerungen an Schillers Jugend

mag Reinhold und Huber zusammengeführt haben, obgleich in Reinholds Leben kein Datum vorhanden ist, das auf ein persönliches Zusammentreffen beider Männer schließen läßt[74]).

Der bedeutendste unter den vieren war zweifellos Usteri. Er war ein ganzer Mann von harmonischer Durchbildung, bei dem das Alter wirklich die Krone des Lebens war, ein Mann, der, wie Therese, die Schwerbefriedigte, bezeugte, durch Reden und Schriften seiner letzten Jahre das Vertrauen seiner Mitbürger rechtfertigte und die Hoffnungen erfüllte, die engere und weitere Kreise auf ihn gesetzt hatten. Usteri (1768—1831) gehört der Schweiz, speziell Zürich an. Er war Naturforscher, besonders Botaniker, und Mediziner und entwickelte als Arzt und Lehrer jahrelang eine große praktische und publizistische Wirksamkeit. Seine Hauptbedeutung jedoch entfaltete er als politischer Schriftsteller und als praktischer Politiker. In selbständigen Zeitungen und Zeitschriften, in Korrespondenzartikeln zahlreicher, nicht schweizerischer Blätter trat er für die Ideen der französischen Revolution ein. Als Beamter der helvetischen Republik, sowie des Kantons Zürich übte er durch seinen gemäßigten Freisinn und durch seine eifrige Verteidigung der Selbständigkeit der Schweiz großen Einfluß. Nur zeitweilig wurde seine Stellung durch den Sieg der ihm entgegenstehenden Parteien bedroht und er in den Hintergrund gedrängt. Neben der großen politischen Thätigkeit und seiner vielseitigen publizistischen Arbeit führte er einen weitverzweigten Briefwechsel. Mit den Jahren wurde sein Einfluß nicht geringer, so daß er wenige Wochen vor seiner tödlichen Erkrankung die Annahme einer neuen Verfassung seines Kantons durchsetzte und nach deren Herstellung zum Präsidenten des großen Rats gewählt wurde.

Gegenüber dem freien Schweizer, der seine und seines Landes Freiheit als größten Schatz betrachtete, erscheint C. A. Böttiger (1760—1835) sehr klein: Zwar war auch er ein freigesinnter Mann, aber doch nur einer, der seinen Freisinn in anonymen Artikeln gegen ausländische Herrscher ausströmen ließ, außer zur Zeit der großen nationalen Erhebung, in der auch er als wackerer Patriot auftrat. Aber nicht jeder kann und soll nach seinem politischen Auftreten gemessen werden. Im ganzen war

Böttiger eine unpolitische Natur und ein Mann des Friedens. Er war gewiß nicht ohne Fehler und Schwächen. Er war ein plumper Geselle, dessen Häßlichkeit manchem widerwärtig sein konnte. Auch war er ein geschworener Lobredner und schmeichelte unmännlich den Hohen der Erde und den Großen des Geistes. Den Freuden der Tafel war er mehr hold, als einem Geisteskämpen zukam. Nicht minder war er zudringlich und ein Wichtigthuer, gern spielte er den Geheimnisvollen und liebte den Klatsch. Krumme Wege vermied er nicht, schlug sie insbesondere bei wirklichen oder vermeintlichen Berufungen ein, um in den Augen anderer seine Bedeutung zu steigern und seine Unentbehrlichkeit darzuthun. Seinen Fehlern und Schwächen aber standen bedeutende Vorzüge gegenüber. Er war ein Gelehrter von weit umfassendem Wissen, dessen philologische und archäologische Arbeiten, Aufsätze, Editionen, kritische Forschungen und darstellende Werke hochberühmt waren und noch heute geschätzt sind. Mit tiefeindringender Gelehrsamkeit verband er weiten Blick und die Gabe anmutender Darstellung. Als Publizist und Kritiker wirkte er jahrzehntelang anregend und nützlich, wenn er sich auch die Grenzen zum Schaden seiner gelehrten Thätigkeit zu weit steckte und aus niedrigen Rücksichten Unbedeutendes lobte. In seiner Dienstwilligkeit und Hilfsbereitschaft kannte er kein Maß: Bücher zu besorgen, Anfragen zu beantworten, Empfehlungen zu verschaffen, Stellen zu vermitteln, schien das Leben eines Mannes auszumachen, der daneben eine ganze Bibliothek zusammenschrieb und sein Leben lang bis zum Erlöschen seiner Kraft ein geschickter und pflichteifriger Beamter war.

K. F. E. v. Uxküll (1755—1832, er selbst schrieb sich Jxküll) war ein guter Mensch, ungemein sprachgewandt, ein großer Sammler und eifriger Förderer fremder Talente. Er war ein Schüler Heynes, wandte sich dann der Jurisprudenz zu, wurde Beamter, mußte aber 1806 infolge seiner Kränklichkeit und Schwerhörigkeit seine Stellen niederlegen. Seitdem lebte er nur seinen litterarischen und künstlerischen Neigungen.

Johann Gotthard Reinhold (geb. am 8. März 1771, gest. am 6. August 1838) wurde zwar in Aachen geboren, kam aber

in frühester Kindheit nach Holland, wurde jedoch in Deutschland erzogen, auf der Militärakademie in Stuttgart (seit 1771) sah er Schiller, rühmte sich von ihm in einer Krankheit aufmerksam gepflegt worden zu sein, konnte sich aber mit ihm des Altersunterschieds wegen nicht wirklich befreunden. Er trat besonders dem frühverstorbenen Politiker Georg Kerner nahe. Zuerst ward er Kaufmann, dann Militär, seit 1776 Diplomat, er war anfangs Sekretär, dann Vertreter des holländischen Gesandten in Hamburg, später selbst Gesandter an letzterem Ort; dort war er mit Klopstock, Reimarus und dem Sievekingschen Kreise bekannt. Ein dieser Gesellschaftssphäre entstammendes Mädchen heiratete er 1808. 1809 kam er als Gesandter nach Berlin. In den Jahren 1810—1814, in denen Holland sich in französischem Besitze befand, lebte er als Privatmann, 1814 trat er aufs neue in die Dienste des wiederhergestellten Königreichs Holland. Er wurde Gesandter in Rom, später in Bern, 1832 nahm er seinen Abschied und lebte zuletzt als Privatmann in Hamburg. Er dichtete gern und viel, übersetzte aus alten und modernen Sprachen und gehörte zu den gerade in jener Zeit nicht seltenen Männern, die, ohne Großes schaffen zu können, neidlos das Thun anderer bewunderten und nicht müde wurden, an ihrer eigenen Ausbildung zu arbeiten.

Theresens Briefe an die vier Genannten entsprechen dem Wesen der vier Männer, so wenig die Briefschreiberin bei ihrer übersprudelnden Lebhaftigkeit vollkommen bewußt jedem nur das zumaß, was seiner Individualität entsprach. Am dauerndsten war sie mit Usteri verbunden, dem sie alles und jedes, großes und kleines anvertraute, von dem sie Rat erbat, und über den sie, wenn sie ihn auch gelegentlich tadelte, anderen gegenüber nur Worte der Bewunderung fand.

Eine geringere Meinung hatte sie von Böttiger. Am 16. September 1811 schrieb sie an Emil v. Herder: Böttiger berichte von August (von Herder?) mit wahrer Bewunderung — „ich glaube, dem kommen die Glücklichen stets weise vor." An Theodor v. Hell, 15. Januar 1824 (Berl. Bibl.), schrieb sie: „Ich hörte gern von Ihnen etwas und Ihrer Familie, aber von jemand anders als unserem armen Böttiger, der sich nur

in acht nehmen mag, den heil. Petrus nicht Ihre Excellenz und den Teufel einen verehrungswürdigen Mann zu nennen, wie er aus alter Gewohnheit in aller Unschuld thun könnte, sonst kommt er in Verlegenheit." Und an Cotta, 29. Mai 1826, bei dem sie sich über die mancherlei Unrichtigkeiten und Ungerechtigkeiten beklagte, die Böttiger über ihren Vater in seiner Biographie Vossens vorgebracht habe, schrieb sie: „Seine Behandlung von Vossens Gegnern hat eine eigene Gradation: Heynen, der vor 14 Jahren starb, verleumdet er, von Stolberg, der vor kürzerer Zeit heimging und ein Graf war, spricht er fast billig, und Creuzern, der noch lebt und also noch beißen kann (nach dem Sprichwort: Tote beißen nicht!), behandelt er mit Höflichkeit. Der arme alte Böttiger!"

Bei dieser gewiß sehr richtigen Beurteilung des geschäftigen Litteraten und bei dem sonst wesentlich litterarischen Charakter ihrer Verbindung mit ihm ist es merkwürdig genug, daß Therese gerade ihm, dessen Schwatzhaftigkeit sie kannte, die intimsten Dinge über ihre Mutter und über ihre eigene Ehe anvertraute. Dies ist nur so zu erklären, daß sie in dem Bewußtsein, einen Freund ihres Vaters anzureden, manches äußerte, was sie sonst verschwieg, oder daß sie ihn für einzelnes gradezu als Sprachrohr benutzte.

Während sie mit Usteri schon zu Lebzeiten ihres Gatten bekannt war, hatte sie sich an Böttiger erst gewendet, als sie viele Monate nach Hubers Tod jenes Nekrolog im „Freimütigen" kennen gelernt hatte. Trotz der verschiedenen Ausstellungen, die sie an Böttiger zu machen hatte, besaß sie viel Sympathie für ihn; die Art, wie sie ihn freundschaftlich zurechtwies, bezeugt ebenso sehr die richtige Erkenntnis seiner Schwächen, wie die echte Empfindung für ihn und das Verlangen, ihm zu helfen. (An Böttiger, 4. März 1822.) „Ihr gestern empfangenes Schreiben vom 28. Februar hat mich sehr gerührt. — Sie drücken schmerzliche Müdigkeit darin aus. — Müde muß ja der Pilger werden gegen das Ende der Wallfahrt, aber schmerzvoll sollte er nicht sein. Ich möchte Sie lehren, nur das Achtungswerte Ihrer Bemühungen zu betrachten, nicht das zu weit gesteckte Ziel, das Sie erreichen. Ich glaube, daß die abgerissenen

Arbeiten, die Sie übernommen haben, der Natur des Alters zuwider sind, daß deren höchstes Gelingen, so wie Sie es aufwiesen, die innere Seele nicht befriedigt und dem Geist nicht genügt. Dieser vielseitige Beruf, oder vielmehr diese mannigfachen Bearbeitungen widersprechen dem gleichmäßigen Fluß der Lebensgeister reiferer Jahre, und das Abgerissene erregt uns das Gefühl des Unzureichenden. Ich glaube, Sie genössen mehr Ruhe, wenn Sie einige Bände gelehrte Gegenstände mit Anstrengung und Wachen ausarbeiteten, als die mancherlei anscheinend leichteren Arbeiten, denen zu lieb Sie aus Ihrem festen Schritt und sicheren Weg auf Rasenpfade und Felsenhöhen abweichen. Ich denke mir's so — kann aber Unrecht haben. Auch fühlt es der gediegene Mann immer unwohlthätig, daß er in späten Jahren aus Hausvaterpflicht solche Mühen übernimmt."

Thereses Briefe an Uxküll sind Trostspenden einer mitleidigen Seele; für viele Bücher, die jener ihr lieh, gab sie ihm reichlich Ideen zurück. Die Befreundeten sahen sich mehrfach. Auf Uxkülls Gut Eschenau, später in Ludwigsburg, seit 1816 in Stuttgart, war er häufig ihr Gast. Seine Kunstkenntnis kam ihr mannigfach zu gute. Mancher seiner Schützlinge, besonders der Bildhauer Weitbrecht, wurde auch von ihr unterstützt.

Am wenigsten einheitlich entwickelte sich der Briefwechsel mit Reinhold. Sie wandte sich an ihn gleich nach Hubers Tod und verkehrte innig mit ihm bis 1810. 1810—1815 ist in den Briefen eine große Lücke, von 1818 bis 20. März 1827 werden die Schreiben sehr selten. Seitdem besorgte Frau Kerner, die, wie es scheint, in Hamburg mit Reinhold sehr bekannt gewesen und auch durch ihn an Therese empfohlen war, die Mitteilungen zwischen beiden. Nur einzelne Briefe Theresens sind aus der späteren Zeit erhalten, die vielfach aus Empfehlungen bestehen. Ein Brief bei dem Tode eines 13jährigen Kindes von Reinhold ist von großer Innigkeit erfüllt.

Die Korrespondenz endete zwar nicht mit einem völligen Mißklang, aber man hat bei der Lektüre der letzten Briefe das Gefühl, als wenn eine Saite zerrissen wäre. Dies Gefühl er-

weist sich als das richtige, sobald man sich daran erinnert, daß Therese ihre Korrespondenz mit Huber, die sie ursprünglich Reinhold zugedacht hatte, diesem entzog, da sie sich in ihm getäuscht hatte. Worin lag diese Täuschung? Theresens Worte über Reinhold in einem Brief an eine Freundin, 25. Juni 1821: „So eine Dichterseele wird zu unbedeutend, sobald die Jahre ihr zu viel Prosa zu verarbeiten geben," klären die Sache nicht völlig auf.

Zum Verständnis des halben Bruches bedarf es des Hinweises darauf, daß Reinhold sieben Jahre jünger als Therese und unverheiratet war, als ihre Verbindung begann. Nicht als wenn Therese etwa für sich oder eine ihrer Töchter auf ihn gerechnet hätte, aber bei einem jüngeren und freien Mann machte sie größere Ansprüche als bei einem gereiften und gebundenen. Sie begehrte seine Unterordnung, wie sie sich wohl zutraute, die Herrschaft über ihn zu führen. Sie verlangte seine unbedingte Hingabe, wie sie in einer fast unbegreiflichen Offenheit ihm entgegen kam. Sie überschätzte wohl seine Intimität mit Huber und meinte, gerade weil sie ein solch enges Verhältnis voraussetzte, ein Anrecht auf volle Ergebenheit dieses Freundes ihres Gatten zu besitzen; er aber wurde nach längerer Entfernung, besonders seit seiner Ehe, verschlossener, mit den Jahren selbständiger und eigenwilliger.

Alle vier Männer aber, an die sich Therese nach dem Tode ihres Gatten gewandt hatte, spendeten, soweit sie konnten, ihren Rat und erfreuten sich, jeder in seiner Art, an den stets originellen Mitteilungen über inneres und äußeres Leben, Litteratur, Politik und Kunst, die sie von der Freundin erhielten.

Trotz aller Trauer, die Therese stets in sich fühlte, war sie zu lebhaft, um sich ihrem Trübsinn zu überlassen, und zu gut, um ihrer Umgebung alle Freuden zu rauben.

Sie war gern in Günzburg, wo ihr Schwiegersohn 18 bewohnbare Zimmer des dortigen Schlosses angewiesen erhielt. Ihr gefielen die Natur und die Menschen.

Von der Natur machte sie einmal Böttiger folgende Beschreibung (19. Juli 1810): „Meines Schwiegersohns Garten ist der Garten des Kapuzinerklosters, in welchem Siegwart gelitten hat und gestorben ist. Wo seine Asche ruht, blüht jetzt der Blumenflor, unter den dunkeln Tannen, wo er weinte, sitze ich mit meinem Buche ... Sitze ich nun unter den Tannen und blicke über die grüne Flur hinauf zu den flachen Höhen, wo Höchstädts Schlachtfeld liegt, dann hin, wo Latour d'Auvergne fiel, dann gegen Untergang, wo der kleine Kirchhof von Söflingen mir andeutet, wo meiner Geliebten Staub ruht — so fällt mir's sonderbar aufs Herz."

Ueber ihre Wohnung schrieb sie (an Reinhold 1807): „Eine göttliche Wohnung! Ich habe im oberen Stock drei Zimmer, West-Süd-West (so liegen alle Zimmer), eine Aussicht auf sechs bis zehn Stunden, Korn, Fluß, Wald — unten an einer Terrasse ein Teil der Stadt, wie ein Maulwurfsnest — der erste Strahl der Sonne erleuchtet fern Ulm — der letzte sinkt vor meinem Fenster. — Ach, wie göttlich, über Söflingen hinab. Göttlich schön! wie wohnte ich so reizend. Platz überflüssig — aber meine Höhe ließ mich den dritten Stock wählen."

Und von den Menschen berichtete sie (an Cotta 12. August 1817): „Ich freue mich unendlich auf meine Enkel und mein Landleben und meine Gevattersleute in der Günzburger Vorstadt, wo Böttcher und Schneider mir zugethan sind, weil ich den Weibern im Kindbett half, oder den Männern guten Rat gab. Das sind grundkomische Leute! Enkel, Schneider und sonstiges Gesindel läßt mir schon kundthun, was sie alles für Meisterstücke zurichten, um mir ihre Geschicklichkeit und guten Haushalt zu zeigen."

„Ich bin wohlbestellter Trostsprecher und Armendoktor aller Bauern," schrieb sie einmal von Günzburg aus an Reinhold (1808).

Ein Bild ihres Lebens und Treibens entwarf sie Böttiger (12. April 1808): „Von mir sagte ich gar nichts — und was könnte ich Ihnen von dem stillen Leben einer Krähwinklerin sagen? Manches Drollige. Wie jetzt Emil v. Herder einige Wochen bei uns zubringt, wie er in den Stunden, die er seinen

Studien nimmt, mit mir manchen Zweig des Wissens berührt, mich Dinge lehrt, indem ich ihm Ansichten der Dinge zeige, bald mit der Karte vor uns wir den Gebirgsketten folgen, und die Welt in den Tagen ihrer Kinderzeit vor uns sehen, wie wir dann über Kunst und Geschichte bald lesen, bald streiten, dann am freundlichen Theetisch im Kreise meiner Kinder Shakespeare vorlesen, oder Sismondi, wie ich ein anderes Mal auf meiner Babieça mit meinem Schwiegersohn die Wälder durchtrabe, oder als brave Großmutter mein Enkelchen mit ihren großen Augen windle und wiege — ach, und das Schönste! — wie ich unter einem halben Dutzend Krähwinkelsnotabeln eine würdige Frau Landesdirektionsrätin bin. — O das bunte Leben! das kindische Leben auf Gräbern, die das Leben verschlangen und nun nach einem höheren unendlichen Leben deutend das Leben zu einem Spiel machen, in dem man lächelt, und zu einem heiligen Vorabend, in dem das Herz betend die Weihe ersehnt."

Aber außer solchen ernsten Gesamtüberblicken gab sie einzelne heitere Schilderungen ihrer Vergnügungen. (Ulm, den 20. Januar bis 1. Februar 1807.) „Dabei gab's Komödie, Sprichwörter, historische Darstellungen, die höchst burlesk waren. So stellten wir den Sündenfall dar. Der Gesandte, lang und dürr, war, zwei Aepfel in der Hand, der Baum der Erkenntnis, ein trockener, ernster Tiroler Justizrat die Schlange, Stegmann ließ sich von der reizenden Karoline den Apfel aufschwatzen, Emil mit einem papiernen Bart, einem Perückenstock als Weltkugel in der Hand, machte Gott den Schöpfer, und ich jagte das Pack mit Emils Säbel, der mit brennendem Papier umwunden war, zum Paradies hinaus. Die Erkenntnis der Blöße ward sehr bildlich in Anlegung von Handschuhen dargestellt. Natürlich lachte man unmäßig. Einen Bohnenkönig machten wir auch, am Dreikönigabend, Karoline und ich warfen beide Majestäten aber bald vom Thron und setzten uns an die Stelle. Diesen Abend wurde unter anderen Huß' Verurteilung, Monaldeschis Tod, und Damon und Phintias prächtig gegeben. Beim letzten stellte ein Zuber Wasser den aufgeschwollenen Strom vor — niemand bemerkte es, sondern fragte nach vollendeter Darstellung sehr neugierig: wer ein Fußbad nehmen sollte?"

(An Adele Blumenbach. 12. Dezember 1808.) „Wir führen herrliche Komödien auf, Pantomimen, Komödien aus dem Stegreif — oft wird es überraschend hübsch — oft unsäglich grotesk. So ließ ich letzthin meine Truppe den Besuch der Engel bei Abraham aufführen. Gottlieb in einem alten roten Pelzrock mit einem braungelben Turban und Flachsbart machte Abraham, unser junger Schweizer, der klein und wie der Vollmond ist, mit Luisen, die Engel — ich hatte beiden papierne Flügel gemacht und sie endoktriniert — es war zum Vergehen! Alles Pantomime — um die Prophezeiung verständlich zu machen, zählte der Engel neun Monate an den Fingern her, und indes der ehrliche Abraham sich höchlich freute, flatterten die Engelchen weg, und der Vollmondigte kniff die kichernde Sarah listig in die Wangen! Aber dann gibt's auch Ernst! Die Scene, wo Hamlet den Geist sieht — Claire war ein allerliebster Hamlet! Das Kostüm kleidete ihr herrlich! Von ihrem schwarzen Kleide machte ich ihr spanische Hosen, eine schwarze Schürze als Mantel, ein Barett von einem schwarzen Halstuch und eine papierne Feder. — Es ist unglaublich, was man mit ein paar großen Shawls, mit einigen Obermänteln und Herrnmänteln, dekorieren kann! Dann sind aber auch viele Abende, wo wir still zusammen arbeiten, weil die Männer zu viel Geschäfte haben. Einmal machte uns Claire einen übeln Lärm. Ich ließ den Blaubart aufführen, alles ging herrlich, wie aber Trulle die Thüre aufriß, wo die 20 toten Weiber liegen, fängt die Claire an zu schreien, und bekommt Gichter — weil ihre Nerven eben sehr angegriffen sind. Wir haben auch Claires Geburtstag gefeiert — wie am Hofe, ohne daß es uns weder Zeit noch Geld kostete. Eine Freundin meiner Tochter aus Ulm war zum Besuch bei uns, die Tochter eines Beamten machte das vierte junge Mädchen; diese und unsere vier Herrn stellten die vier Jahreszeiten vor, welche Claire ihre Gaben zu Fuß legten. Zu dem Ende war unser Saal ganz mit Tannenbüschen und Lichtern dekoriert, in der Mitte brannte ein Opferfeuer, Claire, die sich nichts versah, ward hereingeführt und das Entzücken stieg aufs höchste! Nachher gab ich ein Souper, bestehend in kaltem Braten, Heringsalat, Kastanien und einem Pottkuchen — dann

trank man — erst meine Gesundheit (es war niemand da als meine Familie und des Winters Eltern), wo die närrischen Kinder alle weinten, dann aller unser Eltern, dann aller Lieben nacheinander — zuletzt sang man das Lied an die Freude, und bei der Libation für die Toten verstummte alles mit dem Glase in der Hand, bis neue Freude, Gesang, dann Tanz und Pfandspiel Mitternacht herbeiführte. So prunklos und freudenvoll, so wohlfeil und genußreich können wenig Feste gegeben werden."

Auch an anderer Unterhaltung, durch vorbeireisende Fremde, fehlte es nicht. Von zwei Besuchen bedeutender Menschen berichtete Therese in ihren Briefen, von dem des Fr. H. Jacobi und der Frau v. Staël.

Ueber den ersteren heißt es in einem Briefe an Lisette v. Struve, 12. August 1805. „Ich hatte vorgestern die Freude, den Geheimrat Jacobi, der als Académicien nach München geht, einen 20jährigen Freund, wieder zu sehen. Er schickte mir einen Expressen, der früh vier Uhr ankam, um fünf Uhr saß ich zu Pferd und war halb acht Uhr in Günzburg, wo er um acht Uhr eintraf. Wir sahen uns in 14 Jahren nicht! O wie war dieses Wiedersehen so ernst! — Aber es war mir in jeder Rücksicht sehr wichtig. Er ist sehr geschätzt, ist sehr liebenswürdig und kann mir Dienste leisten. Er ist viel älter wie ich, aber einer der zierlichsten Deutschen, die ich kenne."

Ueber Frau v. Staël, die durch Huber und B. Constant mannigfach auf Therese aufmerksam gemacht war, ihre persönliche Bekanntschaft bisher jedoch nicht gemacht hatte, wurde der Tochter geschrieben (24. Dezember 1807): „Environ [75]) le 14 ou 15 de ce mois — racommodant dévotement quelque chiffon tout de suite après le déjeuner, Bäbele vient tout essoufflée me dire qu'une dame avec tout plein de gens descendoit d'un grand carosse et s'appeloit Frau v. Staël, et me demandoit. En tout cas je n'avois qu'à l'attendre de pied ferme, et je doutois même encore, si Bäbele avoit bien compris. C'étoit elle, Schlegel et sa fille et son fils cadet qu'elle mène à Vienne pour y achever son éducation. La place est drôlement choisie, mais son opinion politique l'a dû décider, car la bonne dame est assez femme pour prendre

décidement et ouvertement le parti des Anglois. Or le nord de l'Allemagne offre trop peu de sûreté dans ce moment, le sud lui doit déplaire comme allié de la France, il ne lui reste que l'Autriche. Cette opinion à part, qui m'est très indifférente quant à moi, car quant à elle il y a si peu d'honneur et d'agrément dans le choix que l'erreur se punit elle même — cette opinion à part, je suis parfaitement satisfaite de cette connoissance. Elle restoit de huit et demi jusque près de midi, et la conversation étoit variée, vive, tranquille tour à tour — le temps m'a paru très court, et rarement il n'y a qu'un de deux partis qui s'amuse. Elle acceptoit du thé, Claire le fit, Louise faisoit des tartines, tout conservoit un air tranquille et häuslich. Eh bien! Mad. de Staël est précisement comme je me la figurois. Beaucoup d'esprit, une charmante facilité dans la conversation, du tact, de la sensibilité, un intérêt général pour les sciences. Elle parle bien, mais elle écoute tout aussi bien. Elle est équitable dans ses opinions, et franche, lorsqu'elle les sent être personnelles. Je m'informois de Mad. Brun, je plaignois l'inquiétude que le sort cruel de son pays devoit lui inspirer. Elle me dit: Mad. B. est à Rome, elle m'a envoyé récemment un poème, que les circonstances lui ont inspiré, mais sans autres détails la concernant. Elle croit que la ruine de l'Angleterre doit sauver le continent, elle l'appelle dans son poème; comme mon avis est opposé au sien, nous évitons les détails. — C'est parler cela. Ayant parlé sur les nations allemande et françoise, elle résumait parfaitement le résultat de notre discussion en disant: qu'elle trouvoit les François tellement Nation, que toute individualité s'effaçoit parmi eux, tandis que parmi les Allemands il y avoit tant d'individualité, qu'ils ne pouvoient se former en Nation. La définition m'a paru très juste. Elle parloit très en passant de Mad. de Charrière, avec estime et intérêt, elle regrettoit d'avoir ignoré ton séjour auprès de Berne, y passant dernièrement quelques jours. Schlegel a publié un ouvrage françois, une Zusammenstellung, rapprochement de la Phèdre d'Euripide et de Racine, naturellement que le dernier a tort.

Mad. de Staël m'assuroit que Schlegel écrivoit le plus correctement, le plus élégamment. Constant a composé une tragédie françoise, soumise à l'unité de la scène et du temps des trois pièces de Wallenstein de Schiller, et s'est rendu à Paris pour l'y faire jouer; elle doit être distinguée pour les vers et la construction. — Schlegel s'est conservé tout allemand, professant de ne pas du tout goûter les François, mais parlant bien leur langue et les jugeant équitablement tant que l'occasion s'offroit. On passait par Munich et notre conversation rouloit aussi sur les Académiciens alldа, et sur leur querelles générales et particulières. Nous nous en divertissions beaucoup."

Therese, die Tochter, die Adressatin des letzten Briefs, war damals in Hofwyl. 1806 nach dem Tode der Frau v. Charrière hatte sie mit Mutter und Geschwister zusammengelebt. Einmal zeigte sich für sie eine Aussicht, nach Strelitz oder Schwerin zu kommen, doch zerschlug sich die Sache. 1807 kam sie nach Hofwyl, 14 Tage bevor die Mutter von dort abreiste. Fast zu gleicher Zeit erfolgte durch Vermittelung Reinholds die erste Anregung der Stellung bei Strynck in Holland. In Hofwyl war sie nicht zufrieden und erlangte keine besondere Anerkennung. Fellenberg, von dem unten ausführlicher zu handeln ist, erklärte, sie sei dort nicht an ihrem Platz. Er bedürfe blinder Werkzeuge oder Menschen, die ihn beherrschten. Beides könne Therese nicht.

Um zu geselligem Verkehr und zu heiterer Unterhaltung Zeit und Stimmung zu finden, bedurfte es für Therese Huber gesunden Humors, wohl auch einer guten Partie Leichtsinns. Denn es war eine schwere Zeit, die den einzelnen, mochte er noch so bereit sein, sich auf sich zurückzuziehen, in die allgemeinen bedenklichen Schicksale verflocht.

Die Kriegsunbilden machten sich geltend, am 14. Oktober 1805, dem Tage des Treffens von Elchingen entwarf Therese ihrer Tochter (damals in Colombier), mit der die Verbindung zeitweilig unterbrochen oder mindestens sehr erschwert war, fol-

gende Schilderung: „Am Montag hörten wir etwa fünf Stunden Kanonendonner, ohne zu wissen, wo die Schlacht stattfand. Am Dienstag rückten die Franzosen vor. Mittwoch waren sie in Waldstetten, Freitag kamen sie zu uns. Heute hörte man lebhaftes Musketenfeuer zwischen vier und sieben Uhr in der Gegend von Ulm. Unser Dorf hat 200 Pfund Brot nach Günzburg geliefert. Die Franzosen sind überall, auch in Augsburg, man weiß nicht wie. Ulm ist vollständig erschöpft. (Die Stadt kapitulierte am 20. Oktober.) Wir erhalten nichts von dort. Die Verbindungen sind abgeschnitten. Dazu schneit es fortwährend, während die Pflaumen noch auf den Bäumen hängen; glücklicherweise sind Kartoffeln und Rüben im Keller. Der ‚Untere Brühl' ist ein vollständiger See." Wenige Tage später fuhr sie fort: „Augenblicklich haben wir keine Truppen im Dorf, außer einzelnen Nachzüglern, die heute ankamen. Bonaparte ist in unserer Nähe. Er ist durch Roggenburg durchgekommen."

In diesen schweren Tagen wurde selbst ihr, der Schreiblustigen, das Schreiben zuwider, so daß sie am 3. November 1806 ihrer Freundin Mariette folgende Betrachtung sandte:

„Man hat heutzutage kein Herz mehr, sich zu schreiben. Alle Privatschicksale verschwinden so vor dem Schicksal der Nationen, daß man kleinlaut über seine eigenen Leiden wird — was sind sie gegen das Ganze? und was gegen die einzelnen Leiden jener einzelnen in dem unglückseligen Norden! Mein alter Vater! Dort haben sie nun nicht einmal die Art von Halt, welche Parteigeist gibt. Sie haßten die Franzosen, sie haßten die Preußen, und ihr Landesfürst, den sie nie kannten und liebten, läßt sie im Stich. Die Gemüter sind dort jeder ungewissen Regung von Furcht und Zweifel preis. Um uns herum ists nun insoweit ruhig. Unsere einzige Sorge wär' die: unserem guten König entzogen zu werden. — Das ist bei manchen unabänderlichen Folgen der jetzigen gärenden Zeit ein großer Trost: seinen Fürsten persönlich zu lieben und zu vertraun. Mir ist's immer unbegreiflich, wie unser Land alle die Trübsale hat ertragen können. So viel Hilfsquellen sind fast nirgends und in der ganzen Strecke vom Vogtlande bis Berlin wird Hunger dem Krieg zur Seite stehen."

Einige Wochen nachher, Anfang Januar 1807, fast unmittelbar vor dem Umzug nach Günzburg, herrschte große Furcht vor einer Bauernrevolution bei Gelegenheit einer Stellung zum Militär. Die Förster mußten sich bewaffnen, um gegen die Bauern auszuziehen. Therese war mit Luise zurückgeblieben, die übrigen jungen Frauen und Mädchen, Claire und Therese Forster, waren nach Ulm geschickt. Therese hatte alles verschlossen und erwartete den Ueberfall. Es blieb aber alles ruhig.

Zu diesen Aufregungen und Unruhen, die durch die Zeit hervorgerufen waren, kamen andere, die in persönlichen Schicksalen ihren Grund hatten, ein Verlust und ein Gewinn: die Sendung ihres Sohnes in eine Erziehungsanstalt und die Aufnahme eines neuen Familienmitgliedes in ihr Haus.

Ihr Sohn Aimé[76]) kam in das schulpflichtige Alter. Da sie aber genötigt war, bei ihren Kindern in einem Dorfe zu wohnen, konnte sie nicht daran denken, dem Knaben in ihrem Wohnort denjenigen Unterricht erteilen zu lassen, den sie für ihn wünschte. Sie war ferner überzeugt, daß sie als Frau nicht fähig sei, den unbändigen Knaben zu erziehen. Sie wandte sich daher an Philipp Emanuel v. Fellenberg, einen vielseitig gebildeten Mann, der sich zur Aufgabe gesetzt hatte, ein kraftvolles Geschlecht zu erziehen — außer der wissenschaftlichen Bildung besonders die körperliche Pflege seiner Zöglinge und ihre Heranbildung zu Landleuten anstrebte. So viel nun Therese an der Pestalozzischen Methode, deren Jünger Fellenberg war, auszusetzen hatte, so schwer ihr die Trennung von ihrem Knaben wurde, so peinlich ihr der Gedanke war, Aimé, dessen Heranbildung durch einen Privatlehrer ihr als Ideal vorschwebte, gemeinschaftlich mit anderen Knaben erziehen zu lassen, so schwer bei ihren sehr beschränkten Mitteln die Aufbringung der Erziehungsgelder ihr werden mußte, so entschloß sie sich doch zu diesem wichtigen Schritt.

Anfang Mai 1806 brachte sie ihren Knaben, der kurz vorher das sechste Lebensjahr vollendet hatte, nach Hofwyl, wo er

mit geringen Unterbrechungen zehneinhalb Jahr blieb. Als sie den Leiter der Anstalt kennen lernte, faßte sie für ihn eine schwärmerische Neigung, empfand für seine Persönlichkeit und seine Leistungen Bewunderung und Verehrung und war im innersten Herzen froh, ihren Knaben in so guten Händen zu wissen. Wenn auch ihr persönliches Verhältnis zu Fellenberg sich bald trübte, so blieb das Bewußtsein, daß für Aimé gut gesorgt sei, dauernd bei ihr bestehen. Das Entzücken über die Fortschritte ihres Knaben entlockte ihr manchen begeisterten Ausruf; aus der Fülle dieser Ausdrücke mütterlichen Stolzes soll nur ein einziger bisher unbekannter mitgeteilt werden; an Lisette v. Struve, 13. Dezember 1808. „Sieh! mein Knabe macht mir so unendlich viel Freude, daß ich täglich denke, wie ruhig ich sein könnte, wenn er von mir ging. Er war so gut und so glücklich! ich liebe ihn so unendlich! lebt er, so wird er seinen Vater ehren. Er ist jetzt nun bald neun Jahr, und seine Studien, seine Neigungen sprechen alle von Kraft und einfachem Edelmut. Seine Aufsätze über Geschichte, seine Liebe für alte Helden, sein heiliger Eifer für Recht, sein Enthusiasmus für hohe Tugend, seine Geduld bei Formen- und Sachlehre, in Mathematik, Geometrie, alles verspricht den denkenden, tieffühlenden Knaben, in körperlicher Uebung trotzt er aller Weichlichkeit, geht mehrere Meilen, klettert in die höchsten Bäume, springt, balanciert, schwimmt. — O, so möge er leben, bis das bessere Leben ihn empfängt!"

Die Briefe, die sie dem Knaben und später dem angehenden Jüngling schrieb, sind nicht bloß Zeugnisse der innigsten Mutterliebe, sondern zugleich Beweise ihrer ungemeinen Geschicklichkeit, jedem ihrer Korrespondenten gegenüber den Ton zu treffen, der gerade für ihn paßte. Sie wußte aus ihren Erlebnissen immer das auszuwählen, was den Knaben interessierte, Häusliches, Landschaftliches, kleine Vorgänge im Bekanntenkreise, Merkwürdigkeiten, die sie auf ihren Reisen zu sehen Gelegenheit hatte. Sie hielt aber auch mit Mahnungen nicht zurück, mit Vorschriften, die sich bis aufs einzelnste der Kleidung, des Waschens bezogen; unerschöpflich war sie ferner in Ausdrücken ihrer Zärtlichkeit, ihrer innigen Mutterliebe, für

die ja gerade die Trennung von dem einzigen Sohn das beredteste Zeugnis war.

Damals und später fand sie für ihren Sohn stets neue Namen. Sie nannte ihn gern „Aymo“, „mein lieber Egbert“, „mein guter, lieber Alter“, „mein alter Muz“, „mein ehrlicher Freund“, „mein schöner Herr Ueberall und Nirgendwo“. Als er älter geworden war und Spott verstand, sparte sie auch diesen nicht. So spottete sie 1813, daß ihr Sohn sich Amadeus nenne: Es habe schon wackere Aimés gegeben; ferner könnte er auch durch diese Namensänderung Schwierigkeiten bei der Erbschaft haben. Diese laute auf Aimé und man könnte an seiner Identität zweifeln. Jede Gelegenheit, den Knaben und den Jüngling wiederzusehen, ergriff sie mit Freuden.

Schon bevor sie sich zu der ersten nicht unbeschwerlichen Reise nach der Schweiz rüstete, hatte sie eine große Freude erlebt: Emil v. Herder war in ihr Haus getreten.

Die Beziehungen mit der Herderschen Familie (vgl. S. 33, 46, 51) waren, wie es scheint, lange unterbrochen. Erst 1804, noch bei Lebzeiten Hubers, erhielt Therese einen Brief der nun verwitweten Karoline, in dem diese, wie Therese ihrer Tochter Therese berichtete (1. Juli 1804), die Protektion des Huberschen Ehepaars für die „nachgelassenen Werke“ Herders gegen etwaige litterarische Verunglimpfungen erbat.

Vielleicht war schon in diesem Briefe Emil an Huber empfohlen worden (vgl. Therese an Mariette, 14. Juli 1806). Sicher kam Emil 1805, spätestens Anfang 1806 in das Greyerzsche Haus. Ueber diesen Eintritt des Hausgenossen, der in dem Leben der Familie eine so wichtige Rolle spielen sollte, gab sie ihrem Freunde Reinhold folgende ausführliche Schilderung (2. August 1806): „Unsere Familie besteht nun aus neun Individuen. Die Kinder meiner Wahl sind aber leider nicht einheimisch bei uns, und leider vielleicht bald zu entfernt, um so oft wie jetzt in unsere Arme zu eilen. Ich war schon vor meiner Schweizerreise im Begriff, Ihnen von dem jungen Herder, der edlen Herders viertem Sohn, zu schreiben, aber der Wunsch, ihn noch mehr zu kennen, eh' ich mich meines Schatzes rühmte, hielt mich ab. Zwischen Herders und meinen

Eltern herrscht, seit ich denke — ich war neun Jahre alt, da Herder heiratete —, Freundschaft und Gastrecht. Ich war als junges Mädchen und Weib in ihrem Hause, und sie liebten mich sehr. Nun trug ich vor zwei Jahren mittelbar bei, daß sich die Witwe entschied, ihren Emil, der jetzt 23 Jahre alt ist, in unseres Königs Forstdienst zu geben, ein gutes Geschick versetzte ihn nach Schwaben, und im Februar suchte er mich auf. Wie ich zuletzt bei seinen Eltern war, war er ein Kind, jetzt ward er mein Sohn. Wie weh hätte es mir gethan, Herders Sohn nicht lieben zu können, aber ein junges Gemüt zu finden, das rein und weich und heftig, in seiner Vereinzelung von der schwarzen Ansicht des Lebens fast hingerissen, uns eben im entscheidenden Moment fand — das hoffte ich nicht. Er lernte Greyerz kennen und sein junges Weib, und schloß an sie sich an. Sie belehrten mich von seinem finsteren Hange, ich sah, daß sein Gemüt einen hohen ernsten Ruf zum Aufwenden aller Kräfte bedürfe, und gebrauchte die Rechte, die meine Liebe für seinen Vater mir gab. Der Mensch wäre verloren gewesen ohne unsere Liebe, sittlich und gebildet suchte er, konnte er in dem maussaden Ulm fremd, furchtsam durch einen unseligen Fehler in der Sprache — nicht Zerstreuung suchen, Amtsverdruß kam dazu, er arbeitete und verzweifelte. Emil ist ein Wesen, in dem die Empfindung noch die Oberhand hat über die Vernunft, und um so schmerzhafter an ihm nagt, weil keine Leidenschaft ihr eine bestimmte Thätigkeit gibt. Er ist seines Vaters Sohn, das heißt höher gebildet zur reinsten Humanität, wie die mehrsten, vielleicht viel geistreicheren oder gelehrteren — aber mit vielseitigen Begriffen ausgerüstet, und dabei ein guter Forst- und Geschäftsmann, und so schwärmend er ist, doch streng in seinen Pflichten. Die Starrheit seiner Zunge wirkt zerstörend auf sein feuriges Gemüt — es ist unendlich rührend, ihn stumm mit dem Gesicht überströmender Freude und Liebe zu sehen. Er sieht seinem Vater nicht ähnlich, aber er erinnert doch an ihn. Denken Sie sich aber so ein Gemüt nach Ulm verschlagen — ob er uns nicht lieben muß? Wirklich seh' ich in ihm Aimé, wie er sein wird, wenn ich nicht mehr bin. Ich sag' es ihm wohl, wenn er, mich so schnell ver-

stehend, jede Deutung meines Gefühls auffaßt. ‚Sag es einst deinem Bruder, wenn er es verstehen kann.‘ Ich weiß nicht, ob seine Mutter ihm ganz Freundin und Führerin ist. — Ein Mann würde ihn mit meiner Härte empören; von mir, bei der sie nur im thätigen Leben, nie im Empfinden liegt, duldet er sie und folgt mir in das Leben, das er so haßt und so widerstrebend trägt. Er kommt oft und wir sind dann sehr glücklich, alles fliegt in seine Arme, und er steht wie vor einer göttlichen Erscheinung vor dem Anblick der Liebe, die seines Daseins Bestimmung ist, und die er so lange entbehrte. Das ist nun ein Wesen, das immer mehr in uns verschmilzt, besonders vereinigt ihn mit mir und meinen Töchtern ähnliche Bildung, Auffassungsgabe, Ansichten und Geschmack. Greyerz und ihn bindet Herz und Wald, und mein engelguter Gottlieb sieht oft wehmütig darein, wenn Emil viel teilnehmender über tausend Dinge schwatzen, ja mir Auskunft geben kann. Dann hat ihn seine kleine Frau siebentausendmal lieber, weil er den Wald vor Bäumen nicht sieht, und ich muß ihn ja doppelt herzen, damit er nicht eifersüchtig wird auf Emil. Zunächst diesem Sohn, der mir manche Sorge und Arbeit macht, wie es Mutterlos ist, steht ein anderer Mensch, ganz anders, nie so geliebt wie Emil, und doch wert, nie innig vertraut, und doch herzlich willkommen, ja notwendig zum frohen Kreis. Dieses ist ein Franzose, er war früh im Kriegsdienst vom ersten Jahr der Revolution im österreichischen Corps, ward dadurch Emigrierter, lernte das Ding alles sehr vorurteilslos betrachten, lernte Deutschland sehr auswendig, liebt und kultiviert die Sprache, war sehr arm, verdiente stets sein Brot, ward von der Emigriertenliste gestrichen, erbt nun den Rest von seiner Mutter Vermögen, das im Vergleich der Vergangenheit sehr gering ist, steht jetzt im Dienst unseres Gouvernements als Secrétaire interprète, wobei er unentbehrlich ist bei tausend Geschäften, arbeitet vortrefflich, ist von Ministern und Präsidenten sehr vertraut gekannt, und wird nächstens gut placiert. Dieser Mensch hat aus seinem Stande, seiner Lebensweise, seinen Schicksalen ein kindergutes Herz und den reinsten Geschmack für häusliches Glück gerettet. Er ist 30 bis 32 Jahr, hat alle Biegsamkeit,

Heiterkeit seiner Nation, Litteratur, manche militärische Kenntnisse und eine so lebendige Teilnahme an allem, was ihn umgibt, daß er nie ohne Treibens ist. Seine Liebe für uns, sein Glück, bei uns zu sein, ist bei diesem Menschen rührend. Er hat Emil mit aller Lebhaftigkeit seines Charakters und der Ueberlegenheit des Alters und der Welterfahrung, nicht des Geistes, umfaßt, und sein Umgang in Ulm ist Emil sehr gut; er lehrt ihn vieles und seine Sitten sind geschützt. Letzthin rührte mich Boutteville, ich war mit Emil unzufrieden, beschuldigte ihn einer Unachtsamkeit. Boutteville nahm ihn in Schutz und ihn umfassend, sagte er gerührt, ‚nein, er that das nicht, er ist gut, viel besser wie ich, unschuldig, tugendhafter, ich habe nichts vor ihm voraus, als Erfahrung und meine größere Liebe zu ihm.‘ — Sie sollten die Leute sehen, wenn sie hier sind! Ich sitze ruhig daneben, sobald es mehr wie schwatzen gilt, aber sie fechten, schießen, tanzen, spielen abarre, wenn Sie das kennen, es ist eine Art systematischen Haschemännchens, gehen auf Stelzen zu sechs bis sieben Personen — dann liest man, arbeitet im Garten — abends nach Tisch ist das junge Volk müde, und Boutteville schwatzt mit der Mutter bis spät in die Nacht, ob er gleich der Tollste war. Dann lebt alles einen halben Tag im Walde, indes ich die Enkel zu Hause pflege, ein andermal reite ich mit allen den drei Söhnen im Lande herum, indes die jungen Weiber zu Hause arbeiten. — O ja, das Leben hat eine schöne Seite! Aber das Gefühl, den eigentlichen Halt doch nicht zu haben! Ich gehöre doch nicht zu ihnen, sie lieben mich, beten mich an, aber jeder wird leben können ohne mich, jeder wird einst, oder gehört wem — mehr wie mir. Ich bin allein und gehöre dem Grabe.“

Während der in den letzten Abschnitten dieses Briefes, der das idyllische Leben des Hauses so reizvoll schildert, charakterisierte Boutteville, von dem ich übrigens nichts sagen kann, ziemlich bald aus Thereſens Gesichtskreis verschwand, blieb Emil dauernd mit dem Huberschen Hause verbunden. Die Korrespondenz mit ihm, der seines Amtes wegen bald und für lange fern von Therese weilte, war ungemein lebhaft. Sie bezog sich auf alle Fragen des Denkens und Lebens, behandelte Philo-

sophie, Politik, Religion, Litteratur. Oft haben diese Briefe einen geradezu schwärmerischen, verzückten Ton, sie lesen sich nicht wie Briefe einer Mutter an den Sohn ihrer Wahl, sondern wie die einer Liebenden an den Auserwählten ihres Herzens. Von diesen Briefen sind ihres Inhalts wegen noch in anderem Zusammenhang viele Stellen mitzuteilen. Zur Charakteristik des Tones möge folgender Brief dienen, dessen erster Teil Verse sind, die Therese gelesen hatte. 20. August 1808. „Gebet der Parsen am Grabe eines großen Mannes. Aller Menschen Mutter, Erde! Nimm von dieses Helden Leichnam, Was dir angehört nun wieder! Laß die Wasserteile alle, Die in seinen Adern flossen, In Gedünst vergehen, in Regen Niederfallen vom Gebirge, Schiffe treiben, Land befruchten Und hinab, woher sie kamen, In des Meeres Abgrund sinken! — Laß des Körpers Feuerstoffe Zu dem Quell des Lichts und Feuers, Zu der Sonne wiederkehren! — Laß die Luft, die eingepreßte, Ihren Kerker endlich sprengen, Und verweht im Raume wirbeln! — Du zuletzt, o Hauch des Lebens, Wenn Unmögliches geschehe, Wenn du einfach bist und ewig, So vereine dich mit jenem Hohen unbekannten Wesen, Deinem Schöpfer und dem unsern, Oder warst du nichts als Mischung Körperlicher Elemente, Sammle dann einst die im Weltall Zahllos umgetriebenen Teile, Daß ein Parse neu sich bilde, Tugendhaft und groß wie dieser.

„Verstehst Du, wie mein Brief so anfangen mag? Ich finde diese Zeilen eben im heutigen Morgenblatt — sie sind zu mir, zu Dir gesprochen — der Parse sagte es wohl etwas anders, aber der Parse, Du, ich, jedes Herz, das am Herzen der Natur vertrauenvoll anbetet, sagt sie in seiner Sprache, und die fremden Worte wurden mein Gruß hin zu Dir in Deine schneeichten Thäler. O, mein Emil, wie weit war ich von Dir, wie weit bist Du noch von mir! Wie strebt das Sehnen aus der Erdenwelt, die uns immer mit Raum und Zeitmaß fesselt, empor, und umfaßt dann wieder innig das Erdenleben, das sie Lieben und Bedürfen lehrt, und in ihm alles Große und Schöne, das über diese Erdenwelt hinausführt.

„O, Du Geliebter . . . Namenloser! Denke Dir alles, in

allen findest Du neben Deinen Andenken die Sehnsucht gut und wohlthätig zu sein. — Namenloser! Denn Du bist mir nicht Emil, nicht der Mensch, den andere mit bestimmter Gestalt und Jahren und Thaten vor sich sehen, Du bist mir ein Verein des Heiligsten der Vergangenheit und der Möglichkeit für die Zukunft. Dich, Emil, tadle ich oft, sorge oft, insofern Du nun Mensch bist, nach gegebenen Bedingungen, aber Dein inneres Selbst, Emil, Dein Fühlen, Dein Denken, — in ihm fand ich die göttliche Natur, die mich selbst veredelt, fand die ewig strahlende Reinheit, die ewig erwärmende Liebe. Und es ist unmöglich, mich von Dir zu trennen; wir könnten uns entzweien um zufälliger Formen, aber so oft mein Geist empor sich schwänge über das Leben im Staube, wüßte ich: Du wärst da; so oft mein Herz jauchzte beim Glühen einer Rose, wüßte ich: Du seist da; so oft Größe, Kraft, Mut in irgend einer Gestalt mich entzückte, wüßte ich: Du seist auch da, ewig eins mit mir. Kann uns denn etwas trennen? Du bist mir bald Sohn, weil ich in Dir eine lange Zukunft genieße, bald Vater, weil Deinem männlichen Geist mein furchtsamer, oder hingerissener Geist sich untergeordnet fühlt; bald Geliebter, weil Du ein Ebenbild bist des Mannes, der allein meine Frauenliebe besaß; bald Schutzgeist, weil Du ganz ich, besser, reiner, kampflos guter bist, wie ich — und alles verein' ich dann mit einem sehnsuchtsvoll fröhlichen Dank zu Gott, daß es so ist, in dem beide Welten sich küssen. — Das wollte ich Dir nicht schreiben, aber nun es dasteht, ist's so gut, ist Dir die Sprache der Felsen und Schneeflächen um Dich her, der rauschenden Tannen und fliehenden Wolken; denn aus ihnen sprach Gott und Liebe; und ich drückte Dir nur eben auch Gott und Liebe aus."

Da aber Therese ihre Gefühle nicht für sich behielt, sondern ihre Freude, so wie sie es mit ihrem Schmerz gethan hatte, als ein Gemeingut ihren Freunden reichte, so sprach sie auch ihren Enthusiasmus über den Neugewonnenen zu Nahestehenden aus. Auch hierfür mögen zwei Zeugnisse genügen: An Mariette 1807 bis 1809. „Er ist aller seiner Freunde Abgott; wenn ich, die er vor allem liebt, ihn auch zu meinem mache, habe ich nichts anderen vorausgethan . . ."

„In diesem Jüngling wohnt eine Seele, die an Reinheit und Liebe Hubern verschwestert ist. — Man liebt ihn unendlich. Warum? Weil man keine heiligere Güte kannte. Geist, Kenntnis, Phantasie — nicht weil eines oder das andere so emporragend wäre, sondern weil sie in ihm eine Harmonie hervorbringen, mit der höchste Sittlichkeit, Männlichkeit, Frömmigkeit verbunden ist, ein forttönender Wohllaut der Seele."

An Böttiger, 24. Juni 1808: „Wie freute mich, was Sie von meinem Emil Herder sagen! Was er unter seinen Brüdern war, ist er unter meinen Söhnen, meinen Freunden — ist es für alle seine Bekannte sogar. Es ist ein Wesen, dessen Güte, Reinheit, geistige Würde überall die Herzen erwärmt und die Gemüter vereint. Seine Kenntnisse werden sehr geschätzt, er arbeitet rasch, pünktlich und gewinnt alle Parteien durch die hinreißende Güte und Klarheit seines Thuns. Er ist als Forsttaxator in unserem Dienst, das ist: mit Forstmeistersrang und -revenuen; sein Amt kam aber nie zur Aktivität, weil die Regierung übereilt Wälder taxieren wollte, die noch nicht vermessen waren. Er arbeitete also stets im Forstkollegium, und hatte Kommissionen. Jetzt reiste er soeben ins südliche Tirol, um dort das Forstwesen zu organisieren — ein sehr ehrenvoller Auftrag für den fünfundzwanzigjährigen Mann. Die 'Arbeit kann bis in den Spätherbst dauern, und dann will ihn die Regierung in Tirol anstellen — er wünschte zu reisen, zu studieren, ganz der Naturwissenschaft zu leben, aber noch ist's nicht entschieden, weder was er wählen wird, noch wozu die Umstände raten. Was er thut, so folgt ihm der Segen aller, die ihn kennen, denn alle lieben ihn. Wir lebten glückliche Stunden zusammen — Dichter, — und denken Sie nicht schlimm von mir — manche gewagte Streiferei in das Gebiet der Philosophie, die für mich nur eine gedachtere Frömmigkeit ist, Plato, Spinoza machten mir seinen Umgang zum Unterricht, so wie der junge Mann von seiner Mutter aus Liebe und Wahl auch oft lernte. Meine Kinder haben vergessen, daß er nicht immer ihr Bruder war. Also heftig ist die gute Mutter Herder? Emil liebt sie innig, aber ich fühlte stets, daß etwas in ihrem Verhältnis fehlt, aber seinen Vater betet er an — ach, aber

des Menschen ganzes Leben ist Gebet; ein fortwährendes Leben in Gott, bald kindlich, bald erhaben, bald heiter, bald ernst, stets sich in dem anderen vergessend" [77]).

Emils Aufenthalt in Tirol, von dem im letzten Briefe die Rede ist, wurde für ihn verhängnisvoll. Am 12. April 1809 wurde er nach Brixen geschickt, wurde dort von den Oesterreichern gefangen, durch sie nach Klagenfurt, von da nach Varasdin geführt und erlangte erst nach einigen Monaten seine Befreiung.

Auch ein anderer, etwas jüngerer Mann war Therese damals nahegetreten und zwar durch eine Empfehlung F. H. Jacobis. Das war Wilhelm Albrecht, geboren 1789 und am 21. Dezember 1868 auf seinem Gut in Franken gestorben. Er muß etwa 1818 nach Idstein gekommen sein, wo er herzoglich nassauischer Hofrat und Direktor des landwirtschaftlichen Instituts war und 1819 bis 1827 ein landwirtschaftliches Blatt herausgab. Das Institut wurde später nach Hofgeismar verlegt, 1849 legte Albrecht seine Aemter nieder. Noch in seinem Todesjahre stiftete er eine Erziehungsanstalt für arme Knaben, wofür er 40000 Gulden spendete. Mit ihm unternahm Therese im Sommer 1807 ihre zweite Reise nach Hofwyl, bei der sie ihre Tochter Luise mitnahm und eine jüngere Schwester ihres Schwiegersohnes, Maria, nach Bern begleitete. Am 9. Juli war sie in Hofwyl angekommen, Albrecht blieb eine Weile dort, ging dann zu Thaer nach Möglin und kam im August 1808 zu Fellenberg zurück, wo er als Lehrer eine Zeit lang blieb. Therese besuchte von Hofwyl aus ihre Freunde in Neuchâtel, kehrte nach Hofwyl zurück (Entbindung der Frau Fellenberg) und reiste im Oktober wieder nach Günzburg.

Dieses zweite Zusammensein mit Fellenberg gestaltete sich für Therese nicht so erfreulich, wie sie gehofft hatte. Von nun an entwickelten sich Differenzen, die später eine große Schärfe annahmen. Ganz schuldlos an ihnen war Therese nicht. Sie beanspruchte auf Grund des Vertrauens, das Fellenberg ihr früher gezeigt hatte, eine führende Rolle im Haus und in der

Erziehungsanstalt, die dieser ihr weder zugestehen konnte noch wollte. Ihr Widerspruchsgeist, ihr Besserwissenwollen mag dem selbständigen und zielbewußten Mann oft unbequem gewesen sein. Während aber dieser widrige Eindruck mit der Entfernung Theresens verschwand und das warme Interesse der trotz aller Härten selbstlosen und aufopferungsfähigen Frau übrig blieb, verdarb es Fellenberg völlig mit ihr durch seine Selbstüberhebung und die großen Ansprüche, die er an sie wie an andere machte. Er verlangte, daß Therese durch ihre Fürsprache bei reichen Leuten seine finanziellen Nöte beseitigte und durch litterarische Reklame sein Unternehmen beförderte; die erste Forderung konnte sie gar nicht, die zweite bei ihrem stark entwickelten kritischen Sinn nicht in der urteilslosen Weise erfüllen, die Fellenberg willkommen gewesen wäre.

Therese kehrte daher einigermaßen enttäuscht nach Hause zurück. Nach Hause, denn Günzburg war ihre Heimat, obwohl sie sich schon damals nach einem größeren Wirkungskreise und einer selbständigen Existenz sehnte.

Im ganzen führte sie ein glückliches Leben. Zwar fehlte es nicht an Differenzen mit Tochter und Schwiegersohn. Aber die Behaglichkeit im Hause, das Leben mit Kindern und Enkeln half über manche Unannehmlichkeiten hinweg. Ihr Liebling war ihre Enkelin Molly, über die sie einmal an Emil, 1. Januar 1810, folgendes berichtete: „Die Kinder sind sehr wohl. Molly hat drei Augenzähne in Zeit von acht Tagen ohne Kränkeln bekommen. Sie ist sehr interessant. Eben mußte ich sie am Schreibtisch auf den Schoß nehmen, sie riß Papier zu sich, ich nahm den Crayon und zeichnete — ich! in der unbequemen Stellung, Mann, Frau, Katze, Hund, Ochs, Pferd — sie errät jede Figur auf den ersten Zug — dann zeichnete ich einen Stuhl — da stand sie einen Augenblick an — erkannte es aber doch gleich. Bei jeder neuen Erkennung zappelte sie vor Freude — wie ich aber einen Topf und eine Bouteille malte,

riß sie mir voll Entzücken den Crayon aus der Hand, sie schien inspiriert, solche Wunder selbst zu schaffen."

Ende des Sommers 1808 wurde das Günzburger Stillleben durch einen größeren Ausflug unterbrochen. Therese entschloß sich nämlich, als durch häufige Briefe ihres Vaters die Sehnsucht nach ihm und der Heimat erweckt war, die Reise nach Göttingen zu machen. Sie war geneigt, von Göttingen aus einen Abstecher nach Hamburg zu unternehmen, um Reinhold kennen zu lernen. Dann wollte sie zwar nach Günzburg zurückkehren, war aber keineswegs gewillt, dort dauernd zu bleiben, sondern trug die Idee mit sich herum, ihren Wohnsitz in der Schweiz zu nehmen.

Verschiedene Umstände trieben sie an, einen neuen Aufenthalt zu suchen: sie wollte Greyerz und Claire selbständig machen, sie wünschte Luise, die in das jungfräuliche Alter trat, in anderer Umgebung aufzuziehen, sie mußte dafür sorgen, mehr zu verdienen, weil Luise mehr brauchte und Aimés Erziehung sehr kostspielig war, ihre Mittel aber durch den schon erwähnten Bankrott des Leipziger Schuldners Schreiter ziemlich beschränkte geworden waren. Am liebsten wäre sie Prinzessinnen-Erzieherin geworden. Die schriftstellerische Thätigkeit zu forcieren, reizte sie weniger. Nächst dem Schweizer Plan schien ihr Stuttgart am meisten zum dauernden Aufenthalt geeignet, weil sie da Cotta näher war.

Zur Besprechung auch dieser Angelegenheit war der vielerfahrene und trotz seines Alters noch immer geistesfrische Vater gewiß der geeignete Mann. Aber nicht diese geschäftliche Auffassung bestimmte ihre Reise nach Göttingen, nur das Herz diktierte sie. Zwanzig Jahre lang war sie von der Heimat entfernt gewesen. Sie hatte unterdessen neun Kinder geboren und sechs von diesen begraben, zwei Gatten verloren, deren einer der Liebling des Heyneschen Hauses gewesen war, deren anderer sich nach langer Verkennung durch seine Festigkeit und Liebenswürdigkeit die ihm lange verweigerte Achtung und Anerkennung errungen hatte. Welterschütternde Ereignisse waren inzwischen über Deutschland hinweggegangen und hatten die politische Gestalt Süd- und Norddeutschlands verändert. Ihre Heimat,

ehemals mit England in Verbindung, war eine Zeit lang preußischer Besitz gewesen und dann in das Königreich Westfalen einverleibt worden.

Nicht als verlorene Tochter kam Therese in ihre Heimat zurück, viel eher als Siegerin aus einem schweren Kampfe. Sie hatte Lästerungen verstummen gemacht und die Achtung der Besten sich angeeignet. Nicht als Bemitleidete oder Geduldete erschien sie, sondern als eine Starke, die sich in schweren Schicksalen erprobt hatte, von ihren Kindern als Mutter geehrt, von denen, die ihre Autorschaft kannten, als Schriftstellerin gefeiert war. Sie hatte nicht aufgehört, zu lernen, nicht Einzelheiten, sondern große Anschauungen: sie war eine Weltbürgerin geworden. Statt norddeutscher Gemessenheit hatte sie französische Leichtigkeit und süddeutsch-lebhaftes Wesen kennen gelernt und angenommen. Aus einer gehorsamen Tochter und einer gefügigen Gattin hatte sich eine Frau entwickelt, die, teils eigener Neigung folgend, teils durch den Zwang der Verhältnisse getrieben, willensstark, auf sich selbst gestellt, den Weg ging, den sie für den rechten hielt.

Wer von einer Weltreise nach 20jähriger Abwesenheit in ein still umfriedetes Gemeinwesen gelangt, in dem arbeitsgewohnte Lastträger über die Grenzen ihres Gebietes hinauszuschauen verlernt haben, wird, so vernehmlich auch bei ihm die Stimme des Herzens spricht, die volle Gerechtigkeit und die kindliche Pietät, die er seinen Eltern und seiner Heimat schuldet, einigermaßen vermissen lassen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die über Göttingen handelnden Berichte an Böttiger, Reinhold und Usteri, sowie der an ihre Freundin Mariette aufzufassen.

Die drei ersten lauten:

An Böttiger. Göttingen, den 18. September 1808. „Der Ort, von dem ich Ihnen schreibe, geehrtester Freund, sagt vieles, was dieser Brief nicht aussprechen kann, was aber, nur leise angedeutet, in Ihrem teilnehmenden Herzen klar sich darstellen wird. Nach 20 Jahren seh' ich das väterliche Haus zum erstenmal wieder, über so viele teure Gräber wandle ich hierher, wo von meinen Jugendgenossen und Jugendbeschützern fast

keiner mehr lebt, wo ich aber die teuren Häupter meiner Eltern und Geschwister alle wieder finde, und alle so liebend und gütig, wie ich sie vor 20 Jahren verließ. Meinen Vater finde ich fähig und thätig wie ehemals, rüstig und in vielen Stücken fester in seiner Gesundheit, heute im achtzigsten als damals im sechzigsten Jahre. Aber der Gang der Zeit drückt unendlich schwer auf ihm, die Vergangenheit macht es ihm schwer, die Gegenwart so zu ertragen, daß sie ihm eine erträgliche Zukunft verspricht, und mir graut vor der Nemesis, die aus dieser Stimmung emporsteigt und über dieses herrlichen Greises Grab hinaus an diesem Ort walten kann. Ein Mann wie Sie würde dem edlen Mann vielleicht oft noch eine Seite der Gegenstände zeigen und einen Tropfen Süßigkeit mischen in die Neige des Lebensbechers."

An Reinhold. Göttingen, 9. September 1808. „Ich fand hier in meinem Vaterhaus nichts wie Liebe, lauter Wiederfinden, lauter Bestätigung meiner festen Zuversicht, wie Liebe und Duldung sich lohnt. — Ach, aber . . . wie engt Sitte die lieben Herzen ein, wie umhüllen Gesichtspunkte, die sie sich nicht verrücken lassen, die braven Köpfe! Sie sehen das Weltall als kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgische Hofräte und die Regierungsformen, ja Staaten und Völkergeschichte als Wächter des heiligen Feuers der Georgia Augusta an. — Ich habe nicht gezweifelt, daß ich's so fände, daher ist mir's keine Ueberraschung, aber ein ermüdendes Studium. In gesellschaftlichem Verhältnis machen sie sich das Leben denn auch so schwer als möglich. Einigen jungen Personen hörte ich gestern einen üblen Ruf machen, weil sie Blindekuh spielten mit Studenten — dem guten Blumenbach jag' ich das Blut ins Herz, weil ich ihm wunderliche Dinge zumute, als au rez de chaussée ins Fenster zu mir zu steigen vor den Augen seiner Weisheit eintragenden Schüler — daß ich am Fenster mitten in einem sonst vernünftigen Gespräch diesen Gedanken habe, macht eine heftige Revolution in ihm, und er war doch von jeher ein Freidenker."

An Usteri. Günzburg, den 25. Oktober 1808. „Ich habe in meiner Vaterstadt eine traurige Stimmung gefunden! Eigentliche Verwüstung durch den Krieg erblickte ich nirgends; von der

Grenze des ehemaligen Hessens an, überall schöne chaussées, die im Jahre 1792 noch nicht waren, viel Obstalleen, und am Wege allenthalben die schönsten zwanzigjährigen Eichen- und Buchenanpflanzungen. In Arnstadt, so nahe bei dem Schauplatz des Krieges, nirgends Verwüstung. Ob der Luxus abgenommen hat, weiß ich nicht, er ist viel größer als der unsere und viel größer, als ich ihn vor 20 Jahren verließ. Der neue König scheint das Beste zu wollen, aber einerseits fesselt ihn der Wille von Westen her, andererseits Unkunde des Volkes, das er vereinen soll, und nirgends vielleicht strebt der böse Wille, die Beschränktheit, der unvernünftigste Hochmut dem Guten, was die Regierung hier will, wohl mehr entgegen als in dem Hannöverschen. Mit welcher Blindheit da die besten Menschen handeln, ist nicht zu fassen! Das Wort Revolte erschreckt sie, weil sie seine Schrecken und ihre Ohnmacht kennen, aber das Hintertreiben alles Guten, das Verschmachten in Unordnung, Druck, Mißtrauen, Demoralisation, welche durch beständiges ohnmächtiges Frondieren hervorgebracht wird, scheint ihren moralischen Gefühlen gar nicht zu widersprechen. In Göttingen ist wohl die Unzufriedenheit am größten, wenn gleich die Regierung hier am meisten that, am meisten schonte. Aber Sie kennen ja die Morgue und Beschränktheit deutscher, nordischer, göttingscher Professoren! Sie glauben, die Wissenschaften gehen unter, weil ein Hundert Studenten weniger als sonst in Göttingen studieren; sie glauben, der Gelehrtenstand wird unter die Füße getreten, weil der Präfekt, der Tribunalschef, der Kommandant über sie gesetzt, nun eine gemischte Gesellschaft in Göttingen bilden. Die Trennung zwischen Kalenberg und Grubenhagen dient die Unzufriedenheit zu nähren. Hannover behandelt Göttingen als Apostaten, und Göttingen hat noch immer Velleitäten, sich seine alten Herren günstig zu halten. Für einen Brief sind die tausend kleinen Züge von Verkehrtheit, von komödienmäßiger Selbstwichtigkeit, die sie sich geben, von grenzenlosester Blindheit über den Stand des Jahrhunderts, zu trivial."

Ihrer Mariette gegenüber äußerte sie 17. Dezember 1808 die Klage, daß die Ihrigen ihr so gar keine Beisteuer zu der kostspieligen Reise gegeben, und fuhr fort: „Aber diesen Punkt

ausgenommen, kann ich Dir meine Zufriedenheit mit allem, was den Aufenthalt in Göttingen angeht, nicht groß genug schildern. Meine Geschwister sind alle liebe, liebe Leute: die älteste, Hofrätin Heeren, und die jüngste, Laura, besonders Laura und Adele Blumenbach, meines herrlichen Onkels Tochter, wären recht die Kinder meiner Wahl. Laura gleicht Therese an Geist und Gestalt. Adele ist gar nicht gründlich, aber höchst liebenswürdig und einnehmend. Wie gern hätte ich diese Geschöpfe in der Nähe! Die guten Eltern und Geschwister verstehen mich gar nicht — bequemes Leben, beschränktes Schicksal haben ihnen gar keine Umfassung von Teilnahme gegeben, sie fragen mich nach keinem meiner vergangenen Schicksale, ja es mußte sie unangenehm berühren, daß ich so viel litt, ohne daß sie mir hülfen, aber so wie sie sind, haben sie mich herzlich lieb, nach ihrer Art. Meine Mutter ist eine liebe Frau! Ich bin froh, froh, daß ich sie alle sah. Nur Marianne (die Reuß) betrübte mich: sie ist und macht bitter unglücklich. Sie ist ein furchtbares Gemüt! Aber sie hat mich und Luisen voll Liebe empfangen und der gute Schwager lebte ordentlich auf, solange ich da war. Blumenbach ist ein Mann von unglaublichem Werte. Er ist ungetrübt vom Drucke der Zeit und lebt in der großen Natur. Mit ihm war ich am meisten und lernte und scherzte manche Stunde durch."

Gerade über ihren damaligen Umgang mit Blumenbach schrieb sie an dieselbe bei späterer Gelegenheit, 14. Januar 1811: „Ueber die öffentlichen Schicksale tröstete er sich, zeigte auf die naturwissenschaftlichen Gegenstände um sich hin und sagte zu mir: ‚Hier, liebe Nichte, studiere ich die Welt und sehe, sie ist ewig schaffend, nie alternd, stets wunderbar in nie ersterbender Kraft, und so ist die andere Welt auch: sie wandelt und schafft sich von neuem' — so tröstete er sich über den Untergang der Reiche."

Und endlich heißt es in einem Briefe an die Tochter Blumenbachs, Emma Jasmund: „Luise, sie (Adele) und Laura waren unzertrennlich. Dein Vater, meine teure Emma, ist ein erfreulicher herrlicher Mann! Ich fand ihn jung an Herz und Geist und Lebensgenuß, fähig und über die trüben Wogen der

Zeitumstände, die alles mit Meeresflut decken, erhaben. Wir haben heitere — ach, recht heitere Stunden genossen. Er besucht Dich gewiß! Er bringt Adele mit, und ich hoffe, er bringt mir Laura — die hol' ich dann bei Dir ab. Dein Vater wirkt viel und wohlthätig, weil er seine Wissenschaft mit lebendigem Geiste beseelt, und so sie nicht nur Gelehrten, sondern jedem empfänglichen Menschen lieb macht. Eine wohlthätigere Wirksamkeit kenne ich nicht. Wenn Wissenschaft uns ihr großes Buch entrollte, haben wir ein Steuer im Sturm des Lebens — wir haben mehr! Der Augenblick, wo wir die Dinge in ihren zahllosen Beziehungen aufeinander ansehen lernen, wo wir den Blick auf das Ganze richten, und das kleine Ich vergessend, stolz sind, ein Teil des erhabenen Alles zu sein, gleicht dem Moment, wo der entwickelte Schmetterling seine Hülle verläßt — erst eben noch am Staube klebend, gehört nun das weite Reich Florens ihm an, und er hebt sich, Florens schönste Farben selbst wiederstrahlend, auf den leichten Schwingen frei zum Lichte empor. Oft stand ich halb in Thränen, halb lachend neben dem lieben Vater und dachte das, und lernte von ihm, und schweifte dann in die Jugendzeit zurück, und hörte sein unerschöpfliches Wissen sich entfalten."

Therese war Ende August von Günzburg abgereist und blieb in Göttingen bis zum 26. September. Dann reiste sie mit ihrer Stiefmutter nach Arnstadt, wo eine ihrer Halbschwestern verheiratet war, und fuhr am 29. September mit ihrer Tochter Luise auf schrecklichen Wegen nach Rothenburg zu den Eltern ihres jungen Freundes Albrecht, verbrachte in Ansbach mit Lerchenfeld und der Gräfin Platen angenehme Tage und war froh, wie sie Mariette, 21. Oktober 1808, berichtete, wieder in Süddeutschland zu sein. „Ach, liebe Mariette, wie übel wäre ich dran, sollte ich mein Schwaben verlassen. Glaube mir, alles, was ich von Norddeutschland Dir sagte, alle Vergleiche, die mir die Erinnerung anbot, waren richtig — die Menschen haben kein Herz, keine Freude. Sie trinken Wein ohne Gesang und Fröhlichkeit, sie kennen nur eigenen Mangel und fremden sehen

sie gar nicht, sie klagen über Entbehren des Luxus, ohne zu fühlen, daß Andere Bedürfnisse entbehren. Nein, wir wollen bleiben, wie wir sind, wollen's noch mehr werden, wollen unsere Kinder noch unabhängiger von eitlem Tand halten, wie wir's sind. Ich habe in Göttingen nie lachen hören, als von Luise und mir und die ich ansteckte, die über ihr eigenes Lachen bestürzt schienen. Sie schenken ihren Champagner ein, ihren Punsch, ohne eine Gesundheit. Singen thun sie nur Haydn und Mozart, mit vollem Accompagnement, also nie. O mein Schwaben! O ihr lieben mir vom Herzen gegebenen Freunde!"

Infolge solcher Beurteilung des norddeutschen, speziell des Göttinger Lebens gab sie den von ihr selbst gefaßten oder ihr von Göttingen nahegelegten Gedanken, Luise zur weiteren Ausbildung nach ihrer eigenen Vaterstadt zu schicken, bald auf.

Nicht lange nach ihrer Heimkehr erlebte sie einen großen Schmerz. (An Reinhold, 1809.) Sie las Eggers' Briefe aus Rastatt [78]). Der Briefschreiber erzählte hier unter anderem, daß er in der Schweiz Huber und seine Frau besucht habe. „Sie wissen, wie die Frau mich interessiert." Er habe sich vorgenommen, von Forster nicht zu sprechen, seine Verehrung habe ihn indessen hingerissen, begeistert über ihn zu reden, worauf die Angeredeten verstummten. Therese schrieb dem Verfasser einen energischen Brief, in dem sie das Druckenlassen eines solchen Geschwätzes tadelte. Hätte sie und ihr Gatte, so bemerkte sie, auf eine solche Andeutung nicht reagiert, so wäre es nur aus religiöser Verehrung geschehen, nicht etwa, weil sie den teuren Namen nicht hören oder nicht aussprechen wollten.

In demselben Jahre 1809 fuhr Therese, und zwar Anfang April, zum drittenmal nach Hofwyl, wollte von dort schon Mitte Mai wieder fort, blieb aber bis zum 15. Juli. Sie konnte Luise nicht mit nach Holland nehmen, wohin sie, wie gleich zu erwähnen ist, ihre Tochter Therese begleiten mußte, sondern ließ sie bei Frau Fellenberg.

Während dieses dritten Aufenthalts in Hofwyl glichen sich manche Unzuträglichkeiten zwischen ihr und Fellenberg aus. Therese befand sich im Schoß ihrer Familie. Luise hatte sie mitgenommen, Aimé und Therese Forster fand sie bei Fellenberg,

zugleich war Albrecht dort, halb als Lehrender, halb als Lernender, der sich besonders eng an Aimé angeschlossen hatte. Das Aussehen und die Fortschritte des Knaben bereiteten ihr die reinste Freude. Sie stärkte sich in ihrer Ueberzeugung, daß er dort trefflich aufgehoben sei, und sah seiner Zukunft ruhig entgegen. Sie war noch nicht völlig entschlossen, wie diese sich gestalten sollte. Sie schwankte zwischen drei Berufen: Soldat, Forstmann, Landmann. Der erste war, wie sie mitteilte, ihr unangenehm, zum zweiten hätte sie gern ihre Zustimmung gegeben, der dritte war ihr am erwünschtesten.

Mitte Juli verließ sie mit ihrer Tochter Therese die Erziehungsanstalt ihres Sohnes. In etwa 14 Tagen machte sie die Reise von Hofwyl nach Utrecht, wo sie am 31. ankam. Von dieser Reise und dem ganzen Aufenthalt in Holland hat sich nur ein einziger Brief an die Ihrigen erhalten, alle übrigen wurden in dem gleich zu erwähnenden Werke verarbeitet. In diesem an Luise gerichteten Brief, 22. Juli 1809, handelte sie über Freiburg und den dort wohnenden Dichter J. G. Jacobi[79]).

Auch diese Reise nach Holland war zunächst eine pflichtmäßige, wie die bisher schon dreimal wiederholte nach Hofwyl und die früher unternommene Reise nach Göttingen. Es galt, die damals 24jährige Tochter Therese von der Schweiz nach Holland zu begleiten, wo sie die Erziehung der einzigen Tochter des Barons v. Strick[80]) übernehmen sollte. Der Genannte, Paulus Huber Adriaan Strick van Lindschoten, war ursprünglich Diplomat. Er war vom Jahre 1796 an Gesandter der niederländischen Republik in Württemberg gewesen und war damals, wo er den Gelehrten und Schriftstellern überhaupt näher trat, auch mit Huber bekannt geworden. Später lebte er lange Zeit ohne Amt in seiner Heimat, wurde 1807 preußischer Kammerherr, reiste 1808 nach Deutschland und nahm, nachdem er Therese Forster ein Jahr lang bei sich gehabt hatte, dauernd seinen Aufenthalt in Deutschland und zwar in Mannheim. Auf einer Reise in Italien starb er am 25. Februar 1819 in Bologna. — Strick war seit 1805 als Dichter und

Uebersetzer thätig und gab noch im vorletzten Jahre seines Lebens eine Reisebeschreibung in deutscher Sprache heraus.

Ueber diesen ihren Aufenthalt in Holland, die persönlichen Bekanntschaften, die sie dort machte, und über die Schicksale der Rückreise handeln manche an die Freunde gerichteten Briefe Theresens, von denen wenigstens einer hier folgen mag:

An Usteri. Günzburg, den 27. Dezember 1809. „Ich bin da diesen Sommer nach Westen hingepilgert zu dem Sumpfvolk, welches mir eine Menge höchst interessante Momente gewährte. Sie kommen mir manchmal wie ihre Meermuscheln vor, als habe die schaffende Kraft eben nur alle möglichen Formen versucht, alle Aufgaben gelöst und also auch Holländer geschaffen. In dem Lande sieht alles aus, als wenn es fertig wäre und man nun in der nächsten Zeit notwendig Langeweile haben müßte, dann erscheinen aber glücklicherweise des Ozeans Fluten und bringen das alte Chaos zurück. Und das finde ich recht gut, denn wär's nicht wegen des Ersaufens, so dächten die Holländer wohl recht wenig an den ordentlichen Gott, der überall ist — denn diesen muß ich notwendig von dem Pastoren-Gott, der in der Kirche und dem Heidelberger Katechismus logiert, unterscheiden. Wie soll er einem auch viel in Holland einfallen? Er agiert nur immer durch die dritte und vierte Hand — das Wasser? nun, dem graben sie Kanäle, das sehen sie nie aus dem Schoße der Erde entspringen, — die Bäume pflanzen sie und malen sie zuweilen gar an, die Sonne scheint nur so ganz oberflächlich durch einen blassen Himmel hin, und den Wind brauchen sie wie ein anderes dienstbares Ding, um ihre großen Mühlflügel zu bewegen. Da ist rund umher nichts allein gekommen, alles haben die Holländer gemacht und der Herr Gott nach ihrer Anweisung vollendet, — denn das Gras wissen sie noch nicht recht wachsen machen, sonst brauchten sie ihn gar nicht mehr. — Das ist wohl ein kindisches Geschwätz, aber hat sein Wahres. Ich habe viel Holländisch studiert und viele Freude darein gefunden. Es ist eine reiche biegsame Sprache, die unserem Deutsch zum Grunde liegt — oder vielmehr die alte Tante von unserem Deutsch ist, aus deren alten Kasten und Kisten wir uns bereichern und uns über uns selbst verständigen

könnten. Die Nation — nun? die ist ein Geldsack, der den Ruhm der Voreltern als eine Mumie gestaltet, aufbewahrt und vermeint, er mache sie selbst zu solchen Leuten, wie diese Voreltern waren. Sie würden ihre Mumie teuer verpfänden wollen, wie Voltaires Aegyptier einmal irgendwo thut. So wie den Ruhm haben sie auch die Gelehrsamkeit einbalsamiert und pochen noch immer auf diese gelehrte Mumie — aber im Heldenmute und in der Gelehrsamkeit schritten sie nicht fort. Was mir nun noch schlimmer wie das Nichtfortschreiten scheint, ist das Nachtreten ihrer Schriftsteller in die französischen Fußstapfen. Ich bewundere die Kombination — ein urdeutsches Volk, das die französische Nation nie verstehen kann, so wenig wie die Schildkröte — sonst ein stattliches, wundersam künstliches Tier — die wirbelnde Lerche, das den französischen Einfluß verabscheut, dessen Kehle die j, g, ch nicht aussprechen kann, dessen Sprache eine Prosodie hat, die sie zu unseren Versearten zwingt, sobald sie Verse von uns übersetzen — so übersetzte man vor meinen Augen Schillers Resignation sogar und fiel, ohne es zu wollen, immer wieder in Schillers Silbenmaß (Gott helfe mir! Das wird eine Periode!) — nun denn — so ein Volk verabscheut die Deutschen und ihre Sprache und modelt sich nach der französischen Litteratur! — Ihren Herrn Bilderdyk[81]) habe ich gar lustig gefunden! Ach, ihre neuen Dichter sind ungeheuer seicht! und in ihrer schönen Litteratur fehlt es aber dermaßen an gutem Ton und Geschmack, daß man nicht begreift, wie gewisse Holländer sich so manierlich aufführen können — denn ihre Romane, die doch stets die Sitten des Volkes aussprechen, schildern das plumpe Völkchen, ganz so wie es ist. Ich habe noch kein mir fremdes Volk in der jetzigen Modifikation meines Geistes gesehen (bemerken Sie, daß ich zu bescheiden bin, um Reise zu sagen) — daher war mir diese Reise sehr interessant. Ich habe vieles aufgezeichnet und habe es unter dem bescheidensten Titel Sauerländer angeboten, da ich Cotta nach Gustav Struvens zarten Briefen im „Morgenblatt“ und Nemnichs technisch-reell wissenschaftlich-unterrichtsvoll soliden Briefen nicht brauchbar war. Ich wollte, er nähm' es an, denn es sollte meines Aimés Pension bezahlen helfen.“

Der eine der in diesem Briefe genannten Männer, Gustav Struve, war der Schwager ihrer Freundin Lisette; der andere, P. A. Nemnich, war ein Handels- und Reiseschriftsteller, dessen Aufsätze über den deutschen Buchhandel in Holland im Morgenblatt 1809, Nr. 221 ff. erschienen waren.

Die Schilderungen, die Therese von der Reise aus ihren Kindern nach Günzburg und an Emil schrieb, sammelte sie und verarbeitete sie zu einem Buche. Die beiden Buchhändler, an die sie sich gewandt hatte, Cotta und Sauerländer, müssen ihr Anerbieten abgelehnt haben. So blieb der Allerweltsmann Böttiger übrig, der ihr wirklich einen Verleger verschaffte. Die von ihr gewünschte Vorrede schrieb er freilich nicht, nahm aber Proben ihrer Reisebeschreibung in den „Neuen teutschen Merkur" auf[82]).

Schon bei diesem Abdruck, vor allem aber in der Buchausgabe selbst war ohne Theresens Zuthun, ja gegen ihren Willen ihr Name so angedeutet, daß er jedem kenntlich war. Die Buchausgabe führte den Titel „Bemerkungen über Holland aus dem Reisejournal einer deutschen Frau von Therese H.", Leipzig, bei Gerhard Fleischer, ohne J. (1811).

Mit dem Erscheinen dieses Buches war ihre Anonymität, die sie seit dem Anfang ihrer Schriftstellerei streng gewahrt hatte, so daß sie entweder ihren Namen völlig verschwieg oder statt des ihrigen den ihres Gatten setzte, vernichtet; die bisher nur einem kleinen Kreise als Autorin bekannte Frau trat nun offen vor das Publikum. Als das Werk in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" durch den Aesthetiker Bouterweck beurteilt wurde[83]), schrieb sie an Emil am 18. März 1812: „Die Rezension hat einigen Leuten einen grundkomischen Respekt gegen mich gegeben."

Das Werk selbst, ein stattlicher Band von 400 Seiten, macht nicht den geringsten Anspruch darauf, eine erschöpfende oder originelle Reisebeschreibung zu sein. Es sind eben ursprüngliche Briefe, nicht etwa künstlich in Briefform gebrachte Tagebuchniederschriften, ursprüngliche Briefe, in denen das Persönliche so wenig getilgt ist, daß, wie früher gezeigt ist (s. oben S. 18 u. S. 58), Reminiscenzen an ihren Aufenthalt in Han-

nover, die Erinnerung an das frühere Leben in Mainz in echt persönlicher, um nicht zu sagen frauenhafter Weise figuriert, so daß häufig von ihrer geliebten Enkelin Molly und ihrem Sohn gesprochen wird, ja, daß sie einmal beim Aussuchen eines Bandes von ihrer Freundin Auguste Schneider (sie sagt nur „Gustchen") redet, bei deren Beisetzung sie ein ähnliches Band gebraucht (S. 377 f.). Dagegen wird merkwürdigerweise die ältere Tochter, deretwegen sie diese große Reise unternahm, ebensowenig genannt wie der Patron, zu dem sie ihre Tochter führte, oder das Landgut, auf dem sie die längste Zeit weilte. Zu den ganz persönlichen Erinnerungen gehört auch eine Anmerkung, in der sie bei Gelegenheit der schönen Pfirsiche, die sie sieht, sich derselben Früchte erinnert, die sie in Warschau aus dortigen Treibhäusern erblickte und die durch besondere Kuriere der russischen Kaiserin nach Cherson geschickt wurden. Therese hatte sich auf diese Reise weder vorbereitet, wie der thut, der ein gelehrtes Buch zu schreiben beabsichtigt, noch hatte sie etwa bestimmte Gesichtspunkte, nach denen sie das Angeschaute musterte und beurteilte, noch besaß sie eine bestimmte Tendenz, die sie bei der Beurteilung leitete. Daher ist in ihren Briefen kein erwogener Plan, keine strenge Gliederung nach Materien, nicht das geringste Streben nach Vollständigkeit. Vielmehr plaudert sie von Utrecht, Amsterdam, Leyden, Haag, Rotterdam, Gouda und Nymwegen. Die Großartigkeit des Meeres imponiert ihr gewaltig; Kirchen, Militär, Fabriken, Universitäten, Handel und Straßen interessieren sie in gleicher Weise. Gerade solche Einzelbemerkungen erweitern sich nicht zu statistischen Aufzählungen, sie sind eigentlich nicht um ihrer selbst willen da, sondern dienen nur als Anlaß zu allgemeinen Betrachtungen (vgl. S. 261).

„Was ist dieses Menschenvereinen für eine schöne Seite des Handels! — Daß dieser Trieb beides so grausam in sich verbinden muß, dieses Aufsuchen der fernsten Nationen, weil die Natur ihre Güter weise über den Erdball verteilte, und das starre Vereinzeln, weil der Eigennutz allein am mehrsten zu besitzen wähnt."

Auffällig ist in dem Buche das besondere Interesse für den neuen König Louis Bonaparte, der trotz gelegentlichen Her-

vorkehrens demokratischen Freimuts seitens der Verfasserin meist sehr gerühmt wird.

Sonst gefällt der Reisenden nicht alles, und wie sie die lustlosen Mahlzeiten in Göttingen gegenüber der süddeutschen Fröhlichkeit unangenehm empfand, so zog sie den fröhlichen Gesang und Tanz der Mädchen im Jura dem klanglosen Sitzen der holländischen Jungfrauen vor (S. 129). Das Frauenhafte, das in solchen Bemerkungen hervortritt, zeigt sich auch darin, daß sie auf die Kleidung der Frauen besonders achtete und ihren Tadel nicht verschwieg, sobald sie etwas Gesundheitsschädliches oder Schönheitswidriges wahrnahm (S. 189 ff.). Sie blieb im Ausland eine Deutsche, freilich ohne übermäßigen Nationalstolz. Bei der Universität Utrecht erwähnte sie allerdings nicht ohne Befriedigung die Universitäten in Leipzig und Göttingen, aber sie war nicht sonderlich entzückt, als sie ein paar deutsche Studenten in der ihr unangenehmen Nationaltracht erblickte (S. 120 f.). Dagegen gab sie auch in diesem Buche ihrem Goethe-Kultus Ausdruck. Sie sprach mit Holländern über Egmont und wunderte sich, daß die Landsleute desselben mit dessen Charakteristik durch Goethe so wenig sympathisierten (S. 212 f.). In Cleve erzählte sie die Geschichte von Johanna Sebus, wie sie ihr dort berichtet wurde, und freute sich, daß Goethe das kühne Mädchen besungen hatte (S. 385 f.). „Welch höheren Lohn kennt das Lied, als solche Thaten zu verewigen!"

Sie selbst kennzeichnete einmal bei Gelegenheit der Gemäldegalerie in Amsterdam die ganze Art ihrer Briefschreiberei, das Empfinden einerseits, die Wirkungen auf das Gemüt andererseits in richtigen Worten.

Nach ihrer Rückkehr war Karlsruhe die erste Station, in der sie länger verweilte. Von dort aus reiste sie mit Luise am 23. Oktober nach Stuttgart, wo sie bis 13. November zu bleiben gedachte. Sie kürzte aber ihren Aufenthalt dort ab, als sie hörte, daß Emil v. Herder, der Mitte September, an demselben Tage, da seine Mutter starb, aus der österreichischen Gefangenschaft

befreit worden war, in Günzburg sich befand. Infolgedessen reiste sie bereits am 1. November von Stuttgart ab und war an demselben Tage abends in Günzburg. Emils Aufenthalt dauerte nicht lange, doch lange genug, daß die alte Begeisterung für ihn sich erneute und die weiblichen Mitglieder der Familie mit Eifer seine Wäsche und Kleidung, die während der Gefangenschaft und der Reise in desolaten Zustand gelangt war, vollkommen wieder herstellten. Am 10. November mußte Emil wieder fort, weil er sich in München zu stellen hatte.

Nun war Therese mit ihren Kindern wieder in Günzburg vereint und erkannte immer mehr, daß das Verbleiben daselbst, trotz ihres im ganzen behaglichen Zusammenlebens mit Kindern und Enkeln weder für die weitere Ausbildung der nun zur Jungfrau erblühten Luise, noch für ihren eigenen Thätigkeitsdrang genügte. Auch materielle Gründe sprachen für eine Wohnungsänderung. Um die Pension für Aimé zu bezahlen, mußte sie, da ihre dortigen Ausgaben für Steuern und Kriegskontributionen wuchsen, ihre Einnahmen aber durch das Ausbleiben von Zinsen sich verringerten, an eine umfassendere, besser bezahlte litterarische Thätigkeit denken, die in einer größeren Stadt leichter als von jenem Orte aus zu erreichen war. Schon vor ihrer Reise hatte sie daher an Böttiger geschrieben (13. März 1809) und ihm die Absicht entwickelt, ein paar Mädchen aus angesehener Familie zur Erziehung zu sich zu nehmen.

Der Allerweltsmann Böttiger, der von ihr angegangen war, ihr solche Mädchen zu verschaffen, wußte diesmal keinen Rat. Ebensowenig wurde aus einem anderen Gedanken (an Emil, Lichtmeß 1810), der ihr von der Generalin Seckendorf und einer Gräfin Gronsfeld nahegelegt war, in Württemberg eine Erziehungsanstalt für vornehme Mädchen zu begründen.

Etwas festere Gestalt schien damals ein fernerer Plan zu gewinnen. Es handelte sich dabei um die Stelle einer Oberin in der Erziehungsanstalt zu Olsberg bei Aarau. Therese war zur Bewerbung um diese Stelle durch den Aarauer Stadtschreiber Hürner aufgefordert worden; auch der alte Freund Usteri suchte die Angelegenheit zu fördern, und der Staatsrat Zimmermann, der 27 Jahre früher Heynes Schüler in Göt-

tingen und mit Theresens Bruder Karl befreundet gewesen war, interessierte sich sehr für sie. Therese reichte zur Erlangung der Stelle ein Gesuch ein.

Das Gesuch gefiel, aber Theresens, in einem Privatbrief an Hürner aufgestellte Forderung: 900 Francs statt der beantragten 600 und die fernere, daß ihre Tochter Luise bei ihr bleiben dürfe, wurden nicht bewilligt.

Ausschlaggebend für ihre Abweisung war indessen der Umstand, daß die Mehrheit des Schulrats eine Katholikin wünschte und daher von ihr, da sie Protestantin war, absah.

Sie blieb deshalb einstweilen in Günzburg, wo sie z. B. den Besuch von Emil Herders Schwester mit ihrem Gemahl, dem Kammerrat Stichling aus Weimar, erhielt. Auch durch Reisen wurde der Günzburger Aufenthalt unterbrochen. Die erste ging nach München. Den dortigen Aufenthalt von vier Wochen schilderte sie in einem ausführlichen Brief an ihren Vater. Sie berichtete darin über viele Personen: Jacobi, Sömmerring, Frau Forkel-Liebeskind, Schelling, die uns aus früheren Darlegungen bekannt sind, über Männer der Wissenschaft: den Physiker Ritter, den Philologen Jacobs, den Pädagogen Niethammer, den Nekrologisten Schlichtegroll, den Historiker Aretin, den Bibliothekar Hamberger, alle damals Leuchten der Wissenschaft, alles Männer von Verdienst, ferner den Geheimrat Schenk, bei dem sie wohnte, den Vater des bekannteren Dichters und Staatsmanns Eduard v. Schenk. Die Art, wie Therese den seit Jahren brennenden Streit zwischen Nord- und Süddeutschen, Protestanten und Katholiken, Franzosenfreunden und Anhängern des Deutschtums darstellte, ist maßvoll und verständig, zeugt von ebenso klarem Auffassen der Verhältnisse, wie von Schonung des alten Vaters, der als Norddeutscher und Protestant sicherlich die Wissenschaft in ihren Vertretern gefährdet glaubte [84]).

Eine zweite Reise führte Therese nach Stuttgart. Ueber diese schrieb sie an Böttiger am 25. September 1810: „Ich bin im Begriff, eine Reise nach Stuttgart zu machen, um meine jüngste Tochter Luise, unter Leitung des wackeren Werkmeisters [85]) ihren ersten Eintritt in das Kirchentum machen zu lassen. Sie hat nach dem fünfzehnten Jahre selbst gewählt und

ist der Kirche ihres Vaters gefolgt. Selten mag im sechzehnten Jahre ein so reines Herz, ein so klarer Kopf in die Gemeinde aufgenommen werden. Ihre innige Frömmigkeit macht ihr jede Kirche entbehrlich, denn die Natur ist ihr Tempel, und Liebe ihre Offenbarung, aber vom Geiste der Alten durchdrungen, soweit sie ihn in unseren besten Uebersetzungen auffassen kann, erweckten Homer und die Tragiker einen Sinn für äußere Form in ihr, der sie für Pomp und Musik und bildliche Darstellung sehr empfänglich macht. Das Kind hat eine eigene Bildung aus sich selbst entwickelt. Eine Häuslichkeit, die sie geschickter macht, ihr Brot zu erwerben, wie viele Erwachsene, und eine richtige Ansicht des Lebens, die ihr Unabhängigkeit durch Arbeit als das Ehrenvollste darstellt. Von Büchern aller Art umgeben, hat sie nie nach Romanen gegriffen, sondern Homer und die Tragiker sind ihre Dichter und Geschichte ihre Freude, und mit ungeteilter Aufmerksamkeit horcht sie auf alles, was ihr von anderen Wissenschaften zu Ohren kommt. Nichts ist dabei heiterer wie ihr Angesicht, sie weiß ihre elegante Gestalt zu schätzen, und ist sorgfältig in ihrem selbstverfertigten Putz. Das tanzt und singt und lacht — hat ganz des Vaters sanften Witz, schnelle reparties und weiß so wenig, ahnet so viel, und genießt so sorglos. Das wahre Bild der Jugend."

Wenige Wochen, nachdem sie von Stuttgart heimgekehrt war, wo sie, wie häufig während ihres Aufenthaltes in der württembergischen Hauptstadt, im Hartmannschen Hause gewohnt hatte, erhielt sie den Besuch ihrer ältesten Tochter, die mit den Holländern, bei denen sie in Stellung gewesen, nach Stuttgart gekommen war. Von dort aus ging Therese Forster über Göttingen nach Berlin, wo sie eine neue Stellung bei dem Präsidenten Goldbeck antrat, in der sie viele Jahre verblieb. Ueber diese ihre Tochter schrieb Therese am 11. November 1810 an Mariette: „Habe Du und Dein Mann tausend Dank für die Liebe, die ihr meiner lieben Röse erzeigt. Wohl ist sie ein liebes Kind. Es ist mir immer so ein Beweis der Verworrenheit im Menschensein, daß dieses Mädchen unvermeidlich von den Männern übersehen werden muß, da sie jede Eigen-

schaft hat, einen Mann zu beglücken, da hingegen ein bißchen äußerlicher Flitter, ein bißchen mehr Eleganz einem weiblichen Geschöpf eine heitere Lebensbahn bereitet. Nun, Gott wird für sie sorgen!"

Einen ruhigen Winter und Frühling brachte Therese in Günzburg zu. Dann aber ergriff sie wieder die Sehnsucht nach ihrem Sohn. Sie hatte ihn zwei Jahre nicht gesehen und weder durch seine, noch durch Fellenbergs Briefe ein befriedigendes Bild seiner Entwickelung erhalten. Zudem hoffte sie in der nächsten Zeit eine feste Stellung anzunehmen und befürchtete, durch eine solche an weiten Reisen gehindert zu werden. Daher unternahm sie von neuem, zum viertenmal die kostspielige, Zeit und Kräfte beanspruchende Fahrt.

Es war das letzte Mal, daß sie in Hofwyl erschien. Allerdings machten bald kriegerische Ereignisse derartige Reisen schwer, wenn nicht unmöglich. Aber der wesentliche Grund ihres Fortbleibens lag, wie schon Elvers vermutete, in der Entfremdung, die sich zwischen ihr und Fellenberg, sowie den auf des letzteren Seite stehenden Lehrern und Schülern des Instituts vollzog. Diese hatte ihren Grund in der patriotischen Gesinnung der Schweizer, die sich als Deutsche fühlten, während eine solche patriotische Erregung von ihr, der Deutschen, die zu lange in Frankreich gelebt hatte, nicht mitempfunden wurde. Die angedeutete Differenz geht übrigens mehr aus späteren Thatsachen und Briefen hervor, als aus Aufzeichnungen, die während des letzten Hofwyler Aufenthaltes entstanden sind; vielmehr scheinen diese (z. B. an Böttiger, 24. Juli 1811) volle Befriedigung mit Fellenberg und seinen Anstalten, auch mit den daselbst wirkenden Lehrern und zufällig dort anwesenden Künstlern zu bezeugen.

Nach ihrer Rückkehr aus Hofwyl verbrachte Therese einen arbeitsreichen Winter mit manchen Schmerzen und vielen Freuden. Zu den Freuden gehörte das Bewußtsein, den alten Vater in Göttingen lebendig und rüstig zu wissen. Sie hatte zwar keinen übermäßig regen Verkehr mit der Heimat — dazu waren Vater

und Tochter zu vielseitig beschäftigt — und sie war auch zu selbständig, um selbst bei wichtigen Dingen Rat oder Hilfe aus Göttingen zu verlangen, aber sie war doch von der Ueberzeugung erfüllt, namentlich seitdem sie vier Jahre früher ihre Lieben alle gesehen hatte, daß sie dort auf Achtung und Liebe rechnen könnte. Dieses Kindsgefühl erhielt sich trotz aller Differenzen im einzelnen, trotz aller Schwächen, die sie bei den Ihren scharfsinnig erkannte, vielleicht sogar übertrieb. Gerade ein selbständiger, älterer Mensch, eine Frau vielleicht noch mehr als ein Mann, sehnt sich nach einem solchen Zufluchtsort, wo er Kind gewesen ist und noch Kind sein kann; das Bewußtsein, in zweiter Reihe zu stehen, noch Vorgänger zu besitzen und selbst, wenn man ihrer Hilfe sich meist entschlägt, im Falle der Not in ihnen eine Stütze zu haben, entspricht dem menschlichen Anlehnungsbedürfnis. Man beginnt sich erst alt zu fühlen, sobald man in die erste Reihe gedrängt wird, sobald man die Stelle des Vordermannes einnimmt, um die man die Eltern niemals beneidet hat. Therese konnte mit Recht sagen, sie sei alt geworden mit dem Moment, da sie den Verlust ihres Vaters zu beklagen hatte. Am 14. Juli 1812 war der alte Heyne, 83jährig, einen glücklichen Tod gestorben. Am 21. Juli meldete Therese ihrer gleichnamigen Tochter das traurige Ereignis. Im Morgenblatt veröffentlichte sie eine Würdigung des Vaters, in der es hieß: „Die gütige Gottheit verlieh ihrem treuen Diener die schönste Gabe zum Schluß seines Lebens. Er sah den Tod nicht. Bei unglaublichem Genuß aller seiner Geisteskräfte, bei einer Lebhaftigkeit des Gefühls, welche den Ausdruck seiner Liebe unendlich rührend, die Mäßigung bei dem Kummer und Unfällen der letzten Jahre höchst ehrwürdig machte, lebte er ein volles Leben bis zu dem Moment seines Sterbens. Mit dem Anfange des jungen Tages rief ihn leise sein Gott und er sank in das Lichtmeer zurück, aus dem seine Seele einst entquoll."

Siebentes Kapitel.

Bis zur Uebersiedelung nach Stuttgart.

1812—1816.

Wieder war Therese verlassen und allein, freilich in anderer Weise als beim Tode ihres Gatten. Ihr Vater war nicht ihr Ernährer gewesen, aber derjenige, der ihr Ruhm verlieh; die Welt, die sie nicht für sich selbst gelten ließ, schätzte sie eher als Tochter Heynes, denn als Witwe Hubers. Noch in anderer Beziehung kam sie sich recht verlassen vor. Von ihrem ersten Gatten war ihr nichts hinterlassen worden — einiges war für die Töchter gerettet — von ihrem zweiten und dessen Vater nicht so viel, wie sie erwartet hatte; ihren Vater hielt sie für reich, nachdem sie bei ihrem Besuch in Göttingen sein behagliches Wohlleben hatte kennen lernen. Sie glaubte daher, daß auch sie den Verstorbenen mitbeerben würde. Aber wie so oft in ihrem Dasein, so erlebte sie auch hier eine Enttäuschung, an der sie nicht ganz ohne Schuld war; denn der Vater hatte ihr unmittelbar vor seinem Tode geschrieben, daß er sowohl an seinem als an dem Vermögen seiner Frau die allerschwersten Verluste erlitten hätte. Das bare Vermögen, das er hinterließ, war also gering; es blieb außer der Pension für die Witwe, von der diese mit ihren Kindern leben mußte, das stattliche Haus und die Bibliothek, besonders die Handschriften und der litterarische Nachlaß. Indessen brachte die Verwertung des letzteren wenig ein. Auch die kostbare Bibliothek wurde nicht so günstig verkauft, als man sich eingebildet hatte. Als das Haus im Jahre 1814 verkauft wurde, erhielt Therese einen Anteil von 500 Thalern.

Unmittelbar nach dem Tode des Vaters fürchtete sie, durch die Geschwister oder wenigstens den Bruder Eduard benachteiligt zu werden. Man wollte ihr 1360 Thaler als erste Ausstattung, 240 Thaler als zweite anrechnen. Sie wies dagegen nach, daß sie bei der Verheiratung nur 1000 Thaler bekommen und die sogenannte zweite Ausstattung (Uebersendung von Wäsche und Kleidung vor der Geburt Luisens) als Geschenk betrachtet habe. Sie machte dann den Vorschlag, daß, obwohl die für die einzelnen Kinder aus dem Vermögen des Vaters gegebenen Summen ungleich waren, alle drei einen gleichen Anteil sich anrechnen lassen sollten, so daß jedes der Geschwister auf eine verhältnismäßig kleine Summe zu ihren Gunsten verzichtete, mit besonderer Rücksicht darauf, daß sie mit Ausnahme jenes einen Geschenkes 27 Jahre lang nichts aus dem Hause des Vaters erhalten habe. Es muß bald eine Einigkeit erzielt worden sein, wie aus folgender Vollmacht[86]) hervorgeht.

„Da meine Wünsche, sowie die meiner verehrten Mutter und innig geliebter Geschwister in allem, was unseren verklärten Vater angeht, völlig übereinstimmend sind und sein müssen, ist es meine ernste Forderung, dem in seinem letzten Willen ausgedrückten Verlangen, die Geschäfte seiner Hinterlassenschaft ohne alle fremde Einmischung abzuthun, aufs gewissenhafteste nachzuleben. Ich trete zu diesem Endzweck allen Vorschlägen, welche mir mein werter Bruder Eduard gemacht hat, von ganzem Herzen bei und berechtige ihn zu allen den von ihm für gut gehaltenen Schritten, versichere aber auch meiner verehrten Mutter und innig geliebten Geschwistern, daß ich die vorgeschlagene Verfügung für die vorteilhafteste und anständigste halte und für alles, was sie dabei für mich an Mühewaltung und Vorsorge übernehmen, aufs innigste danke. Der heilige Schatten unseres Entschlafenen umschwebt uns Entfernte mit gleicher Liebe, und in gleicher Liebe müssen wir beeifert sein, seine Wünsche, die er auf diese Liebe gründete, zu erfüllen.

„Diese Zeilen dienen als Deine Vollmacht, mein lieber Bruder Eduard, und werden unserer verehrten Mutter und geliebten Geschwistern genügen.“

Bei dem Verkauf der Bibliothek erstand Therese eine An-

zahl Bücher. Aus dem anderweiten Nachlaß erhielt sie einen ziemlichen Posten Leinwand und Wollwäsche, deren Verzeichnis die Schwester Wilhelmine an Therese schickte, auch „einen gelben Leuchter mit breitem Fuß, ein zinnernes Waschbecken mit Gießkanne, einen kleinen eisernen Kasten mit künstlichem Schloß". Wilhelmine hatte auch ein Wachslicht eingewickelt, welches der Vater wenige Tage vor seinem Hinscheiden auf den Leuchter gesteckt; da es aus Versehen zurückblieb, wollte sie es bei anderer Gelegenheit schicken.

Kurze Zeit nach dem Tode erschien Heerens Biographie ihres Vaters. Sie erhielt von dem Buche sechs Exemplare, die sie ihren Kindern und Freunden übergab.

Ihr Urteil über das Buch war nicht unbedingt günstig. Teils erschien ihr sein Kunstwert gering, wie er es wirklich war, teils war ihr die Gestalt des Vaters zu ehrwürdig, zu lebendig, um in eine biographische Totenkammer hineingelegt zu werden. Von diesem ihrem Mißbehagen — gewiß war es mehr dies als eine Verurteilung des Buches — muß sie der Stiefmutter Andeutungen gemacht haben, die sie durch ihre Antwort (4. Juni 1813) zu beruhigen suchte.

War die Erbteilungsangelegenheit schließlich auch in Frieden ausgegangen, Therese behielt von ihr einen Stachel in der Seele zurück. Sie fühlte sich zurückgesetzt, in ihren Rechten verletzt. Außer dem materiellen Verlust, der Enttäuschung, die sie bei den kleinen fast ärmlichen Verhältnissen hart genug traf, that ihr die Kränkung wehe. Liebesworte und Ausdrücke verständnisvoller Teilnahme, die nach dem Tode des Vaters aus Göttingen häufiger eintrafen, als zu seinen Lebzeiten, konnten ihr über das peinliche Gefühl, das bei einem tief empfindenden Menschen doppelt peinlich wirkt, nicht forthelfen, als Kind zweiter Ordnung betrachtet zu werden. Das nagende Gefühl mußte sie, die gewohnt war, alles auszusprechen, in sich verschließen, weil die Aussprache indirekt den Mann getroffen hätte, der ihr immer der „ehrwürdige Vater" blieb.

Sie hatte kein Vaterhaus mehr; hatte sie überhaupt ein Heim? Ihre vielfältigen Bemühungen, eine ihren Fähigkeiten entsprechende Stellung zu erlangen, waren erfolglos geblieben.

Sie, die fast Fünfzigjährige, hatte keine dauernde Stätte, deren unbeschränkte Herrin sie war. Sie war Gast bei ihren Kindern. Kein Gast, der Wohlthaten in Anspruch nahm, denn sie trug, wenn sie nicht etwa für sich allein wirtschaftete, zu den Kosten des Haushalts entsprechend bei. Sie nahm manches Geschäft auf sich, unterstützte die Hausfrau, erzog und unterrichtete die Enkel, aber sie blieb Gast. Sie lebte bei ihrer Tochter, die damals, nach siebenjähriger Ehe, 23 Jahre alt war, einer gebildeten, in manchen Künsten und Fertigkeiten geschickten, aber kränklichen, durch Wochenbetten und Krankheiten geschwächten Frau, zudem einer solchen, die andere Ansprüche an das Leben machte, als sie, die Erfahrene und Resignierte, und die, bei allem Respekt vor der Güte, Klugheit und Willensstärke der Mutter, es doch manchmal unwillig empfand, nur als Tochter zu gelten. Gerade gute Menschen, bei denen Güte und Verstand sich nicht ganz die Wage halten, besitzen ein seltsames Geschick, sich das Leben schwer zu machen. Auch Therese und Claire, obgleich sie sich liebten und den besten Willen hatten, sich zu tragen, verbitterten sich gelegentlich das Leben.

Greyerz hatte eine schwere Stellung zwischen der Mutter, die er verehrte, und der Gattin, die er liebte. Er hatte in seinem Amte schwer zu arbeiten und begehrte im Hause Ruhe und Bequemlichkeit. Er hatte mancherlei Bedürfnisse, deren Befriedigung bei seinen ökonomischen Verhältnissen nicht immer leicht war: ein schlechter Rechner, der es nicht liebte, bei jeder Ausgabe an die Zukunft zu denken. Er war ein robuster Mann, der infolge von Erziehung und Gewöhnung auf die zarteren Saiten der Frauen stete Rücksicht zu nehmen sich nicht entschließen mochte. Er war herzlich gut, wie er in seinem Fache hervorragend tüchtig war, allgemein gebildet und nicht abgeneigt, geistige Nahrung zu sich zu nehmen, wenn sie ohne Mühe zu genießen war, aber als ein derber Forstmann, der über Elemente und Untergebene gebot, schickte er sich nicht leicht in die Gewohnheiten eines litterarischen Salons und zog die herbe Waldluft der bedrückten Atmosphäre des noch so zierlichen Theetisches vor.

Ohne Vaterhaus und ohne Heim, ohne das volle ungestörte Behagen an ihren verheirateten Kindern, wenn auch die

Momente des Mißvergnügens langen Perioden beglückten Zusammenseins folgen mochten, suchte Therese ihre Zufriedenheit in ihren unverheirateten Kindern. Aber der Sohn war fern, seine Zukunft unsicher, seine Pfleger ihr ehemals vertraut, nun halb entfrembet. Das Schicksal ihrer geliebten, liebenswürdigen Tochter Luise, die der Sonnenschein des Hauses war, durch Anmut und Geist jeden entzückte, der sich ihr nahte, jungfräuliche Unbekümmertheit mit frauenhafter Sorglichkeit vereinte, die so recht geeignet schien, der Mutter alles zu ersetzen, was ein trauriges Geschick ihr entrissen oder versagt hatte, bereitete ihr die größten Schmerzen. Eltern zu verlieren, ist das naturnotwendige Schicksal der meisten; Gleichaltrige vor sich hingehen zu sehen, ist ein schneidender Schmerz, der von Gefühlvollen nie ganz verwunden wird, aber mit der Zeit sich mildert; durch Kinder zu leiden ist das tiefste Weh der Mutter. Auch diese Märtyrerkrone, die lastendste von allen, zu tragen, war der schmerzensreichen, schwergeprüften Frau bestimmt.

Was nun folgt, ist ein intimer Roman. Ihn zu erzählen, könnte als Indiskretion betrachtet werden. Aber wollte man einen Schleier darüber ziehen, um Peinliches zu verhüllen, oder um Nachkommen der Helden der Tragödie nicht zu verletzen, so würde man der Pflichten des Historikers uneingedenk sein. Dieser durfte sich nicht scheuen, Therese als Tochter und Gattin, als Freundin und Geliebte zu schildern, in ungewöhnlichen Konflikten darzustellen, die glücklicherweise nicht von jedem zu bestehen sind, er muß auch die Mutter vorführen, im Streite mit Kindern ihres Schoßes und ihrer Wahl.

Ueber die Ereignisse und Stimmungen hat Therese in zahlreichen Briefen an ihre Tochter Therese, in vielen Darlegungen an Freundinnen und Freunde, selbst in einer ausführlichen Denkschrift an ihren Sohn, als dieser das achtzehnte Jahr erreicht hatte, ausführlich, fast zu eingehend, gehandelt. Statt sie, der sonst in diesem Buche so oft das Wort vergönnt wird, auch hier allein reden zu lassen, sei es gestattet, in schlichter Darlegung das Folgende zu erzählen. Denn sie scheute sich nicht, auch in widriges Detail einzugehen, und wurde nicht selten herb und verbittert in ihren Anklagen. Nur wo es

rätlich oder durchaus notwendig schien, soll sie mit ihrer lebhafteren Darstellung den ruhigen Erzähler ablösen.

Emil v. Herder, der seit dem Jahre 1806 von Therese als Sohn, von ihren Kindern als Bruder betrachtet worden, der wegen seines Geistes, ebenso wie wegen seines Gemütes von allen Mitgliedern der Familie verehrt, bewundert, geradezu in den Himmel gehoben wurde, bereitete der ganzen Familie schwere Sorgen. Sie entstanden zum Teil aus den unsicheren Zeitverhältnissen, infolge deren auch Emils amtliche Stellung sich nicht so schnell ordnen ließ, wie gewünscht wurde. Sie hatten ferner ihren Grund in den mannigfachen Lasten, die Emils verkommener Bruder Adalbert ihm und anderen auferlegte, aber sie entstanden besonders aus einer inneren Umwandlung Emils und aus einem äußeren Ereignis, an dem er freilich schuldlos war, in dem er sich jedoch unmännlich oder jedenfalls unklug benahm.

Die innere Umwandlung war eine mystisch-religiöse. Da Briefe Emils nicht erhalten sind, ist man zur Erkenntnis dieser Stimmung auf die Briefe Theresens an Emil u. a. angewiesen. Daraus scheint hervorzugehen, daß G. H. v. Schubert, 1780—1860, Emils Altersgenosse und Unterrichtsgefährte, der durch sein Werk: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften", 1808, auf die Jünglinge jener Zeit einen außerordentlichen Eindruck machte, eine ungünstige Wirkung auf Emil übte, ihn zu Mysticismus und Schwärmerei bekehrte. Wichtiger indessen, als diese innere Umwandlung, deren Folgen sich darauf hätten beschränken können, daß das Verhältnis zwischen Emil und seiner jedem Mysticismus abgeneigten verstandesklaren Schwiegermutter sich verdüsterte, war ein äußeres Ereignis.

Dies war das Verhältnis Emils zu Luisen. Sie waren 1810 noch nicht öffentlich verlobt. Aber sie wußten nicht anders, als daß sie sich fürs Leben angehören sollten; geschwisterliches Gefühl hatte sich unmerkbar in bräutliches verwandelt. Sie erwiesen sich Zärtlichkeiten und korrespondierten miteinander. Ein solch autorisierter, meist durch die Hände der Mutter gehender Briefwechsel mochte das Mädchen, das kaum dem Kindesalter entwachsen war, unterhalten, den Mann von Erfahrung,

dessen Sinne lebhaft zu sprechen begannen, mußte er beunruhigen. Er, zumal ein solcher, der in sich nicht völlig gefestet war und nach innerer Ruhe rang, mußte äußere Klarheit wünschen. Derart werden seine Empfindungen gewesen sein, die er erregt der älteren Freundin oft genug aussprach. In ihren Antworten suchte sie zu lavieren, führte die Jugend des Mädchens und die Unklarheit ihrer Gefühle ins Feld.

Solche Darlegungen beruhigten den stürmischen jungen Mann nicht ganz. Er verlangte Bestimmtheit und erreichte sie. Im Laufe des Jahres 1811, nachdem er krank gewesen und während seiner Leidenszeit von Therese mit aller Aufopferung gepflegt worden war, bat er um Luisens Hand. Therese ließ ihre Bedenklichkeiten fallen und gewährte die Bitte; Luise willigte ein und fühlte sich glücklich als Braut. Auch des alten Heyne Einwilligung erbat Emil; der würdige Greis segnete im Andenken an Herder, den er zärtlich geliebt hatte, den Bund.

Emil war immer als Kind des Hauses betrachtet worden; nun hatte er ein Anrecht auf diese Sohnschaft. Sonst änderte sich nichts, da er in München weilte und seine Braut in Günzburg lebte. Ein Termin für die Hochzeit war nicht bestimmt, da Emils Verhältnisse sich erst befestigen mußten. Die Korrespondenz, nun schwerlich mehr beaufsichtigt, ging ihren Lauf.

Da trat in das Haus des Oberförsters Greyerz ein neuer Genosse ein, der Forsteleve Alphonse Sandoz aus Neuchâtel.

Alphonse Sandoz gehört einer weitverzweigten, alten, schon seit dem 14. Jahrhundert nachweisbaren Familie Neuchâtels an, demselben Zweige, wie jener Sandoz-Rollin, der mit dem Huberschen Ehepaar während seines Neuchâteler Aufenthalts bekannt gewesen war. Gerade durch diese Beziehung, die nie ganz unterbrochen gewesen war, wird die Sendung des Jünglings zu Theresens Schwiegersohn erklärlich. Alphonse war aber nicht der Sohn des erwähnten Diplomaten, sondern wohl eines gleichfalls als Staatsmann und Gelehrter bekannten Mitgliedes derselben Familie, Henri Alphonse de Sandoz-Rollin 1769 bis 1862, vielleicht desselben, für den sich Huber schon 1796 bei seinem Schwiegervater verwendet hatte.

Alphonse war, als er gegen Ende des Jahres 1812 in

das Greyerzsche Haus kam, etwa 19 Jahre alt, ein schöner, liebenswürdiger, geistig begabter Jüngling und verliebte sich sofort leidenschaftlich in Luise. Er machte ihr eine Erklärung, die diese, ohne sie völlig abzuwehren, anhörte, freilich auf die Bande hinwies, die sie an Emil fesselten. Sie beging ferner die Unklugheit, von diesem Schritte weder ihrer Mutter noch ihrem Bräutigam irgend welche Mitteilung zu machen. Therese, die in diesen Dingen freilich eine merkwürdige Sorglosigkeit bewies, hielt das Ganze für ungefährlich und glaubte einstweilen, zumal sie von dem Vorgefallenen nicht genau unterrichtet war, keine energischen Schritte thun zu müssen. Emil, der in München angestellt war, kam im April 1813 nach Günzburg und lernte damals Alphonse kennen, von dem er entweder nicht wußte, daß er sein Nebenbuhler war, oder den er, selbst wenn er es ahnte, kraft seiner älteren langjährigen Rechte für ungefährlich hielt. Alphonse schloß sich dem älteren Rivalen völlig an. Nach dessen Fortgang bemächtigte sich seiner eine große Verzweiflung. Um diese zu mindern oder zu vernichten, brachte Therese, die den Zusammenhang ahnte, ihn am 20. Mai nach München zu Emil. Sie wollte ihn dort 14 Tage lassen und während dieser Zeit Luise nach Stuttgart oder nach der Schweiz schicken und erst zurückkommen lassen, wenn Alphonse aus dem Hause sich entfernt haben würde. Diese Entfernung nämlich war erst für den September bestimmt, nach welcher Zeit Alphonse nach Göttingen zur Fortsetzung seiner Studien gehen sollte. Von einem früheren Wechsel des Aufenthalts wollte der Vater trotz mehrerer dringender Schreiben Theresens nichts wissen. Ebenso weigerte sich Emil auf das allerentschiedenste, Luise aus dem elterlichen Hause entfernen zu lassen, und Therese nahm in unbegreiflicher Schwäche nach drei Tagen selbst Alphonse wieder auf. Eine Zeit toller Leidenschaft begann. Die Mutter erkannte, daß in der völlig verworrenen Situation kaum etwas zu retten sei, und that alles, Alphonse zu entfernen. Aber vergeblich. Erst jetzt gestand Alphonse der Mutter, daß er vom ersten Moment an Luise leidenschaftlich geliebt habe, daß er sie Emil nicht gönne. Er schrieb einen Brief an diesen, in dem er seine Leidenschaft gestand und ihn förmlich um Abtretung der ihm

Zugesagten bat. Emil indessen begnügte sich damit, ihm den Rat zu erteilen, seine Leidenschaft zu unterdrücken. Seitdem trug Alphonse ganz offen seine Abneigung gegen Emil zur Schau und belästigte Luise von morgens bis abends, um von ihr das Geständnis zu erlangen, daß sie ihn ihrem Verlobten Emil vorzöge. Therese suchte in mehreren Schreiben Emil zu veranlassen, die Heirat zu beschleunigen. Alphonse seinerseits machte seinem entfernt lebenden Vater ein ausführliches Geständnis von seiner Liebe, und Therese richtete innige Bitten an den Vater, den Sohn so schnell wie möglich zu entfernen. Alphonse beteuerte, Emil würde nur über seine Leiche zu Luise kommen. Diese aber, obwohl sie ihre Neigung zu Alphonse durch Worte und Zärtlichkeiten gestand, erklärte zu wiederholten Malen, daß sie ihrer Pflicht folgen würde. Auf ein neues dringendes Schreiben der Therese an Emil antwortete dieser in cynischster Weise, daß vielleicht eine Art Wahlverwandtschaft die beiden in demselben Jahre und in demselben Lande Geborenen zu einander ziehe, und daß er sich für einen Elenden halten müßte, wenn er das Unglück dieser beiden veranlassen würde. Von diesem Schreiben gab Therese ihrer Tochter Kenntnis und suchte auch ihrerseits, bei der scheinbaren Zustimmung Emils, das ältere Band zu lösen. Aber Luise erklärte ihr unerschütterliches Festhalten an dem einmal gegebenen Worte.

Auch davon wurde Emil unterrichtet. Daß sein Brief, in dem er die Geliebte frei zu geben schien, nur ein thörichter Spaß gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß er am 5. September 1813 nach Günzburg kam, in der Absicht, die Heirat vornehmen zu lassen.

Aber seine Unüberlegtheit ging daraus hervor, daß er die zu diesem wichtigen Akte nötigen Papiere nicht mitgebracht hatte. Alphonse war von dem Erscheinen seines Nebenbuhlers nicht unterrichtet. Therese bat Emil, den Jüngling schonend zu behandeln. Emil ging in Alphonses Zimmer, nach wenigen Minuten schrie er laut um Hilfe. Therese eilte herzu und sah Alphonse ohnmächtig in Emils Armen. Der erstere scheint den letzteren zum Duell provoziert, Emil das ihm gereichte Gewehr zum Fenster hinausgeworfen zu haben. Nach kurzer Zeit er-

wachte Alphonse aus seiner Ohnmacht, ergriff Waffe auf Waffe von den im Zimmer bereit liegenden Jagdgewehren, die ihm aber von den Anwesenden mit Gewalt entwunden wurden. Auf einen Wink Theresens entfernte sich Emil. Alphonse benutzte seine Entfernung, um wiederum ein Gewehr zu ergreifen, mit dem er sich zu töten suchte. Nach vielen Kämpfen, an denen sich der wieder herbeigeeilte Emil beteiligte, wurde dem Rasenden dieses letzte Gewehr entwunden. Dieser Mittel beraubt, versuchte sich Alphonse aus dem Fenster zu stürzen und wurde nur mit Gewalt zurückgehalten. Inzwischen war Greyerz herbeigekommen und hatte seine Autorität gegen den Jüngling geltend zu machen gesucht. Alphonse wurde zu Bett gebracht und mit Mühe beruhigt. Wenige Stunden später erhob er sich, kam zu Therese in das Zimmer und suchte in Gegenwart aller Verwandten Luise zu zwingen, das Emil gegebene Versprechen zurückzunehmen. Sie aber blieb unbeweglich. Nach einer neuen langen Unterredung zwischen Alphonse, Emil und Greyerz stellte Emil in seiner emphatischen Art seinen Nebenbuhler der Gesellschaft vor als einen edlen Menschen, der sich selbst überwunden habe. Greyerz nahm Alphonse das Versprechen ab, keinen neuen Selbstmordversuch mehr zu machen.

Der Gang von Emil und Luise, begleitet von Greyerz und Claire, zum Pfarrer war erfolglos, weil die notwendigen Papiere fehlten. Es scheint aber, als wenn dieser Gang von der fürsorglichen Mutter benutzt worden wäre, um Luise aus dem Hause zu entfernen. Wirklich reiste diese alsbald zu Verwandten nach der Schweiz. Alphonse selbst, durch körperliche und seelische Aufregung völlig niedergeworfen, bekam eine Nervenkrisis und einen derartigen Schwächezustand, daß der herbeigerufene Arzt völlig ratlos war. Seine Mittel erwiesen sich als gänzlich erfolglos, so daß er Theresen erklärte: „Wenn Sie dem Menschen nicht psychisch zu Hilfe kommen, so endet er in Raserei." In ihrer Not ließ Therese zuerst den von ihr verehrten Pfarrer Schmid aus Ulm kommen, der sie zu beruhigen wußte. Er hielt die Meinung des Arztes für übertrieben und hoffte, daß die gesunde Natur des Jünglings sich helfen würde.

Nun versuchte Therese auf eigene Faust ein Gewaltmittel.

Sie beruhigte Alphonse, der in seiner Raserei sie abwehrte und sich von ihr nicht behandeln lassen wollte, zunächst durch eine Art Selbstgespräch, das sie aber so zu wenden wußte, daß Alphonse aufmerksam gemacht wurde. Sie sprach davon, daß ja noch nichts Definitives geschehen sei, daß sein Vater die Sache ins klare bringen würde. Alphonse ließ sich überreden. Die körperliche und seelische Aufregung wich so schnell, daß er bereits am folgenden Tage Nahrung zu sich nahm und am nächsten den Versuch machte, auf die Jagd zu gehen. Den Tag darauf kam sein Vater an, sprach freundlich mit ihm, redete ihm ein, daß er alles für ihn thun wolle, verlangte jedoch seine sofortige Entfernung. Alphonse packte seine Sachen, darunter einen vertrockneten Kranz von Luise, den er viele Monate vorher von ihr erhalten hatte, schrieb ihr einen rührenden Abschiedsbrief und reiste an demselben Tage mit dem Vater ab.

Vier Wochen später traf ein ganz kurzer Brief des Vaters ein, daß der Sohn wieder hergestellt sei. Nach einigen Tagen kam ein kurzes Schreiben von Alphonse an Greyerz, das über Forstwesen handelte und eine Schlußbemerkung enthielt, folgenden Wortlautes: „Bitte die Mutter, mein gezwungenes Stillschweigen zu verzeihen.“

Während so die eine Hauptperson vom Schauplatz entfernt war, hatten die Gefühle Emils eine seltsame Verschärfung erfahren. Seine Neigung zu Luise war zwar geblieben; gegen seine Schwiegermutter jedoch, mit der das Verhältnis schon in dem letzten Jahre sehr empfindlich getrübt worden war, hatte er einen grimmigen Haß gefaßt. Diesen drückte er in einem überaus heftigen Briefe aus. Unmittelbar nach Empfang dieses Schreibens, am 17. September, reiste Therese nach München, um durch mündliche Aussprache einen erträglichen Zustand herzustellen, der sich durch Korrespondenz nicht erwirken ließ. Es scheint, daß ein solcher in der That hergestellt, daß eine notdürftige Versöhnung herbeigeführt wurde. Die Hochzeit selbst wurde auf den 11. Oktober festgesetzt, und Luise kehrte schon vor dem bestimmten Tage, da ihr Aufenthalt in der Schweiz durch die Entfernung Alphonses unnötig geworden war, zurück. Aber Emil traf nicht ein. Nicht bloß diese vergebliche Er-

wartung machte die Verhältnisse im Greyerzschen Hause quälend; sie wurden dadurch fast unerträglich, daß Claire in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober sich niederlegen mußte. Erst am 12. kam Emil an, ganz erstaunt darüber, daß man ihm Vorwürfe wegen seiner Verspätung machte. Er hatte kein Wort des Dankes für alle Mühe, die seine Schwiegermutter bei der Herrichtung der Ausstattung sich gegeben hatte, keine freundliche Miene für alle die Vorbereitungen, die seinetwegen gemacht worden waren, keine Entschuldigung für alle die Angst und Aufregung, die zum Teil durch seine Schuld hervorgerufen worden war.

Am 14. Oktober 1813 fand die Hochzeit statt. Bei dem Mahle, an dem im ganzen 16 Personen teilnahmen, wurde sehr häufig, auch von Luise selbst, über Alphonse gesprochen.

Bei dem Mahl muß ein Lied Haugs gesungen worden sein; einige Wochen später (30. November) bedankte sich Therese bei dem Dichter dafür mit folgenden Worten: „Mein Schwiegersohn bezeigte Ihnen schon unseren gerührten Dank für die Töne Ihrer Leier, die, mit der Stimme unserer Herzen so gleichtönend, Luisens Hochzeittag besangen. Sollte ich für mein Kind das höchste Glück und den höchsten Lohn des Lebens wünschen, so wäre es, ihrem Gatten nach so vielen Jahren wie Ihre Ehe dauerte, die Empfindungen einzuflößen wie Ihre Zeilen an Ihre Frau ausdrückten. Ihre Mitteilung war mir eine große Freude. Ihr Gedicht für das Brautpaar ward, zierlich gedruckt, während des kleinen Mahles dem Bräutigam übergeben. Ich hätte fast gewünscht, Sie würden nicht unter die berühmten Dichter Deutschlands gezählt, damit ich mir nicht der Anwandlung von Eitelkeit bewußt gewesen wäre, mit der ich die Gäste alle rufen hörte: ‚von Haug! ja? der Haug‘. Ich sagte wehmütig: er war ein warmer Freund von Luisens Vater — denn das war mir doch die Weihe des Dichters bei diesem Gesang. Haben Sie Dank. — Ja wohl wurden schöne, große, teure Namen da vereinigt, und das jungfräuliche Haupt meiner Luise war es wert, den Segen der Verklärten zu empfangen, die auf sie herab sahen, wie sie so wehmütig und entschlossen vor dem Priester stand. Sie ist ein seltenes Geschöpf! sie wird ein vor-

treffliches werden. Ihre Trennung von mir ist das Härteste, was ich seit Hubers Tod ertrug."

Drei Nächte noch blieb Luise im Hause der Mutter in ihrem Mädchenzimmer. Am 17. Oktober fand die Abreise des jungen Paares statt. Vorher hatte Therese noch eine entscheidende Unterredung mit Emil. Sie warf ihm „geistlichen Stolz, unwürdige Bettelei, Liebe predigen, indem man alles mit Füßen tritt", vor. Sie sagte ihm ins Gesicht, daß auf ein Glück für Luise nicht zu hoffen sei, daß ein schlechter Sohn ein schlechter Ehemann sein müsse, daß das engelhafte Wesen leiden, schweigen und sterben würde, wenn er nicht seine Fehler besiegen und seiner Schwächen Herr werden könnte.

Bald genug erfüllte sich das tragische Geschick dieser Ehe. Die beiden in so seltsamer Weise Verbundenen lebten einige Monate in München, beide verstimmt durch die vorangegangenen Ereignisse, beide voneinander entfernt durch die Empfindungen, die jene Ereignisse hervorgerufen hatten. Dazu kamen noch manche äußere Umstände und innere Veranlassungen, welche die Situation erschwerten.

Zu jenen gehörte das Zusammenleben mit Bruder Adalbert und die freche Forderung, die dieser erhob, daß Luise seine frühere Dienerin, mit der er ein Verhältnis gehabt hatte oder noch hatte, in ihr Haus nehmen sollte. Besonders bedenklich indessen war die fortdauernde stille Neigung Luisens für Alphonse und Emils Eifersucht über dieses Gefühl. Emil suchte seine Frau von ihrer Mutter zu trennen und hörte nicht auf, diese mit seinem Haß zu verfolgen. Aber statt nun ganz seiner Gattin zu leben und den Versuch zu machen, ihr Herz zu gewinnen, vernachlässigte er sie, verstockte sich in seinem Mysticismus und zeigte für das, was Luise interessierte, eine vielseitige anregende Lektüre, nicht das geringste Verständnis.

Nach einigen Monaten kam Therese, wie verabredet war, nach München.

Eine entsetzliche Zeit folgte. Die drei Menschen, die ehemals innigste Liebe füreinander gehegt hatten, und die bei gutem Willen und einigem Verstand manche Mißverständnisse hätten aus dem Wege räumen und zu einem erträglichen Zu-

sammenleben hätten kommen können, machten sich das Leben zur Hölle.

Zu der erwähnten inneren Spaltung des Ehepaars kam manches andere hinzu.

Zunächst politische Differenzen. Während Therese ihre französischen Sympathien auch im Befreiungskriege nicht verleugnete, wie gleich ausführlicher darzuthun ist, und, wenn sie auch keineswegs den deutschen Truppen eine Niederlage wünschte, im Gegenteil die Befreiung des Landes und gesicherte Zustände herbeisehnte, doch jedenfalls die maßlosen Schimpfereien gegen den früher vergötterten Kaiser und die hämischen Insinuationen gegen die französischen Truppen, das französische Volk und vor allen Dingen gegen französisches Wesen und französische Sprache verabscheute, war Emil durchaus deutschtümlich. Er machte aus dieser Gesinnung kein Hehl, verkündete jede Siegesnachricht, auch wenn sie nicht beglaubigt war, mit offenbarer Schadenfreude und ließ seinen Zorn gegen alles Französische um so heftiger aus, als er wußte, daß solche Aussprüche die Schwiegermutter kränkten.

Auch finanzielle Schwierigkeiten machten sich geltend. Emil hatte ziemlich bedeutende Schulden, etwa 400 Gulden, es war ausgemacht, daß er diese, nachdem — nicht ohne kräftige Mitwirkung Theresens — ihm seine Besoldung regelmäßig ausgezahlt wurde, beglich, und in der Voraussetzung, daß seinerseits alles Nötige geschehen würde, ja unter der Bedingung, daß diese seine Mitwirkung erfolgte, stellte ihm Therese 400 Gulden zur Verfügung, über die sie disponierte. Sie bewirkte ferner, daß 1800 Gulden, die von der Regierung als rückständiger Sold fällig waren, ihm ausbezahlt wurden. Statt diese neue Summe nun, wie verabredet worden war, teils zur Einrichtung, teils zur Bildung eines Fonds für die Zukunft zu benutzen, vergeudete Emil alles und war unverfroren genug, die 400 Gulden von Therese zu verlangen. Diese lehnte nun aber die Zahlung ab, weil von seiten Emils die Bedingungen nicht erfüllt worden, unter denen jenes Geld versprochen worden war.

Vor der Heirat hatte der Schwager Gottlieb versucht, Emil

zu einer vertraulichen Unterredung zu bewegen. Dieser verweigerte es aber, ihm genauen Einblick in seine finanziellen Verhältnisse zu verschaffen. Nach der Heirat bat Luise ihren Gatten, ihr eine bestimmte Summe zu bezeichnen, über die sie für den Haushalt verfügen könne. Aber auch sie wurde völlig im Dunklen über den Stand seiner Einnahmen und über seine Schulden gehalten und war durchaus nicht in der Lage, irgend welche feste Einrichtungen für ihren Haushalt zu treffen. Auch noch während der Ehe suchte Gottlieb zu vermitteln, erhielt aber auf seine brieflichen Vorstellungen keine Antwort.

Auch in anderer Weise suchte Emil seiner Schwiegermutter das Leben zu verbittern. Er zeigte einen grimmigen Haß gegen alle ihre alten Bekanntschaften, z. B. die Familie Stetten, Frau Liebeskind. Höchstens duldete er Jacobi. Dagegen bevorzugte er seine alten Bekannten, vornehmlich Lerchenfeld, und suchte am liebsten seinen Bruder Adalbert auf, für dessen Magd und Kind er sich lebhaft zu interessieren fortfuhr.

Therese war in den vier Monaten, in denen sie in München lebte, völlig verzweifelt. In einem Brief vom 17. April 1814 verstieg sie sich sogar zu dem Ausspruch: „Nur der Tod könne Luise retten." Sie gab Emil keine bestimmten Laster schuld; er war weder trunksüchtig noch sinnlich, aber er machte durch seine Tyrannei, Frömmelei und Gleichgültigkeit gegen alles Geistige den übrigen Bewohnern des Hauses dieses zu einer Stätte ewiger Qual. Er vertrug nicht den geringsten Widerspruch. Bei jeder selbst freundlichen Aeußerung einer anderen Meinung pflegte er zu Luise zu sagen: „So spricht man nicht zu seinem Mann," und zu Therese: „Ein derartiges Betragen schickt sich nicht gegen den Schwiegersohn und gegen den Herrn des Hauses." Das Mißverständnis zwischen den Gatten war damals bereits so weit gediehen, daß Therese berichtete, Luise verachte ihn, weil alles, was er spreche, geistlos, und alles, was er thue, taktlos sei. Zur Charakterisierung seines völlig unedlen Wesens berichtete Therese die Thatsache, daß er, unmittelbar nachdem er sie beschimpft hatte, Geld von ihr zu leihen sich nicht schämte.

Trotz aller dieser Differenzen muß Therese lange entschlossen

gewesen sein, in München zu bleiben. Dies geht z. B. daraus hervor, daß sie beabsichtigte, Aimé, der im Februar 1814 in München bei ihr war, dort zu behalten, aber zu spät von dem dortigen Seminar erfuhr, in dem er gegen Bezahlung einer ziemlich mäßigen Summe seine Ausbildung hätte vollenden können. Auf Albrechts Rat ging Aimé wieder nach Hofwyl zurück. Indessen hatte Fellenberg, ziemlich selbstbewußt auf seine Verdienste pochend, Aimés Rückkehr verlangt. Therese erwiderte ihm in einem Schreiben, in dem sie sehr deutlich auf die Vorteile hinwies, die sie durch ihre vor Jahren erfolgte Empfehlung dem Institut verschafft habe, und in dem sie andererseits eine Reihe von Schäden der Einrichtung und Erziehungsmethode klar legte.

Durch den Weggang Aimés fiel ein Grund fort, der ihr das Verbleiben in München erwünscht machte; nun wirkten alle die Unbehaglichkeiten, die oben erwähnt wurden, doppelt stark auf sie.

„Ich bereitete mich also," so schloß Therese ihren Bericht an ihren Sohn (17. Februar 1818), „nach Günzburg zurückzugehen und die Eheleute sich selbst zu überlassen. Ganz widersinnig schlägt Herder Luisen, acht Tage vor meiner Abreise, vor, mich zu begleiten, um ihre Schwester zu besuchen. Erstaunt, daß er die Absicht meines Weggehens nicht erkennt, welche war ihn zu überzeugen, daß ich keinen Einfluß auf Luisen zu seinem Nachteil üben wollte, nehme ich sein Anerbieten an. Ein paar Tage vor unserer Abreise, wie ich absichtlos freundlich von meiner einstmaligen Rückkehr spreche, sagt H. in Gegenwart der Lise Morel, ohne alle Vorbereitung: ‚meinen ferneren Aufenthalt in seinem Hause müßte er sich verbitten'. Ich erwiderte gar nichts, sondern suchte sehr sanft, Luisen zu beruhigen, welche durch diese Unnatur ganz außer sich selbst war."

Die Trennung des Paares dauerte aber nicht nur einige Wochen. Im August 1814 gab Therese dem Schwiegersohn die nötigen Details über Luisens Gesundheit und legte des Arztes Wetzlar Gutachten bei, welcher strenge Befolgung einer Kur und Hinwegräumung alles Kummers als einzige Hoffnung für die Heilung vorschrieb.

Herder war es dann, der die Ehescheidung verlangte und den Prozeß betrieb. Die Scheidung, die wegen des verschiedenen Glaubensbekenntnisses der Gatten sehr viel Schwierigkeiten machte — in Rom war der Geistliche Rat Keller (der spätere Bischof von Rottenburg) für die Lösung thätig — wurde im Oktober 1816 von dem geistlichen Gericht in München ausgesprochen.

So endete der Tragödie erster Teil.

Was die Ehegatten selbst betrifft, die sich, wie schon an dieser Stelle angedeutet werden soll, nach Jahren wieder fanden und eine beglückte Ehe miteinander führten, so unterliegt ihr Verhalten nicht unserer Beurteilung. Hier ist nur zu fragen: that Therese ihre Pflicht? Die Antwort darauf ist nicht leicht. Fast erscheint sie in diesem Falle als die Kraft, die das Gute will und das Böse schafft.

In der schon erwähnten Denkschrift an ihren Sohn wirft sie sich selbst vier Fehler vor. Der erste war, daß sie nicht, sobald sie der Umwandlung Emils inne ward, ihn von sich wies, als einen nicht mehr zu ihr Gehörigen; der zweite, daß sie seine offizielle Bewerbung 1811 nicht ablehnte in der Erkenntnis seiner inneren und äußeren Lage; der dritte, daß sie nicht mit Gewalt Sandoz aus dem Hause entfernte; der vierte, daß sie nicht nach wirklich erfolgter Entfernung des verliebten Knaben auf Grund des wenig würdigen Benehmens Emils gegen Braut und Mutter die Verlobung auflöste. „Aber,“ so fügte sie selbst hinzu, „ich traute mir selbst nicht mehr. Schmid und Gottlieb tadelten mein Betragen gegen Alphonse, der alte Sandoz hatte mir die unwürdigste Undankbarkeit bezeigt, Luise bestand fest darauf, Herders Gattin zu werden. Ich sah, daß alle Welt mich beschuldigen würde, diese Heirat abzubrechen, weil ich hoffte, den reichen, vornehmen Alphonse zum Schwiegersohn zu bekommen, und ich war mir bewußt, durch meine vorhergehenden Fehlgriffe das Recht der Entscheidung genommen zu haben.“

Das Wichtigste überging Therese: sie bedachte mehr sich als ihr Kind. Auf ihre Verhimmelung Emils war seine Verdammung gefolgt; die Ernüchterung verleitete sie zur Ungerechtigkeit gegen den einst Ueberschätzten.

Aber auch Alphonse gegenüber verfuhr Therese ungerecht. Die Mutter hätte zuerst erkennen müssen, daß dieser Jüngling, mochte er noch so liebenswürdig sein — Schönheit und Reichtum, die er auch besaß, spielten keine Rolle — nicht viel mehr als ein Knabe war, ein junger Mensch, der kein Recht hatte über sich zu bestimmen, geschweige denn über eine andere. Dieser Unbärtige hatte es aber allen angethan. Therese liebte den jungen Schweizer, wie eine Mutter ihren Sohn liebt, genau wie Emil, da er ins Haus kam; sie liebte ihn und duldete, ja unterstützte seine Annäherung an ihre verliebte Tochter. Hätte sie damals so pflichtmäßig gedacht, wie Luise handelte, so hätte der verliebte Knabe sich nicht immer tiefer in seine Leidenschaft verstrickt.

Die Verblendung war auf allen Seiten groß. Wie weit sie bei Therese ging, zeigt sich in der schier unfaßbaren Thatsache, daß sie mit Alphonse auch nach der Trauung von Luisen und Herder in Verbindung stand. Vor oder unmittelbar nach der Eheschließung hatte sie im Auftrage des Vaters nach dem Wortlaut, den dieser verlangt hatte, zweimal an Alphonse geschrieben, Briefe, die wohl die vom Vater gewünschte Folge hatten, die Gedanken Alphonses von Luise abzuleiten. Als Alphonse in Berlin war, 1814 oder 1815, schickte sie an ihre Tochter Therese einen für ihn bestimmten Brief mit der Bitte, nach Gutdünken den Brief abzusenden oder zu verbrennen. Denn Alphonse, der bald, nachdem er in die Schweiz zurückgekehrt war, das Leben junger Leute mitmachte, sich an allen öffentlichen Angelegenheiten beteiligte, vergaß, entweder aus angeborenem Leichtsinn oder dem Zwange seines Vaters folgend, die Geliebte, in deren Leben er unheilvoll genug eingetreten war. Später beteiligte er sich an den Befreiungskriegen.

Therese Forster, die ihn in Berlin mehrfach sah, berichtete, er wolle sich von Frau Simanowicz malen lassen, oder sei gemalt worden, in dem Augenblick, da er sich die Pistole an die Schläfe setzte — mindestens ein sehr unpassender Scherz, wenn es nicht bodenloser Cynismus ist.

Wie weit Luisens Neigung zu ihm ging, braucht nicht erörtert zu werden. Merkwürdig genug klingt, was sie 20. August

1816 schrieb: „Unser Alphonse ist nicht verloren. Er findet sich gewiß wieder. Gott gab ihm alles, was zu seinem Heil erforderlich ist. Das ist eine Blume, die wohl verdiente, von Gottes Sonne erwärmt zu werden."

Alphonse lebte sicher noch 1823. Am 24. Dezember des genannten Jahres schrieb Rougemont, der in derselben Gegend wie er wohnte: Er hätte gewiß dem Ideal nicht genügt, das Luise sich von ihm gebildet habe. „Er beträgt sich augenblicklich so, daß man erkennt, die Frauen seien ihm nur ein Gegenstand der Verachtung."

Und wegen eines solchen Menschen spielte eine derartige Familientragödie.

Bei den großen Fehlern, die Therese vor der Heirat begangen hatte, blieb es nicht: die größten beging sie nach der Heirat. Und wiederum bedachte sie mehr sich als ihr Kind. Mit Luise, Hubers erstem Kind und seinem Ebenbild, schien ihr alles entrissen; sie wollte sich nicht zwingen, ein Leben ohne sie zu führen. Mit ihrem Erscheinen in Emils Hause verdarb sie alles. Das hätte sie sich sagen können, eh' sie kam, sie hatte es klar erkennen müssen, als sie da war — trotzdem kam sie und blieb. Hätte sie die Verheirateten sich selbst überlassen, so würden sie sich damals, gewiß nach schweren Kämpfen, gefunden haben. Sie fehlte, verblendet durch Haß wie durch Liebe: sie machte andere leiden und wurde selbst tief unglücklich.

Aus den Jahren zwischen dem Tode des alten Heyne und der Uebersiedelung nach Stuttgart ist von kleineren äußeren Ereignissen nicht viel zu berichten.

Einmal war Therese in Stuttgart (1815) und hatte dort bei Dannecker viele Freude, besonders über seine Ariadne, riet ihm aber entschieden ab, einen Christus zu bilden, weil dieser zu ideal für den Marmor sei. Die von ihm für ein Christusbild angefertigte Skizze fand sie wenig geeignet.

Auch andere kleine Reisen unterbrachen das im ganzen stille Leben. So unternahm Therese im Januar 1813 einen

kleinen Ausflug nach Heidenheim, wo Hartmanns Bruder eine große Leinenbleicherei eingerichtet hatte und wo Therese Einkäufe für Luisens Einrichtung machte.

Die längste Reise war die des Winters 1814/15. Luise war von der Großmutter nach Göttingen eingeladen, damit sie sich in anderer Luft und Umgebung erholte. Zart war sie immer gewesen, von den Aufregungen der letzten Monate war sie arg mitgenommen worden. Sie litt an Darmerkrankungen, im Juli 1814 hielt die Mutter ihr Leiden für unheilbar. Auch auf der Reise hatte Luise viel durchzumachen; in Marburg fürchtete Therese das Aeußerste; in Darmstadt, wo die Reisenden am 21. Oktober 1814 eintrafen, verschaffte Wedekind, der uns schon aus Mainz bekannte, zeitweilige Linderung. In Göttingen, wohin Luise allein gereist zu sein scheint — sie kam am 2. November dort an —, thaten ihr Ruhe und die liebevolle Pflege der Ihrigen gut. Sie erlernte dort Englisch, verkehrte viel auch mit jüngeren Leuten und gewann eine gewisse Heiterkeit, die ihr bei den schweren Erlebnissen der jüngst vergangenen Zeit ganz entschwunden war.

Einige Tage verweilte Therese noch allein in Darmstadt, doch konnte sie sich nicht entschließen, auf lange Zeit, wie ihre Gastfreunde wünschten, dort zu bleiben, teils weil ihr diese nicht völlig zusagten, teils weil die dort herrschende Deutschheit ihr nicht behagte.

Von Darmstadt begab sie sich nach Mannheim, wo sie den größten Teil des Winters zubrachte. Ihr hauptsächlicher Verkehr war dort die Familie Strick, die sie fünf Jahre vorher in Holland besucht hatte, außerdem die Prinzessin v. Isenburg und deren Mutter, Frau v. Heereding. Sie war ferner mit dem Oberhofprediger gut bekannt und mit einer Familie Iser, die aus Neuchâtel stammte. Therese dachte sogar daran, sich in Mannheim dauernd niederzulassen. Sie hoffte nämlich dort Schülerinnen zu finden. Aber ihre Hoffnung ging nicht in Erfüllung, der gesellige Verkehr wurde zu lebhaft und befriedigte sie nicht. Sie mußte sich fast gewaltsam von den Freunden entfernen, die sie nicht loslassen wollten; nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Stuttgart kam sie Anfang März

wieder nach Günzburg; dort traf Luise, die gleichfalls längere Zeit in Stuttgart Station gemacht hatte, Ende April ein.

An Besuchen fehlte es in dieser letzten Günzburger Zeit (1812—1816) ebensowenig wie früher. Der erste war Theodor v. Humboldt (21. Juni 1812), Wilhelms Sohn, mit seinem Begleiter Herrn v. Röder, von Bekannteren der Geograph Ritter (Juni 1813), der den jungen Sömmerring in die Welt führte.

Trotz mancher Lichtblicke, zu denen auch die unerschöpfliche, immer neu sich bewährende Liebe Luisens gehörte, welche die Mutter in jeder Weise zu unterstützen suchte, war die Zeit von 1813—1816 für Therese eine sehr trübe. Gerade in diesen Jahren machte sie eine Wandelung durch; ihr fröhlich-optimistisch-leichtlebiges Wesen, das sie sich aus allen Stürmen, den Widerwärtigkeiten zum Trotz, errettet hatte, erlitt einen heftigen Stoß. Gerade damals verschärfte sich, wie auch Luise später konstatierte (Brief an Aimé 1820), die am meisten mit ihr zusammen war und sie aufs genaueste kannte, ihre Herrschsucht und, was damit oft zusammenhängt, Empfindlichkeit und Unduldsamkeit. Zeugnis dafür ist ein bitterböses Schreiben, das sie damals an die guten Hartmanns richtete, weil diese mit Briefen etwas lässig gewesen waren; Zeugnisse sind nicht minder die zänkischen Aeußerungen über ihre Kinder, heftige Worte, die durch die kleinlichen Gegenstände der Klage nicht recht begründet sind. Diese Wandelung mag teilweise in den physischen Zuständen begründet sein, die ihr Alter mit sich brachte; hauptsächlich war sie eine Wirkung ihrer Erlebnisse. Das Gefühl der vermeintlichen Zurücksetzung durch die Göttinger Verwandten wirkte nach, das Fehlschlagen aller ihrer Bemühungen, eine Stellung zu erlangen (Aarau, Stuttgart, Mannheim), vernichtete ihre Fröhlichkeit; Kümmernis schufen die sich verschärfenden Differenzen mit Fellenberg, das Zurückziehen, wenn nicht geradezu die Entfremdung W. Albrechts, auf den sie in ihren Nöten gerechnet hatte; hauptsächlich Luisens Unglück, an dem sie sich wohl schon damals einige Schuld beimaß, wodurch sie ihre Pein vermehrte. Durch all dies entwickelte sich bei ihr eine starke Gereiztheit. Diese wurde noch vermehrt durch manche Schädigungen, die sie in ihrem

Einkommen erlitt. So berichtete sie an ihre älteste Tochter (15.—19. Februar 1813): „Vor drei Wochen war von unserer Regierung zur Deckung der dringenden Schuldenbezahlung ein freiwilliges Anlehen gefordert. Ich und kein Mensch war ausgenommen. Zugleich ward eine vierfache Steuer auferlegt, und der Aufbruch unserer Truppen bekannt gemacht — demunerachtet ist das Anlehen im ganzen Lande, besonders aber in unserem Landgericht unbegreiflich reichlich ausgefallen. Unser Landgericht hat gegen 20000 Gulden zusammen gelegt. Wir werden in drei Jahren gezahlt, haben aber das Geld nicht gezahlt, sondern man weist die Staatsgläubiger auf uns an. Zum Beispiel: der Staat war Dir 10000 Gulden schuldig, so erhältst Du eine Anweisung an so viele Leute im Landgericht Günzburg, als bis zur Summe von 10000 Gulden zur freiwilligen Anleihe unterschrieben haben, und wir zahlen in die Hände dieses Gläubigers. Wenn man Wort hält in diesem Verfahren, so danken wir alle Gott."

Am 26. April 1815 meldete sie Hartmann, daß sie im Oktober 1813—1814 für ihre Kapitalien vom Staat keine Zinsen erhielt, außerdem von ihrem Einkommen ein erzwungenes Darlehen von 230 Gulden und dazu 28 Gulden Kriegs- und 60 Gulden Vermögenssteuer geben mußte.

Diese starke Gereiztheit kam auch in ihren politischen Gesinnungen und Aeußerungen zum Ausdruck; möglicherweise hat aber auch ihre Unzufriedenheit mit der politischen Entwickelung ihre sonstige Verstimmung erhöht.

Um ihren politischen Standpunkt, den sie von den napoleonischen Kriegen her seit 1806 einnahm, zu begreifen, muß man folgendes erwägen: Sie betrachtete sich als Französin, weil Huber ein halber Franzose war, und weil der Aufenthalt in der französischen Schweiz, trotz Dürftigkeit und Sorge ihre glücklichste Periode, ihr die französische Sprache und das Volk, das diese redete, zu der ihrigen gemacht hatte. Deshalb war auch die Sprache des Hauses noch in den ersten Jahren des

Aufenthaltes der Familie in Deutschland französisch, ihrer bediente sie sich mit Vorliebe in den an ihre älteste Tochter gerichteten Briefen. Aus jener ersten Stuttgarter oder der Ulmer Zeit stammt das Erlebnis, an das sie später Aimé erinnerte: wie die Kinder am Fenster gestanden, sich über die vorbeiziehenden französischen Truppen gefreut und ihre Freude französisch ausgedrückt, worauf jene in der Freude, ihre Heimatsprache zu hören, vergnüglich hinaufgewinkt hätten.

Sie war in ihren Sympathien Französin. Hinderte sie diese Neigung, sich recht als Deutsche zu fühlen, so kamen die politischen Verhältnisse und ihre eigenen Schicksale dazu, um ihr ein eigentlich deutsches Gefühl zu erschweren, besonders ein Interesse und Verständnis für **den** Staat zu gewinnen, der damals begann die Führung in Deutschland zu übernehmen. Sie war in Norddeutschland geboren, hätte Jahre in Polen, am Rhein, in der französischen Schweiz, in Süddeutschland gelebt. Aber die Geburt und der Aufenthalt in Norddeutschland hatten nicht das geringste Preußentum in ihr erweckt. Teils war in dem damaligen Hannover durch die politische Zusammengehörigkeit mit England Vorliebe für diesen Staat und daher gewiß keine Neigung für Preußen vorherrschend. Teils war sie durch ihren Vater, der als junger Mann antipreußische Broschüren geschrieben hatte, im Haß gegen die nördliche deutsche Vormacht erzogen worden.

Trotz ihrer norddeutschen Abstammung fühlte sie sich ferner als eine Süddeutsche, liebte daher auch die südlichen Dialekte und trat lebhaft für deren Beibehaltung ein.

Sie war aus der Schweiz nach Württemberg gekommen, betrachtete sich aber nicht als Württembergerin, obgleich sie 14 Jahre, zuerst 1798—1803 und dann 1816—1823 in Stuttgart lebte, sondern als bayerische Unterthanin und bevorzugte Bayern vor Württemberg. Dies kam teils daher, daß Huber in Württemberg Privatmann, in Bayern Beamter gewesen war, das, was er im ersteren Staat mit allen Kräften angestrebt, im letzteren mit leichter Mühe erlangt hatte, und daß sie infolgedessen eine bayerische Pension bezog, teils daher, daß König Max ihre Kinder, besonders Aimé, freundlichst unterstützte,

und daß ihre beiden Schwiegersöhne bayerische Beamte waren. Trotz mancher Sympathie mit den württembergischen Fürstlichkeiten behielt sie ein viel lebhafteres Interesse für die Entwickelung des bayerischen Staates und seines Königshauses.

Auch dieses stark ausgeprägte süddeutsche Gefühl, das z. B. auch ihren Standpunkt in den Münchener Akademiestreitigkeiten bestimmte (vgl. S. 195), wies ihr einen Platz unter den Gegnern Preußens an.

Zur Verstärkung dieser Gegnerschaft kam die persönliche Bewunderung für Napoleon, den gewaltigen Krieger, den großen Menschen, die sie mit hervorragenden Deutschen, z. B. mit Goethe, teilte. Ein Bild Napoleons hing in Thereses Zimmer in Stoffenried. Die Kinder, die es täglich sahen, gewöhnten sich daran, den Dargestellten als notre général zu bezeichnen. Aus dieser Bewunderung ergab sich ihr ganz ungewöhnliches Interesse für die Napoleon-Litteratur am Anfang der zwanziger Jahre; durch die eifrige Lektüre dieser Werke empfing ihre Begeisterung neue Nahrung. „Ich kenne für Napoleon," schrieb sie an Frau Kerner am 14. April 1823, „nur einen Standpunkt — als Mensch im Menschengeschlecht. Dann betrachte ich das Maß seines Geistes, seiner Kraft, seiner Güte — was er wollte, nicht der Weg, auf dem er's erreichte, ist sein. Frage sich jeder, der einstens etwas gewollt, wenn nicht Wille und That nebeneinander standen, wie der Anblick einer Rose und sie zu brechen, ob sein Thun von fremden Einflüssen rein blieb? und dann hat er ja doch die Rose welken machen, also zerstörte er."

Diesem gewaltigen Individuum gegenüber schienen ihr die Gegner — und auch darin hatte sie in Goethe einen Gesinnungsgenossen — kleinlich. Das Verfahren der Deutschen verstimmte sie. In ihrem engen Ehrenkodex — er soll nicht gebilligt, sondern nur verständlich gemacht werden — erschienen die Preußen, die sich gegen die Franzosen erhoben, als bundbrüchig. Entstammte solches Urteil einer gewissen hausbackenen Moral, so ist einer anderen Auffassung eine Art von Idealität nicht abzusprechen, die mit praktischer Politik nichts zu thun hatte, auch wohl mit den Thatsachen in Widerspruch stand.

Sie, als begeisterte Anhängerin der französischen Revolution, betrachtete die Invasionskriege des freigewordenen Volkes weder als Eroberungs- noch als Raubzüge, sondern als Unternehmungen zur Verbreitung des größten Gedankens des Jahrhunderts. Die Verallgemeinerung dieser Menschheitsideen galt ihr für wichtiger, als die Souveränetät einzelner Fürsten und die Selbständigkeit deutscher Landesteile. Daher begriff sie den zuerst in Preußen erschallenden Ruf nach Befreiung nicht. Um so weniger, als sie nur das Preußen der ersten nachfriedericianischen Zeit kannte, von der Umwandelung des Volksgeistes aber, von den großen Reformen, die der Erhebung vorangegangen waren, nichts wußte. Während sie in den Revolutions- und Invasionskriegen nur geistige Bestrebungen gesehen hatte, zu denen schließlich auch Waffen gebraucht werden mußten, erblickte sie in den Befreiungskriegen nur eine blutige Unternehmung, bei welcher der Geist fehlte. Zu solcher Betrachtung gelangte sie um so eher, da sie glaubte, Preußen handle nur in Gefolgschaft Rußlands. Dieser Staat aber, den sie zu kennen meinte, galt ihr als Vertreter der Barbarei, und jedes Unternehmen, das von ihm ausging, erschien ihr als verderblich. Ihre Vorhersagung, daß durch die Verbindung der deutschen Mächte mit Rußland für die ersteren nur Unheil entstehen könne, hat etwas Prophetisches an sich. Nicht minder klar erkannte sie, früher als mancher Politiker von Fach, die üblen Folgen, die durch die Uebertreibung des Nationalgefühls in vielen Kreisen Deutschlands hervorgerufen wurden.

Während sie so in mancher Beziehung eine merkwürdige politische Reife bekundete, bewies sie oft genug starke Befangenheit. Es ist schwer begreiflich, wie ihr der große ideale Zug, der trotz des unklugen Gebarens und der Selbstüberhebung mancher durch ganz Deutschland verbreitet war, namentlich in der Jugend vorwaltete, so ganz entging.

Sie irrte in manchem Thatsächlichen. Aber nicht diese Irrtümer der folgenden Mitteilungen sollen berichtigt werden; denn es handelt sich nicht um die Erzählung wirklich geschehener Ereignisse, sondern um die Auffassung, die sie den nach ihrer Ansicht vorgefallenen Begebenheiten entgegenbrachte.

So wenig sie als Geschichtschreiberin gelten soll, so wenig ist sie als eine Lehrmeisterin aufzufassen, die politische Grundsätze formulieren wollte. Man muß immer daran denken, daß sie nach ihrer Empfindung urteilte, daß sie nicht nach festbestimmten Grundsätzen die einzelnen Thatsachen kritisierte, sondern daß sie aus kleinen Vorgängen allgemeine Zustände und Stimmungen konstruierte.

Eine solche Frau zu Worte kommen zu lassen mit ihren Sonderbarkeiten und Irrtümern, ist Pflicht des Historikers. Durch solche Mitteilung macht er sich nicht zum Gesinnungsgenossen ihrer Anschauungen, sondern versucht nur auch in dieser Hinsicht, die Eigenart der bedeutenden Frau kenntlich zu machen.

Und nun mögen ihre politischen Betrachtungen in chronologischer Ordnung folgen:

An Usteri. Günzburg, den 2. März 1808. „Sagen Sie mir nur, ob unser Zeitalter durchaus Kopf oder Herz verlieren macht? Ist denn ohne Gleichgewicht beider Kraft und Wirksamkeit möglich? Der eine berechnet die Menschen wie Ziffern, der andere behandelt sie wie überirdische Wesen, und so die Künste, und so die Wissenschaften immer im extremen. Geht man vom Menschen ab und verweilt auf den Staaten, so ist's ebenso verworren. Preußens Zustand macht mir ordentlich angst. Ich bin allein, habe niemand Gescheiten um mich, der meine einzelnen Wahrnehmungen unter einen Gesichtspunkt einigt, ich habe also keine Meinung, stehe wie der besorgte Krankenwärter, nicht wie der Arzt in dem Lazarette, sehe nur leiden, weiß nie: ist's Krise, Agonie. Wie zerreißen diese Preußen in den vielfachen Broschüren ihre eigene Brust — wetteifernd sich die Ehre zu nehmen, wie Pasquals Gefangene, die sich mit ihren Ketten zerfleischen. Wen Unglück nicht versöhnt, nicht vereinigt — o, wo ist dann — nicht Patriotismus aber Menschlichkeit? Und machen wir im Süden es besser? Der König von Württemberg hegt sein Wild wie ein Jagdjunker, es kommt über die Grenze, frißt unserer Bauern Früchte, oft remonstriert man mit gebührendem Anstand; nach wiederholter Klage bittet unser Max eigenhändig schreibend den König von Württemberg die Sache zu ordnen, er erhält eine exemplarisch

grobe Antwort. Der Wildschaden wird wiederholt, das württembergische Wild bei uns geschossen. — Nun schickt der König von Württemberg Mannschaft, setzt an den Grenzen Regimenter auf den Kriegsfuß — und das soll eine Nation sein? und das pocht auf Nationalcharakter? Was soll denn der Mächtige im Abend (Westen) anders thun, als die Menschen gängeln, die nicht allein gehen können? Wann war denn Deutschland eine Nation? Ich studiere seit dem November nichts als deutsche Geschichte, und möchte mich dem — — ergeben, weil ich's nirgends finde. Bin ich eine Deutsche? sind's meine Kinder? Bayern sind wir mit Leib und Seele, denn, was auch schief geht, haben wir einen Fürsten, der das Gute sehnlich wünscht, und nie selbst Böses that und der Geist, den unsere Regierung ausspricht, ehrt die Menschheit — aber sind wir deswegen Deutsche? — Still nur! Ich habe heute ein Paar Strümpfe geendigt; habe Wäsche zusammengelegt, habe Clairen eine Fleischgallerte machen lehren, habe Luisen ihren Stickrahmen eingespannt, j'ai fait preuve de mon féminisme — ich darf gegen einen gütigen diskreten Mann wohl schwatzen."

An E. v. Herder. Günzburg, den 24. März 1808. „Wunderbar dachte ich an Deinen Aufsatz beim Lesen[87]) des unseligen Massenbachs seiner Geschichte von Preußens letztem Krieg. Dieses Buch hat mir weh gethan, wie Ugolino nicht that und thun kann. Was ist aber jener schöne Schmerz bei aller verzehrenden Tiefe gegen den Anblick einer sinnlosen Verkehrtheit, einer unerhörten Schmach eines Menschenhaufens, dessen Herzen man zerfleischt — tropfenweise verbluten sieht, dessen Gehirn in Schmerz und Zorn kocht — und dieser König, den ich wie ein zerschmettertes Kind in meine Arme nehmen möchte und forttragen, wo er nie wieder sein Land nennen hörte. Nicht wahr, Emil! Du nicht mehr, Du hältst mich nicht mehr bloß für undeutsch? Du weißt es, Du meiner Seele Bruder, daß ich nur in anderen Formen, und mit allgemeineren Ueberblicken so denke und spreche, daß man mich für galliciert hält. — Du wirst meinen Schmerz begreifen bei dieser Darstellung endlosen Wehs. Und des Massenbachs Plan im September 1806, nach Franken einzubrechen, bis an die Donau zu

bringen und wie „Banner und Torstensen“ mit Feuer und Schwert alles zu verwüsten oder fortzuführen, „wie Tilly mit Magdeburg umging, die Städte zu verheeren“, das schlug er vor, das wiederholt er unaufhörlich. Das fürchterliche Wort liegt vor jedem Auge — und wenn Frankreich nicht das Zentrum eines größeren Planes wär' und würde am Rhein zurückgetrieben, sollte ihm dieses fürchterliche Wort, das ein Deutscher aussprach, nicht einfallen? Und wenn Oesterreich jetzt heranrückte? — Sage nicht, ich sei leidenschaftlich; mein Emil, ich bin nur ernst über das Ungeheure. Ist das eine Nation?“

An Emil v. Herder. Günzburg, den 3. Dezember 1811. „Ich lese Massenbachs Memoiren über den preußischen Staat. Massenbach ist ein Mann, den sein eigener Wert sehr beschäftigt, weil sein Wille, Gutes zu wirken, verzehrend und seine Ansicht des Zeitbedürfnisses ihm strahlend klar war. Und diese letzte stimmt mit der Ansicht der besseren Köpfe in Staatsgeschäften, nicht der germanischen Schreier, überein. Kühner, seine Freiheit, seine Sicherheit, sein Leben wagender, sprach wohl niemand als dieser Mann. Er gibt aus seinem Tagebuch vom Jahre 1793 alle seine Gespräche mit dem grenzenlos unglücklichen Herzog von Braunschweig, wo er den vorigen König schildert, das Schicksal des jetzigen aus seinem Charakter prophezeit, den Einfluß der Königin, die damals Braut war, vorhersagt, und jeden nennt im guten und bösen, als lebte er hundert Jahre nach ihnen. Der zweite Teil ist Möllendorf zugeeignet, den er im Jahre 1793 schildert als den verderblichen Friedensbringer, den sich durch Hofintriguen leiten lassenden Feldherrn. Diese Blätter sind erschütternd. Mit seinem Wissen ist der Mann gewiß nie prahlerisch, aber er mag es sein, weil so viel Empfänglichkeit sich nie der zu großen Reizbarkeit erwehren kann. Aber Staatsmänner sollten das Buch lesen. Sein erster Grundsatz, auf den sein Raisonnement sich stützte, ist nun vernichtet; er war Sturz von Oesterreich als Deutschlands überwiegende Macht. Aber die fürchterliche Notwendigkeit, die Eugen [88]) und er darstellt, Deutschland zu vereinigen, macht mir angst, denn Deutschland ist entfernter, vereinigt zu werden, als je. Klarer wie dieser wunderliche militärisch-poli-

tische Don Quixote, edel, wie der des Cervantes, zeigte keiner die Notwendigkeit, Fürsten mit Wahrheit und Ernst zu behandeln, Fürstenkinder zu Fürsten zu erziehen."

An Usteri. Günzburg, den 20. Juni 1813. „Wie mögen Sie doch in Ihrem unveränderten Lande die Vorfälle dieses Frühjahrs empfangen und angesehen haben? Uns rückte es ein bißchen nahe aufs Fell, und ich gestehe, es war mir unholde zu Mut und heute ist's mir mehr wie je — nicht wegen des Unglücks, was uns drohte, nicht wegen dessen, was noch auf uns einbrechen kann, aber wegen der Ansicht, welche selbst vorzügliche Menschen von der Beschaffenheit der gegenwärtigen Dinge haben. Heute schreibt mir der Gesandte Humboldt aus Wien (wir sind seit 24 Jahren sehr fest verbunden, ohne uns viel zu schreiben): ‚Für uns habe ich guten Mut, da es mit uns, wie auch der Anschein sein mag, gut steht; nur müßte man auch überall so handeln'[89]). Diese Klausel gibt uns eine angenehme Perspektive. In Preußen ist nun geschehen, was Massenbach in seinen Denkwürdigkeiten anriet. Vor dem 14. Oktober schlug er im Kriegsrat vor, was das preußische Dekret über den Landsturm zu vollziehen gebietet, nur wollte er dieses Sengen und Brennen zwischen dem Main und der Donau gethan haben. Das ist wohl unleugbar, daß jene Bewegung in Preußen gewirkt hat — ich besinne mich nur oft, woher es kommen mag, daß sie mir gar kein Interesse für die preußische Nation einflößen, gar keine Achtung. Daß die Preußen bundbrüchig gegen die Franzosen waren, kann es nicht sein, zum Bunde gehören andere Elemente, als der Tilsiter Frieden darbot. Tapfer gefochten sollen sie haben, wirkliche Opfer haben sie willig gebracht; gut war ihre Sache ohne Zweifel im allgemeinen Sinne. Was ist's nun? ihr Bündnis mit Rußland? ihr Bündnis mit England? die unfehlbare Aussicht statt des französischen Kriegs- und Gesetzesjochs das englische Geldjoch und russische Barbareijoch zu haben? Das wohl. Und dann die papierene Prahlerei!"

An Usteri. Den 9. Februar 1814. „Die Druckschrift, die Sie mir senden[90]), ist eine Oasis im Sandmeere der Pamphlete. Gottlob für Sie, daß Sie ein Landesinteresse haben,

da hat Ihr Sinn einen Ruhepunkt, eine Ursache, die Tollheiten zu ertragen, das Ueble zu gestatten — einen Endpunkt des Wollens und Thuns. Den habe ich nicht — ich finde kein Mittel, mich zu unterrichten von dem, was geschieht, als die Zeitung. Ich kenne hier nur drei Menschen, mit denen ich von den öffentlichen Angelegenheiten sprechen möchte, aber meine Ansicht meines Anstandes als Weib, Witwe, anerkannte Anhängerin der französischen Nation ohne alle politische Rücksicht schon durch Charakter, Gewohnheit, Sprachvorliebe, legt es mir auf, nie von Politik und Zeitgeschichte zu sprechen. Die jetzige Partei spricht aber von nichts als Politik in ihrem Sinne. Das heißt, sie geifert, windbeutelt, pocht, macht den Studenten und Leutnant tour à tour. Man findet bei Jacobi, Schlichtegroll, so oft man dort zum Thee kommt, Haufen von Zerrbildern, wo die blutigsten Greuel mit deutscher Schwerfälligkeit zu platten Späßen gedrechselt werden, um Napoleon als Bluthund, Dummkopf, Memme zu schildern, die französischen Heere als feige, hungrig — man findet Shawls dort mit Bonapartes Schandthaten, dann berlinische eiserne Kreuze — und da sitzen die zarten Damen, schimpfen, daß ihnen der Ausdruck ausgeht, delektieren sich an den Zerrbildern, wo witzig ein Transparent Frankreich in Flammen darstellt, Napoleon auf einem Leichenhaufen — dann singt man schulbübische Liedeln — da stehen Weiber stundenlang unter den Männern und fragen nach jeder Kaffeehausanekdote. — Ich war ja Jakobinerin und Demokratin und Revolutionär, aber ich wußte stets, das Weib solle schweigen, wenn Männer sprächen, und nie außer dem innigsten Zirkel von Politik sprechen. — Die Spannung unter den Gewalten ist hier so groß, daß man gar nicht mehr weiß, an wen man sich wenden soll. Mit dem Kronprinz sind selbst die germanischsten Germanen unzufrieden. Die Uniformierung geht schubweise auf das bewundernswürdigste fort. Mittwoch und Sonnabend fertigt der Schneider die Röcke, dann kommen Donnerstag und Sonntag ganze fourrées Landhusaren und Jäger in die Faschingssäle. Heute sah ich aber das Verzeichnis der Offiziere ein; an Hauptleuten fehlt es noch in jedem Kreise, Majors in vielen, dagegen sind überzählige Unterleut-

nants ohne Zahl, da steckt man alle Rotznäschen von 16 Jahren hin, als Schlichtegrolls zweiten Sohn von 16 Jahr — der älteste ist schon bei der Landwehr — Wiebeking schickt morgen seinen zweiten Sohn von 18 Jahren als Jägeroffizier zu dem neuen souveränen Fürsten von Holland, der schon wieder fremde Regimenter bildet. — Ihre Schrift wird mit der Schärfe, Kühle, Bündigkeit vielen ein Schrecken und wenigen ein Gefallen sein. Möge sie einigen zu Kopfe gehen! — Ich will diskret mit Ihren Briefen umgehen — aber ist's möglich, so sagen Sie mir, warum verlassen den großen Menschen alle guten Geister? Will denn das Schicksal wirklich eine Ifflandsche Komödie spielen, wo sich das Laster erbrechen soll nach christlich-moralischem Begriff? Daß diese Tugend sich dann überfressen wird und des süßen Weines voll sich ärger als Noah bloßgeben — das weiß ich. Und ich könnte der verfluchte Cham werden mögen, der ihre Blöße zeigt und mit meinem Kuschitenvolk der glühenden Sonne nachziehen, damit ich nur fortkäme von diesem Boden, wo alle meine Götter fielen, von dem mir nichts lieb ist, wie ein paar Gräber."

An Therese Forster. Den 24. März 1815. „Bin ich nicht eine Germania? Ist's euch denn noch nicht eingefallen, daß es ein rechtes Glück für den H. Fouqué gewesen wäre, der zweite Held der Deutschen zu werden — denn weiter wie bis zum unsterblichen Theodor Körner haben's die Deutschen doch noch nicht gebracht? — und sich vor den Kopf schießen zu lassen? Nun schreibt er sich tot — und dafür wird ihm keine Unsterblichkeit weder von Bayreuther noch niederrheinischen Zeitungsäonen; aber wär' er hübsch vernünftig irgendwo — weil ich seine Korona noch passieren lassen will, so sage ich: bei Montmartre — geblieben, so wär' Kotzebue kapabel gewesen und hätte die Reste des großen Götzen Püsterich, die, wie mir deucht, in Magdeburg stehen, auf sein Grab setzen lassen, sobald er wird mit der deutschen Nation einig sein, wo die Riesensäule von wegen der Völkerschlacht hin soll. Verachtung habe ich doch noch nicht gekannt — ich fange an wahrzunehmen, daß sie bis dahin nur eine Modifikation von Haß bei mir war. Ich kann nicht hassen, weil ich zu lebhaft Eindrücke aufnehme, also bald

wieder gut werden muß. Dem Verachteten beizuspringen, Gutes zu erzeigen, ja ihn großmütig zu behandeln, steht nichts im Wege — da habe ich's denn so an der Mode gehabt, die Menschen, die recht unpersönlich waren, niederträchtig, winzig — zu verachten. Das hat mich aber nicht inkommodiert, denn ich konnte sie jeden Augenblick am Theetisch sitzen sehen, oder im Walde begegnen, sie speisen oder ihre Wunden verbinden — aber nun gibt's etwas und wen, eine Masse, eine Vielheit, die verachte ich im Ernst."

An Hartmann. Günzburg, 26. April 1815. „Das ist der auffallende Charakter unseres Zeitalters, daß die Schicksale der Nationen auf die armen kleinen einzelnen Menschenschicksale so zerstörend einwirken. Die Begebenheiten kehren Begriffe und Neigungen um, sie trennen die Privatbande und kehren alle moralischen Begriffe um. Deshalb ist auch nichts zu beschließen, und der festeste Beschluß verliert nach kurzer Zeit sein Bindendes, soweit es die äußeren Verhältnisse hervorbrachten. Von den Lehren des Evangeliums scheint die Basis umgestürzt, denn Gottes Donner und Racheschwert muß ja wohl in die Hände der Fürsten gegeben sein; aber auch Haß und Vertilgung ist zur Kinderlehre geworden, und die Proklamationen der Fürstendiener und die Rennen der Deutschgesinnten suchen ihre Begriffe und Kunstausdrücke aus den Zeiten, wo Heinrich in Canossas Vorhof fror, und sprechen von Bannstrahl, Ketzern, Kreuzzug und Vertilgung. Meine Tochter Therese schreibt mir von Berlin: ‚Der Zeitpunkt sei peinlich für eine Erzieherin; den Kindern werde als Tugend und Recht gelehrt, was das Evangelium und die Geschichte zu verabscheuen geböte: Haß, Verfolgung, Zwang, Unterjochung. Und was sind wir,' fährt sie fort, ‚daß uns Gott hat das Richtschwert in die Hand gegeben, um in seinem Namen zu verurteilen und zu richten unseresgleichen und gleicher Rechte mit uns? Ist es sein Wille, daß wir zu gleicher Zeit Richter und Henker werden? Werden wir unsererseits nicht auch gerichtet werden? Nichts von diesem allem wird bedacht, man modelt die Vorschriften der Moral und des Evangeliums wie Prokrustes die Länge seiner Gäste nach seinem mörderischen Bett.' — Und dieser blinde und treu-

lose Haß, diese Vergiftung des wackeren, treuen Nationalgefühls, das Unabhängigkeit von seinen Nachbarn fordert und bedarf, die Verfälschung der Begriffe von Recht und Unrecht macht meine Seele krank. Wie vor 16 Monaten unsere Brüder an den Rhein zogen, hatte ich eine verwandte Empfindung mit der des jüngeren Brutus; ich sah mit Stolz und Freude die Nation verjagen, die mir durch lange Lebensschicksale nahe verwandt ist. Ich fühlte etwas Aehnliches wie ‚Rom, meine Mutter', aber jetzt — von allen Empfindungen ist mir Haß die tödlichste."

An Reinhold. Günzburg, 2. Oktober 1815. „Ich würde Deutschland mit Freuden verlassen, weil ich mit den jetzigen Deutschen nichts gemein habe als die angeborenen Eigenheiten unseres Volkes, die mit der jetzigen Fieberepoche nichts zu thun haben, wenn sie gleich, wie jede Individualität, den Charakter der Krankheit motivieren. Ich bin keine Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, noch des fünfzehnten, noch des zwölften — ich bin eine Deutsche, die ihre Sprache in den deutschen Charakter einweihte und die jedes Jahrhundert nach seinem Wert zu schätzen lernen will. Streiten kann ich unmöglich wollen, da ich die Ursachen, warum andere anders denken, sehr natürlich finde und recht geduldig die Jahre abwarte, wo die jetzige Ansicht zur Vergangenheit hinabgleiten wird."

An Böttiger, 23. November 1816. „Das Wort Stall geht mir heut erbärmlich nach — ich war doch noch in keinem außer dem in Frankfurt — dem großen politischen — das scheint mir bis jetzt eine bewunderungswürdige Menagerie. Haben Sie unter Klingers frühen Werken (die er nicht in seine Sammlung aufnahm — woran er vielleicht recht that — oder unrecht? —) einen Prinz Plimplamplasko [91]) gekannt? Ich weiß kein Wort mehr davon, als daß ein Kirchhof sich aufthat und ein alter Hofstaat aus den Gräbern stieg, um unter der Umgebung eines jüngeren Geschlechtes mit verrotteten Soutanen und zerzaserten Ordenbändern ihre alte Zeit darzustellen. — So scheint mir der Bundestag seinen alten Reichstag wieder herstellen zu wollen — so viel möglich in Formen und Sprache und Krakehlen und Necken. Ich möchte nur eine Viertelstunde einem Germanen in der Haut stecken, um begreifen zu können, wie es möglich ist,

stolz und prahlhansig, rühmend und zuversichtlich zu sein. Da das sich nicht thun läßt, ich aber allen Denkarten Achtung zolle und bei allen vortreffliche Individualitäten anerkenne, so wende ich meine Gedanken von dem Urteil, was mir das Ganze stets entreißen will, ab. Fände ich nur Konsequenz und Gescheitheit bei den germanischen Schreiern — wenn ich aber so etwas lese, so finde ich auf jeder Seite Blößen, Widersprüche, Roheiten. In keiner Rücksicht wünschte ich lange zu leben, nur in der: um diesen jetzigen Studentendespotismus vorübergehen zu sehen. Das ist doch das härteste aus unserem Leben, daß keine Größe Stich hielt — daß alle Götterbilder besudelt wurden — nicht nur durch den Neid — auch durch den Zwang der Umstände, dem sie erlagen. Denn daß es Götterbilder waren, bleibt meine feste Ueberzeugung und das erhält meine Kraft."

An Böttiger, 23. November 1816. „Sagen Sie mir doch, wie motiviert denn die deutsche Logik oder Großmut das Pathos, mit dem deutsche Gesalbte den fatalen Menschen immer den Korsen nennen? — Wenn man den König von Engelland den Hannoveraner, den russischen Kaiser den Anhalter, den König von Preußen den Hohenzollern nennte — wär' denn das ein Schimpf? — für den Fürsten oder für die Völker? oder will man das Korsenvolk beschimpfen? oder liegt das Unerhörte ursprünglich immer darin, daß er nur ein Korse, kein korsischer Fürst war? — Ach Gott, da kommen doch alle ersten Fürsten recht schlecht weg! Und mich wundert gar nicht mehr, daß sich Saul auf meiner Kinderbibel also unter die Oelfässer verkroch — er hat das geahnet, wie übel es den Männern einst ergehen würde, die zuerst Könige wurden. Es ist doch wunderlich, daß der junge Mensch so ein dauerndes Hinneigen zum Recht in der Seele behält, obgleich er erzogen und unterrichtet wird. Bedenken Sie einmal, was aus seinem Evangelium werden sollte, wenn ihm das heutige Hassen eingeflößt wird, was aus seiner Redlichkeit, wenn er die Geschichte von Rußlands letzten drei Regenten, Engellands von jeher, aber besonders seit Heinrich VIII und wie viel anderer — nur nicht Frankreichs, wo die Natur allein die Erbfolge bis zur Revolution abänderte — erlernt und die jetzigen Politiker hört? und doch bildet sich dabei Rechtschaffenheit."

Während sich alle vorstehenden Berichte und Betrachtungen auf die Befreiungskriege und die diesen unmittelbar folgenden Zeiten bezogen, die Entstehung und traurige Wirksamkeit des Bundestags und den Aachener Kongreß nur kurz andeuteten, sind viele andere vorhanden, die an bestimmte einzelne Vorgänge anknüpfen. Der eine ist Kotzebues Ermordung durch Sand[92]). Die That muß Therese sehr erregt haben, denn sie schrieb darüber außerordentlich viele Briefe. Sie billigte sie in keiner Weise, verurteilte jedoch die Unmenschlichkeit, mit der man gegen den Mörder verfuhr, sah voraus, welche traurige Folgen diese Mordthat für die Sache der Freiheit haben werde, und war der festen Ueberzeugung, daß diese That das Werk eines einzelnen, nicht die Wirkung einer Verschwörung sei.

Auch sonst gibt es in ihren Briefen mancherlei politische Bemerkungen, z. B. über Varnhagen v. Ense, preußischen Ministerresidenten in Karlsruhe und dessen Enthebung von seinem Amte 1819. Ferner über den Karlsbader Kongreß, der berufen war, um den angeblich revolutionären Bewegungen entgegenzutreten, als deren Aeußerung jene Sandsche That erschien; sein Resultat waren strenge Maßregeln gegen Presse und Universitäten. Zwei sehr merkwürdige Briefe über August v. Harthausen (1795—1875), den bekannten Agrarschriftsteller und eifrigen Mitarbeiter der Brüder Grimm an ihrer Märchen- und Sagensammlung, der in Amerika große Kolonien gründen wollte, und über die spätere „Koburger Rebellion" (1824) seien hier nur angedeutet. Nur drei dieser politischen Betrachtungen, die keiner ins einzelne gehenden Erklärung bedürfen, mögen hier folgen:

An Usteri. Stuttgart, den 22. Oktober 1819. „Cotta ist seit einiger Zeit sehr gut disponiert, trotz des Karlsbader Kongresses, der denn doch wohl der öffentlichen Stimme unterliegen wird. — Sie werden in französischen und deutschen Journalen ersehen haben, daß dieses Mal auch nur ein Ausdruck des Abscheus war vor den Beschlüssen dieser Versammlung, und ich glaube, daß, wenn nur dieses Gefühl fortführ' sich auszudrücken, dieser unbegreifliche Mißgriff auf eine wohlthätige Weise wieder gut gemacht werden könnte — aber das könnte nur mit Aufopferung sämtlicher Herren Gesandten geschehen — und das

können wir nicht erwarten. Wahrscheinlich wird die ganze Sache damit aufhören, daß die Nation noch einmal erfährt, daß die öffentliche Meinung die Fürsten verhindert, Beschlüsse durchzusetzen. Nach solchen Lektionen ist's unbegreiflich, daß sich nicht endlich eine allgemeine öffentliche Meinung bildet — unbegreiflich, solange wir die Zerstückelung Deutschlands nicht als den Grund alles Uebels ansehen wollen. Die Vorteile, die man darin für unseren Weltbürgergeist und unsere wissenschaftliche Kultur findet, scheinen mir nur ein betrübter Beweis qu'à quelque chose malheur est bon. Hier um mich her waren die schläfrigsten Menschen bei der Karlsbader Nachricht aufgerüttelt, und die behutsamsten poussés à bout — ich hörte unseren redlichen Gesandten die Könige aufgeben in der Bitternis des Herzens, und bei uns Bayern ist das, wo unser König im Spiel ist, etwas arg! — de se plaindre de ceux qu'on aime, est le plus grand de tous les maux."

An Usteri. Augsburg, den 11. April 1824. „Mein Freund, Sie haben die Uebersicht über den Inhalt der letzten neun Monate der ‚Allgemeinen Zeitung', Beilage 63, gelesen? Huber schrieb einst diese Zeitung, sie gehört dem Bürger eines Staates, dem sein Fürst eine Konstitution beschwor, sie kommt in eben einem solchen Staat heraus; in diesen beiden Staaten hofft das Volk, daß seine Stellvertreter endlich eine Verminderung des stehenden Heeres erhalten werden, in beiden Staaten sieht der Menschenkenner und der gute Bürger, wie der Soldat im Frieden ein Verderbnis alles Bürgertums ist. Diese Uebersicht spricht den Charakter aus, welchen die Zeitung haben soll, und sie erklärt: alle Konstitutionen seien eine geckenhafte Träumerei und die Stütze der zeitgemäßen Regierungsformen sei die Militärgewalt. Dieser Aufsatz verweist die, welche sich mit seinen Ansichten nicht vertragen, nach Amerika, wo fürs erste die konstitutionellen Träume noch spuken, und stellt uns Oesterreich als den Stern dar, der uns leiten soll.

„Und der Eigentümer der Zeitung war seit 30 Jahren ein thätiger Beförderer der liberalen Ideen.

„Und der Verfasser des Aufsatzes wird nicht einmal ein wohlhabender Mann.

„Ich schrieb meiner Tochter, welche wieder schwanger ist: sie solle mir keinen Enkel gebären, wir brauchten keine Söhne mehr.“

An ? Bayreuth, 22. August 1824. „Und welcher Konflikt der Interessen, von den Irrtümern der Politik herbeigeführt! England bewaffnet mit seinem schnöden Gelde die Türken gegen unsere christlichen Brüder, Rußland begünstigt im Westen und Osten Mord und Vertilgung, um Rechte aufrecht zu erhalten, die in seinem Sinn keine Sicherheit mehr haben, und indes England der Pforte sucht Griechenland zu unterwerfen, hilft es Amerika von seinem ebenso legitimen Herrn, wie die Pforte von den Hellenen ist, zu befreien, — doch wie sind alle die Widersprüche herzuzählen? Die Weiber, die Greise, die Kinder von Ypsara schreien zu Gott und die Rache schreitet mit sicherem, wenn auch zögerndem Fuße den Verbrechern auf den Fersen. Was ist zu thun? Tugendhaft sein, gehorsam jedem bestehenden Gesetz, treu jedem die Herrschaft übenden Fürsten; aber fest und unermüdlich auf den Wegen der Ordnung das Gesetz geltend machen gegen den Uebertreter und statt feigen Klagen und furchtsamem Murren das Rechte ehrerbietig fordern an den Stufen des Thrones. Wäre dieser Geist herrschend unter uns, so wär' ja an und für sich der Geist der Verbesserung kein Geist der Rebellion. Wenn eine Verbesserung notwendig ist, und bei deren Erwähnung von *einem* Staatsverwalter die Mehrzahl auf Nachfrage aufsteht und die angeklagten Mängel bezeugt, *müssen* sie ja abgeändert werden, aber der eine Redliche wird von den anderen Eigennützigen im Stich gelassen, die Gnade des Vorgesetzten gilt ihm mehr, wie die feste Stütze eines guten Gesetzes, nun so hol der — ich habe nichts damit zu schaffen, aber darunter zu leiden gar viel.“

Die Zusammenstellung dieser politischen Bemerkungen, die nicht gut getrennt werden konnten, hat über die Günzburger Zeit Theresens hinweggeführt. Noch mit einem Worte ist darauf zurückzukommen. Die Gründe, aus denen Therese eine Ver-

änderung ihres Aufenthalts wünschte, die sich mit der Neigung der Kinder, einige Zeit ohne die Mutter zu leben, vereinigten, sind oben (S. 202 f.) entwickelt. Noch einmal (1815) trat der schon früher ventilierte Plan der Stelle einer Oberin in Olsberg hervor, für den sich damals Usteri und Rengger interessierten, aber auch diesmal gelangte er nicht zur Ausführung.

Ganz leicht wurde ihr der Fortgang von Günzburg nicht. Durch ihre Teilnahme an den Geschicken anderer und durch ihre ebenso kraftvolle wie verständige Art, den Hilfsbedürftigen beizustehen, hatte sie sich eine zahlreiche dankbare Klientel erworben. Es wurde ihr schwer, dieses Reich zu verlassen; es mochte ihr wie einer Königin zu Mute sein, die freiwillig von ihren Unterthanen scheidet. Noch 1816 hatte sie in Günzburg eine ihr sehr wenig bekannte Frau, die den Mutterkrebs hatte, gepflegt. Sie stand mit einem Arzt in Göttingen wegen dieses Leidens in brieflicher Verbindung, erwartete ihn oder einen seiner Schüler und nahm sich vor, bei der Operation zugegen zu sein, um die Frau zu trösten, die Vertrauen zu ihr hatte.

1816 war der feste Entschluß gefaßt, von Günzburg fortzugehen. Nur über den Ort, den sie zum Aufenthalt wählen sollte, schwankte sie. In der Schweiz war ihr Neuchâtel, das sie am liebsten gewählt hätte, durch die Anwesenheit von Alphonse Sandoz verschlossen. Ulm war ihr zu klein und bot zu trübe Erinnerungen; so wählte sie Stuttgart, das ihr in mancher Rücksicht lieb war.

Am 15. Mai ging Therese mit Luise nach Cannstatt, wo die Tochter die Bäder gebrauchen sollte. Nachdem diese gute Wirkung gethan hatten, reiste sie mit Luise, wie sie an Aimé am 7. August 1816 schrieb, am 16. Juli über Stuttgart nach Ludwigsburg zu dem alten Freunde General Brand, blieb dort bis zum 22., dann fuhr sie nach Heidelberg und traf die Tochter Therese, die mit ihren Pfleglingen und deren Eltern auf einer großen Tour begriffen war, daselbst am 23. Am 25. fuhr sie nach Schwetzingen, am 26. mit Goldbecks nach Mannheim. Mit diesen ging Therese Forster am 27. nach Wiesbaden weiter, während die Mutter bis zum 4. August in Mannheim blieb. Längeren Aufenthalt dort zu nehmen unterließ sie, weil die

Gegend zu kahl und der Umgangskreis zu vornehm war. Am 5. August traf sie ihre Stiefmutter, Frau Heyne, und deren Tochter, Frau Heeren, in Heidelberg, die vorher in Ems zur Kur gewesen waren, und war am 7. wieder in Ludwigsburg.

Vom 14. August an weilte sie wieder einige Tage in Günzburg; am 31. übersiedelte sie definitiv nach Stuttgart.

Achtes Kapitel.

Stuttgart.

1816—1823.

Während dieses zweiten Aufenthaltes, den Therese in Stuttgart nahm, hatte sie zum erstenmal eine amtliche Thätigkeit zu verrichten. Alles übrige trat hinter dieser Arbeit der Redakteurin des Morgenblattes zurück. Bevor indes diese darzustellen ist, muß der Kreis geschildert werden, in dem sich Therese in Stuttgart bewegte. Glücklicherweise kann sie selbst dieses Geschäft übernehmen, und nur selten hat der Biograph die Pflicht, in ihre lebensvolle Schilderung hineinzureden.

Therese wohnte zuerst in der Poststraße bei Jungfer Groß. (Brief an Aimé 1816.) 1818 im April zog sie aus, wie sie an Lisette v. Struve schrieb, „um mehr Licht, auch eine honette Treppe zu bekommen". 1820 war sie vielleicht in der dritten Wohnung in der Hirschgasse bei einem Kaufmann Hanse (?) im dritten Stock (Adresse auf einem Couvert Uxkülls).

Zunächst ward es ihr in Stuttgart gar nicht heimisch. Ihre Möbel und Hausgerät waren bei den vielen Wanderungen zu Grunde gegangen, wohl auch den Kindern übergeben. Sie mußte sich neu einrichten und kam lange nicht zu einem Gefühl des Behagens. „Wenn ich," so schrieb sie in den ersten Tagen ihres neuen Aufenthalts an Adele Blumenbach, „in einem Hause einen glänzigen alten Tisch sehe, und man sagt mir: ‚den habe ich von meiner Großmutter geerbt', so ist so ein Tisch mir das Symbol alles dessen, was ich mir nie mehr zu schaffen weiß."

Fast immer war ihre Tochter Luise ihre Begleiterin. Die Mutter äußerte sich einmal so über sie (an Adele 18. Juli 1819): „Verschlossen ist Luise nicht, aber scheu und fromm verwaltet sie ihr Herz, wie der Priester sein Heiligtum. Ich verstehe sie kaum, obschon ich sie kenne. Es ist so etwas Seltenes in ihrem Wesen, daß ich immer Leben und sie nicht als lange bestehend denken kann. Ihr gutes Herz, Mitleid, Gewissenszartheit würde sie zu Herder zurückführen; Albrecht zögen ihr Geist und ihre Neigung wohl vor; Klugheit und Not würde sie mit jedem wohlhabenden, wackeren Manne verbinden ... Daß ich sehr glücklich, sehr sorgenentlastet wär', wenn Luise einen wackeren Mann hätte, das kannst Du ja denken. — Wie schmerzvoll ist die Aussicht, das zarte Wesen einsam und arm zu hinterlassen!"

Nur einmal war Luise längere Zeit von ihrer Mutter entfernt (Frühjahr 1819), und zwar in Mariahalden bei dem nicht unberühmten Schriftsteller Grafen Benzel-Sternau, der seit 1809 zu Theresens Bekannten gehörte.

Nach Theresens Schilderung war das Stuttgarter Leben recht teuer. Freilich muß man zur Würdigung des Nachfolgenden bedenken, daß Therese die letzten zwölf Jahre in einem Dorf oder in einer ganz kleinen Stadt gelebt, ferner, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Witwenschaft nicht nötig gehabt hatte, alle ihre Lebensbedürfnisse selbst zu bezahlen, infolgedessen auch deren Preis nicht genau kannte, endlich seit derselben Zeit der Bequemlichkeiten und Bedürfnisse einer größeren Stadt sich entwöhnt hatte, von denen sie ehemals wohl wußte. Aus einer Zusammenstellung, die sie im Jahre 1820 machte, ergibt sich folgendes: Sie bezog ein Redaktionsgehalt von 700 Gulden, die aber immer für Aimé gebraucht wurden, 300 Gulden Pension, 500 Gulden Rente ihres Vermögens. Außerdem verdiente sie durch schriftstellerische Arbeiten 400—500 Gulden. Diese 1300 Gulden brauchte sie für ihren Haushalt, Kleidung und Verkehr; Holz und Wohnung allein berechnete sie mit 350 Gulden.

Ueber ihren Verbrauch in Stuttgart, über Preise der Wohnung und Lebensmittel gab sie am 9. November 1821 der bekannten Schriftstellerin Frau Helmine v. Chezy, mit der sie

litterarische Beziehungen unterhielt, und von deren Absicht, nach Stuttgart überzusiedeln, sie wohl gehört hatte, folgendes Bild [93]): „Nur wegen dem häuslichen Wesen hier, da Sie so wundersam hausmütterlich darüber schreiben — kommen Sie, wir wollen 'mal Hausmutterles spielen — wenn's Fr. v. Spitznaß, Frau Gönnichts und Mad. Naseweis hört, würden sie gar nicht glauben, daß wir ein paar der berühmtesten Schriftstellerinnen Deutschlands sind. Ein Logis von quasi drei heizbaren Zimmern und ein paar ungeheizten nebst Küche und Zubehör kostet 300 bis 350 Gulden aufs mindeste, und da ist's lokal sehr schwer, nur Sonne, geschweige denn Aussicht zu finden. Sie wohnen denn außer dem Thor, welches beim Unpflaster, schlechtem Pflaster und Teure der Fiacres sehr schwer ist. Chaises à porteur hat man nicht, ein Wagen kostet einen preußischen Thaler zu einem Besuch, und die Stuttgarter City patscht im Kote ohne allen Spott. Holz kostet 20—22 Gulden das Maß, vulgo Klafter, hat auch 26 und 32 gekostet und möchten zu zwei Zimmer heizen und Küche des Jahres sechs bis acht Maß bedürfen. Magd kostet eine Hausmagd 30—33 Gulden Lohn, 11—16 Gulden bestimmte Geschenke; wer aber keine Gäste logiert, regaliert, wo also das Lohn nicht durch stete Trinkgelder verdoppelt wird, oder ansehnlich vermehrt, der bekommt nur eine saloppe oder muß Lohn auflegen. Eine Köchin kostet mehr. Lebensmittel sind sehr wohlfeil. Das Gymnasium hat sehr würdige Lehrer als Gelehrte und Menschen, allein wunderbar — ihr Einfluß auf die Jugend ist Null. Es ist kein Verkehr zwischen Lehrern und Zöglingen und die die Notwendigkeit, Zucht zu halten, einsehen, getrauen sich nicht, einen quidam zu züchtigen, weil er ein Vetter ist, oder einen Vetter hat. Die Seele von Württembergs Leben jeder Art ist Nepotismus. Ohne Vettern haben Sie keine Geltung, und wenn Sie mit einer goldenen Krone kämen. Die Klassen sollen zu zahlreich sein, die Schulgebäude sind schlecht. Die Jugend ist zügellos — Bursche von 14—16 Jahren taumelnd aus Bierhäusern kommen zu sehen, ist sehr häufig. Das Familienleben ist hier unfein, beschränkt, unschön, deshalb die Jünglinge rauh, gemein. Die Vornehmen nehmen einen vernis, lernen aber noch weniger wie

die roture. Ob Fremde mehr persönliche Teilnahme bei den Lehrern finden würden, weiß ich nicht, glaube es nicht — denn auch die besten Lehrer gehören ihren Vettern und, weil sie diese nicht züchtigen dürfen, niemand als Weib, Tabakpfeife, Neckarwein. Dieser Geist der Absonderung beschränkt auch die besten, denn individuell sind vortreffliche Männer darunter."

Mit ihrer Gesundheit war sie wenig zufrieden.

Zu ihren gewöhnlichen Uebeln kam noch, daß sie in dem schneereichen, glatten Winter 1822/23 teils durch eigene, teils durch fremde Schuld zweimal auf der Straße stürzte und sich Verletzungen zuzog. Trotz alledem erhielt sie sich wunderbar, dank der Zähigkeit ihrer Natur und der merkwürdigen Einfachheit ihrer Lebensführung. Von dieser entwarf sie (an Böttiger, 3. März 1823) folgendes Bild: „Ich muß freilich mich selbst für ein Wunder der Widerstandskraft ansehen — ich bin nun im sechzigsten — und muß selbst lachen und mit Dankesthränen im Auge, wenn ich bei meinen blinden Augen klettere, vogelleicht gehe und unermüdet arbeite. Ich rechne es freilich meinen sehr glücklichen Gewohnheiten zu, so wenig und so kindisch mich genährt zu haben lebelang. So wenig Fleisch, daß noch jetzt viele Tage in der Woche hingehen, wo ich keines esse, nur Suppe, ohne starken Geschmack, Obst, Milch und leichte Mehlspeise, viel Zucker und Gezuckertes, erst seit meinem vierzigsten Jahr ein halbes Spitzglas Wein — aber dabei bin ich ohne alle eigensinnige Diät, esse alles, bei großen Tafeln auch das Gewürzteste, aber immer so wenig, daß andere mich für krank halten, indem ich für meine stete Gesundheit bürge. So nehmen alle meine schlechten Dispositionen nicht überhand, fliegende Gicht, die quälenden Hämorrhoidalübel, schwache Lunge — ich leide viel — d. h. immer an einem, aber nie zum Kranksein. Zu meinem Kindskopfrégime gehört aber täglich Thee, frische Butter und im Sommer fetter Rahm, so viel ich ihn haben kann, dazu; aber immer als hungerstillend, nie außer der Mahlzeitsstunde, oder der Zeit, wo ich hungrig bin. Will ich nachmittags mit meinen Kindern zu Dorfe gehen, so esse ich zu Mittag gar nichts wie Suppe, und draußen auf dem Dorf Rahm und Brot zur Genüge, darauf ein Stück Zucker und dann statt

Abendessen, das ich in der Regel seit 40 Jahren nie genoß, trinke ich vier bis fünf Tassen Thee, mit Brot irgend einer Art — dabei schlafe ich nur sieben Stunden — bin's wenigstens nur zu Bett — denn der Schlaf war nie meine brillante Seite. Sehen Sie doch diese alberne Beschäftigung mit mir selbst nicht als eine bavardage an — ich dachte an Ihre Frau, an manche Zeitgenossin, der Sie etwa einmal Rat geben können — ich glaube, daß wir unglaublich gewönnen, erzögen wir uns so einfach. Ich hatte zehn Kinder, hatte so viele Aufforderungen, meine Kräfte zu spannen, zu überspannen, Leidenschaft, Kummer, Mangel (wie ich mit Gemüse und Kartoffeln leben mußte, entbehrte ich nichts — ich hatte Thee und Milch; nur der Zucker fehlte mir; aber ich entbehrte ihn so wenig, wie irgend ein Bedürfnis der Art — ich kann sie alle hintansetzen — da lernte ich den Vorteil meiner einfachen Gewohnheiten kennen) und Arbeit! Kopfarbeit, zu der ich gar nicht gemacht bin — und ich erhielt diese unerschöpfliche Lebendigkeit. Gott! Gott! ist es um noch viel zu ertragen, oder will mir Gott noch Jahre der Ruhe schenken?"

Auch in diesen arbeitsreichen Stuttgarter Jahren fehlte es nicht an Unterbrechungen durch Reisen und durch Besuche aus der Fremde. Unter den letzteren stehen die Göttinger Verwandten obenan. Die Verbindung mit der Heimat war seit dem Tode des Vaters häufiger und zärtlicher geworden. Aus einem Briefe geht sogar hervor, daß man sich dort eingebildet hatte, Therese würde Göttingen zu ihrem Wohnort wählen. Die Art, wie sie ihr Nichtkommen motiviert (an Adele Blumenbach, 26. Dezember 1816) beweist, daß auch ihr die definitive Trennung von der Heimat schwer auflag und daß es vielleicht nur einer dringenden Aufforderung aus dem Heimatsort bedurft hätte, um sie wieder nach Göttingen zu ziehen.

Außer der ihr sehr sympathischen Adressatin des eben angedeuteten Briefes waren es besonders die Mutter und die Schwester Laura, welche die Korrespondenz unterhielten. Die Briefe der letzteren, die einmal im Jahre 1819 nach Stuttgart kam, sind nicht geistreich aber zärtlich, meist Familiennachrichten enthaltend. Sie verglich einmal die Schwester

Jeannette mit Theresens rechter Schwester Marianne, deren Zimmer jene auch bekommen hatte. Sie beschäftigte sich fast nur mit weiblichen Handarbeiten, war viel in ihrem Zimmer und mochte sich, wenn sie keine Lust hatte, niemandem zeigen.

Auch Besuch erhielt sie, z. B. den ihrer anderen Stiefschwester Wilhelmine.

Heeren und seine Frau waren schon am 25. und 26. September 1805 bei ihr in Günzburg gewesen. Sie fanden herzliche Aufnahme und hatten große Freude sowohl über die ihnen entgegenbrachte Liebe als auch durch die Erkenntnis der Stellung, welche Therese in ihrem Kreise einnahm. Sie wurden nach Reisersburg und Bechingen geführt, wo Baron und Kammerherr Böhmer sie glänzend empfing. Als dasselbe Ehepaar auch in Stuttgart bei ihr vorsprach, wurde Heeren (an Cotta, 10. Oktober 1820) folgendermaßen von ihr charakterisiert: „Der liebe Herr ist recht rüstig, recht wohlgenährt. Hat auch lebelang wenig Sorgen gehabt. Verstand, Geld, einen mäßigen Ehrgeiz, der wohl befriedigt ward, eine glückliche Ehe, keine Kinder, aber geratene Pflegsöhne seiner Frau — dabei kann man gedeihen."

So gern sie auch ihre Verwandten um sich sah, — der leichte Spott, den sie über manche brauchte, darf über ihre wahren Empfindungen nicht täuschen — so war es ihr doch am wohlsten, wenn sie mit den Allernächsten, mit ihren Kindern, zusammen sein durfte. Der Verkehr mit Günzburg oder Augsburg, wohin Greyerz 1818 als Kreisforstdirektor berufen wurde (S. 249), war ziemlich lebhaft. Aber auch die anderen Kinder, die in viel größerer Entfernung von ihr lebten, kamen zu ihr; sie empfand lebhafte Freude, sobald sie diese begrüßen durfte.

Von Ende Juni 1821 bis Anfang September sah sie nach langen Jahren ihre Tochter Therese wieder bei sich und entwarf (an Usteri, 2. Juli 1821) folgendes Bild von ihr: „Therese ist seit drei Tagen hier, sie bleibt bis im September und geht dann zu ihren Prinzeßchen nach Arnstadt. Das ist ein in Güte vollendetes Wesen. Sie hinterließ in Berlin nur Liebe, Achtung, Dank. Sie ist sehr gealtert — ich kann Ihnen die Wehmut nicht ausdrücken, mit der ich das wahrnehme. Die Flucht

meiner Jugend, — die so bewundert war — that mir nicht zum hundertsten Teil so weh. Sie ist heiter wie eine Selige; denn sie lebt nur in anderen. So einfach, wahr — welch eine Gattin wäre das für einen Witwer mit Kindern, der eine Gehilfin, eine Mutter bedürfte. — Diese Engelsgüte, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit. Ihr Aeußeres gleicht Forstern, wie Luise Hubern gleicht, allein das macht sie nicht hübsch, aber Güte und Geist voll, indes eine ... kindliche Schüchternheit ihr eine Art Jugendlichkeit erhält, die sonderbar rührend ist."

Trotz des Lobes der ältesten Tochter, das sie an dieser Stelle fast verschwenderisch ausstreute, ebenso wie sie als zufriedene, wenn auch nicht verblendete Mutter Luise und Aimé mit manchen Lobsprüchen bedachte, war sie sich der Fehler aller dieser Kinder neben ihren Vorzügen lebhaft bewußt. Es ist sehr lehrreich, zu hören, wie sie gerade dem nun herangewachsenen Sohn gegenüber dies Verhältnis zu ihren Kindern, sowie ihre eigene Stimmung und Umwandelung darlegte (an Aimé, 1820): „Das weiß ich wohl, daß ich seit Luisens Unglück mich verändert habe; ich bin verschlossener und strenger geworden, verlange recht wenig Gutes mehr von den Leuten und sehe ihre Schwächen schärfer in ihrem psychischen Zusammenhang — aber lieb habe ich wie sonst ganz innig: Luisen und Dich und Albrecht freilich am vertraulichsten von meinen Kindern — denn es ist wirklich Geistesverwandtschaft, daß mir Albrecht so herzlich nahe bleibt — daher kommt's aber auch, daß sein Unrecht mich wie Kindes Unrecht kränkt — o, das weiß nur die Mutter, wie weh das thut — und der Witwe-Mutter viel weher. Therese und Claire sind mir anders lieb wie ihr — sie haben mir nie so viel Sorge gemacht und denken anders wie ich, aber beide sind mir recht innig lieb und haben meinen Segen hundertfach. Therese vor allen, die mir nie Kummer machte durch kein Unrecht. Das Kind lebte von jeher nur der Pflicht. Ich glaube, es kann keine vollständigere Moralität geben, wie die ihre in ihrem Kreise. Wenn sie aber zu mir kommt — ehe sie nach Arnstadt geht — wenn ich's erlebe — werden wir uns sicherlich in vielen Punkten verzürnen. Das gute Kind hat durch seine Lage und Umgebungen eine gewisse Seichtigkeit

der Ansichten angenommen, eine Umzäunung, die ich für sehr wohlthuend und ehrenwert halte, wenn sie das Schicksal aufbaut, die zu überspringen aber nicht meine Schuld ist, und die ich nie das Recht habe, anderen zu setzen. Aber ist Röse eine Weile bei mir, so wird sie mich an sieben Zipfeln freigeisterisch, herrschsüchtig und noch so ein paar Sachen finden. Denn herrschsüchtig halten Dich mancherlei Leute gern, wenn Du ihnen sagst: ‚Thut was ihr wollt, ich thue aber, was mir recht deucht.'"

Der Sohn, an den der vorstehende Brief gerichtet ist[94]), trat nun mit seinen Geschwistern als gleichwertiger Korrespondent in eine Reihe. Für ihn, der stets das Sorgenkind gewesen war, empfand Therese seit seiner Studentenzeit noch schwerere Sorge als früher.

Aimé war fast zu derselben Zeit als bei Therese der Entschluß feststand, Günzburg zu verlassen und in Stuttgart ihren Wohnsitz zu nehmen, aus Hofwyl fortgegangen. Nicht freiwillig, denn das Verhältnis zwischen ihm und Fellenberg, ebenso wie das zwischen letzterem und Therese hatte sich seit 1812, wo zuletzt von ihm die Rede war, sehr verschärft. Der Grund der Differenzen war ein vielfacher. Zunächst lagen sie in Aimés Wesen. Dazu kamen religiöse Meinungsverschiedenheiten. Therese wünschte, Aimé solle katholisch werden, weil sein Vater Katholik gewesen; Fellenberg dagegen verlangte, daß sein Zögling, der damals und noch einige Zeit später in religiösen Dingen völlig indifferent war, den Protestantismus annähme, in dem er auch unterrichtet wurde. Der Hauptgegensatz blieb indessen der, daß Fellenberg den Schüler dauernd bei sich behalten wollte, während Aimé längst den Drang empfand, fortzugehen. Zu seinem Wunsch wurde Fellenberg teilweise durch eine ehrenwerte Meinung veranlaßt. Er wollte kein gewöhnliches Erziehungsinstitut leiten, in dem er Knaben einige Zeit hegte, um sie unausgebildet zu entlassen, sondern eine Anstalt, aus der er junge Männer erst dann entließ, wenn sie vollständig nach seinen Grundsätzen entwickelt waren. Teilweise aber war sein Bestehen auf Aimés Bleiben ein eigennütziges. Er hatte in Rücksicht auf Theresens ökonomische Verhältnisse

den Pensionspreis für Aimé billiger bemessen als für andere Zöglinge. Infolgedessen glaubte er, ohne zu bedenken, daß auch er Therese für ihr litterarisches Eintreten zu seinen Gunsten (in Beiträgen zum „Morgenblatt“ und zum „Neuen teutschen Merkur“) Dank schuldete, ein Anrecht auf Aimé zu haben, und forderte als Preis für seine Wohlthat, daß Aimé sich ihm dauernd verpflichte. Da dieser nun als Knabe mit Bewilligung der Mutter, die auch sonst unvorsichtig oder unverständig hinter dem Rücken der Lehrer einen Einfluß auf den Sohn zu üben suchte, der den Gesetzen oder den Gewohnheiten der Anstalt widersprach, und da er später als angehender Jüngling aus eigener Ueberzeugung diesem Ansinnen seines Prinzipals widerstand, so wurde er von diesem brüsk weggewiesen, wenige Stunden vor dem Eintreffen eines Briefes Theresens, in dem die Entlassung des Sohnes gefordert und ihm zum Antritt seiner Reise Geld angewiesen wurde.

Aimé kam am 29. Oktober 1816 in Stuttgart an und fuhr Mitte November über Günzburg nach Göttingen. Dort hatte er unter der ihm manchmal lästigen Obhut der Großmutter, mehrerer Onkels und Tanten, zuerst eine Art Vorbereitungssemester der allgemeinen Bildung geopfert und war dann Mediziner geworden. Mit der Mutter stand er in eifrigem Zusammenhang, klagte ihr all sein Leid, meldete ihr seine Freuden und empfing von ihr Ratschläge und Mahnungen für große und kleine Vorfälle seines innern und äußern Lebens.

Im Herbst 1818 besuchte er die Mutter auf einige Zeit, freilich nicht in Stuttgart, wie er beabsichtigte, sondern in Günzburg, wohin sie auf einige Wochen gegangen war. Nach diesem Besuche setzte er seine medizinischen Studien in Göttingen fort. Doch hatte er sich nie auf dieses Brotstudium beschränkt. Vielmehr hatte er fleißig neuere Sprachen, mit besonderer Vorliebe Spanisch getrieben, um sich auf größere Reisen vorzubereiten: „Reisen oder Krieg, das gehört für mich zum Leben“, schrieb er schon im Sommer 1817.

Handelte er schon durch solche Nebenbeschäftigungen mit Litteratur und Sprachen nach der Mutter Sinn, so machte er ihr geradezu eine Herzensfreude damit, daß er an studentischen

Dingen, vornehmlich an dem altdeutschen Ton der jungen Leute gar kein Behagen fand und sich infolgedessen an den sogenannten Göttinger Studentenunruhen des Jahres 1819 nicht beteiligte.

Während die Mutter mit Aimés Betragen in solchen Zwistigkeiten, mit seinem sittlichen Verhalten und mit seinem geistigen Streben wohl zufrieden war, verfolgte sie es mit Wehmut, daß er das medizinische Studium lässig betrieb. Sie ahnte die Vernichtung ihrer Hoffnung, in dem jungen Arzt eine Stütze zu finden, mit ihm zu leben, sich an seiner Stellung und seinem Ansehen zu freuen. Die Umwandelung, die sich in Aimé vollzog, war nicht bloß eine Folge des Ueberwiegens seiner litterarischen Neigungen über das Fachstudium — er, der Zwanzigjährige, hatte, wie er gar hochmütig in einem Briefe schrieb, erkannt, „in den Wissenschaften nichts Höheres zu finden" —, sondern vor allen Dingen eine Wirkung der politischen Zustände jener Zeit, vornehmlich der freiheitlichen Bewegungen, die sich damals in Spanien vollzogen. Trotz der leicht erklärlichen Erregung des Jünglings und trotz des tiefen Schmerzes der in ihren liebsten Hoffnungen enttäuschten Mutter zeigt sich in dem Briefwechsel beider eine wunderbare Harmonie und ein inniges Streben, sich gegenseitig gelten zu lassen. Wahrscheinlich wußte auch hier Luise, die mit dem Bruder in regem Verkehr stand, ihren mildernden Einfluß auf ihn wirken zu lassen, ebenso wie sie im Gespräch die Mutter zu begütigen verstand. Das aber konnte auch die Gute nicht hindern, daß Aimé, der halbe Mediziner und der Viertellitterat, erklärte, „daß sein Platz da sei, wo für die Freiheit gefochten wird".

Die Mutter wies in ihrer Antwort den Sohn darauf hin, daß sie einen Soldaten oder politischen Publizisten wenig werde unterstützen können, daß er durch das Verlassen einer geordneten Laufbahn ihre vielen teilnehmenden Freunden und thatkräftigen Gönnern geäußerten Pläne durchkreuze und damit ihre Ehre vor der Welt vernichte. Sie setzte ihm auseinander, daß er ohne feste wissenschaftliche Grundlage, ohne gediegene geistige Vorbereitung nichts Ordentliches werden könne, welchen Beruf auch immer er ergreife. Nach starkem Widerstande fügte

sich der Sohn dem mit guten Gründen, mit mächtiger, von wahrer Liebe getragener Erregung erklärten mütterlichen Willen.

In diesen Tagen erbitterten Kampfes und mühevollen Sieges brauchte Luise einmal das hübsche Wort: „Unsere Mutter ist größer als ihr Schmerz." Aimé nahm sein medizinisches Studium wieder auf, setzte es von Ostern 1820 an in Würzburg fort, machte dort nach mancherlei Schwierigkeiten sein Examen und verlebte die Zeit von November 1820 bis Mai 1821 bei den Seinigen in Stuttgart. Während des dortigen Aufenthalts war er teils mit seiner Dissertation und den Vorbereitungen zu seiner Promotion, teils mit schriftstellerischen Arbeiten, Uebersetzungen aus Reisewerken beschäftigt. Freilich regte sich auch in Stuttgart noch einmal, hervorgerufen durch die Einwirkung der neapolitanischen Revolution, in ihm der Drang, für die Freiheit zu wirken, und störte den stillen Frieden des Hauses. Aber im allgemeinen war das Zusammenleben des Sohnes mit Mutter und Schwester ein friedlich geeintes, und Therese viel eher gewillt, die Individualität Aimés gelten zu lassen, als sie die selbständige Entwickelung der Töchter anerkannte.

Mit der Absicht, sich als Mediziner auszubilden, unterstützt durch ein größeres bayerisches Reisestipendium, reiste Aimé nach Paris und weiter nach Spanien. Aber nicht als erfahrener Arzt kehrte er zurück. Denn neben die medizinischen Studien und bald an ihre Stelle traten politische und litterarische Bestrebungen; die Reisebriefe des jungen Mannes aus Madrid, noch mehr als die aus Paris boten so viel Interessantes, daß die Redakteurin des Morgenblattes nicht bloß in mütterlichem Stolz, sondern im eigensten Interesse ihres Blattes viele dieser Briefe und Skizzen der Zeitung einverleibte.

Gerade damals, nachdem sich (vgl. unten S. 274 ff.) Luise von ihr getrennt hatte, hegte Therese noch immer, ja brennender als je Wunsch und Hoffnung, zu Aimé, sobald er eine Praxis als Arzt gewonnen, zu ziehen, um wenigstens mit einem der besonders geliebten Kinder vereint zu leben. Die Erfüllung dieses Wunsches wurde jedoch immer weiter hinausgeschoben. Denn wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Spanien reiste Aimé von Hamburg aus, wo er sich längere Zeit, besonders auch in

den Kreisen von Frau Kerner, aufgehalten hatte, nach Schottland und England, um von diesen Ländern aus als Korrespondent für Cotta thätig zu sein.

Während der Sohn durch die Lande schweifte, blieb die alternde Mutter stetig an einem Ort. Viel seltener als von Günzburg aus, wo sie durch keine bestimmten Pflichten gebunden gewesen war, und wo sie sich in die kleinen Verhältnisse nie völlig hatte schicken können, reiste sie von Stuttgart fort.

1818 hatte Therese einen kurzen Besuch in Günzburg gemacht. Sie wurde am 7. Oktober von Stuttgart durch Greyerz abgeholt, der von einer nach Lothringen unternommenen Dienstreise zurückkehrte. Der Aufenthalt in Günzburg war keineswegs bloß zum Vergnügen oder zur Erholung, sondern dazu bestimmt, bei dem Umzuge der Familie nach Augsburg mitzuhelfen. Dorthin war Greyerz als Kreisforstdirektor berufen worden. Die zwölf Tage, die Therese in Günzburg zubrachte, waren außer dem Einpacken mit Festen und Abschiedsbesuchen ausgefüllt. Mit diesen Besuchen trennte sich Therese dauernd von einem ihr liebgewordenen Orte, an dem sie neben manchem Schlimmen viel Gutes genossen und erwiesen hatte und bei den Treuen ein langdauerndes Andenken zurückließ.

Bei ihren Kindern, von denen eben die Rede war, weilte sie dann einmal 1820 in Augsburg, gerade zu der Zeit, als Aimés Uebersiedelung von Göttingen nach Würzburg stattfand.

Sonst blieb sie meist ruhig in Stuttgart. Sie hatte einen ungeheuren Bekanntenkreis und bewegte sich in großer, vornehmer Gesellschaft. Ihre Lage war nun eine ganz andere als 20 Jahre früher. Damals hatte es zwar auch nicht an einem angeregten Kreise und an Geselligkeit gefehlt, aber die Beschränktheit ihrer Verhältnisse, sowie die Notwendigkeit, die namentlich der Mann empfand, die ihnen zu teil gewordenen Artigkeiten zu erwidern, hatte ihr im Verkehr eine starke Zurückhaltung auferlegt. Sie selbst hatte kleine Kinder zu versorgen und war oft monatelang durch ihre körperlichen Zustände für

den geselligen Verkehr unbrauchbar. Nun war sie eine ältere Frau, eine gefeierte Schriftstellerin, durch ihren Adel und Titel ebenso wie durch ihre vornehme Erscheinung in allen Kreisen, selbst den höchsten, präsentabel, durch mannigfache Schicksale interessant, als Mutter einer schönen, liebenswürdigen und dazu unglücklichen Tochter Gegenstand der Neugier und der wirklichen Teilnahme.

Ueber diesen reichen Verkehr gab sie ihren verschiedenen Korrespondenten ausführliche Mitteilung. Eine Auswahl dieser Berichte möge hier folgen.

Schon am 22. November 1816 schrieb sie an Reinhold: „Außer diesen Stuttgarter Bekannten finden wir bei dem preußischen, badischen und bayerischen Gesandten angenehme Abende. Besonders bei dem ersten, einem H. v. Küster, dessen Frau und Tochter sehr angenehme Personen sind. Abends fünf Uhr gehen wir aus oder haben Besuch. Von fünf bis sieben geht man aus, je nachdem es Bürgerliche oder Vornehme sind. Heute gehen wir um fünf Uhr zum Arzt Schelling, des Philosophen Bruder, Luisens Arzt; ein lieber Mann, der gestern mit Thränen im Auge mir gestand, er sehe keine Hilfe, da er das Uebel nicht begriff und ihr Zustand sie bergab führen muß. Innigkeit finden wir nirgends, Artigkeit überall, Teilnahme häufig. Matthisson sehen wir sehr viel, aber stumpfer und geistloser wie dieser völlig veraltete Mann, dem ich seit 18 Jahren nie Geist kannte, gibt es nicht. Er hat eine gute, arme, kleine Frau. Der jetzige Moment ist nicht angenehm für sie, da er an des Königs Person attachiert war, er ist bitterlicher, weil er sich an Dillen und diese Clique gehangen hatte, und wird unwürdig, weil die gute Frau, ohne alles persönliche Gewicht, sich zur subalternsten Rolle bei den Hofschranzen bequemt hatte, da es ihr frei stand, unabhängig zu bleiben, und von ihnen gesucht, so bald sie eignes Gewicht hatte. Das ist traurig, da das Weibchen fremd, allein, ohnmächtig, kinderlos, der alten Dichtermumie zu gefallen, ihr Vaterhaus verließ. Sie heißt des Kunstgärtners von Wörlitz Tochter, soll aber dem fürstlichen Hause Dessau angehören — das gibt ihr vielleicht die Sehnsucht nach vornehmen Leuten. Beide Matthissons sind mir

lieb wie Unglückliche. Sie könnten's besser haben und stoßen's von sich. Ebenso seicht und viel beschränkter, stumpfer ist Haug, der mich seine sechs Bände Gedichte durchsehen läßt. Zwei Bände Oden! — Dabei möchte man sterben! So ein bloßer Dichter ist doch ein jämmerliches Ding! — Weißer seh ich nie! Reinbeck wohl wöchentlich, wo Donnerstag abwechselnd bei Minister Wangenheim und Geheimrat Hartmann der Abend zugebracht wird: Matthisson und Frau, die Frau des Kupferstechers Duttenhofer, Reinbeck, der Sonettendichter Freimund Reimar (Rückert) und wir. Es wird festgesetzt gelesen. Die Ministerin, Wangenheim, Reimar, Luise und ich machen die Konversation, oft sehr geist- und lebenvoll. Die anderen sind da. Matthisson liest, auch Wangenheim und Reimar. Wangenheim ist ein Mensch voll Geist, Güte, Fähigkeit — ihm fehlt jugement und tact — weshalb ich für ihn fürchte. Ein liebenswürdiger, guteswollender Mensch! — Bei anderen Bekannten aus der russischen Gesandtschaft wird Dienstag gelesen und Musik gemacht — das sind Pietisten, bei denen geht's fromm her. — Aber was wir bedürften, was wir einst hatten — ein Wesen, bei dessen Eintritt wir uns reicher fühlten, haben wir nicht."

Manche der hier behandelten Persönlichkeiten werden noch in anderen Briefen geschildert. Ueber einzelne ist ein kurzes Wort der Erläuterung zu sagen.

Zunächst über Frau v. Küster. Ueber sie heißt es in einem späteren Briefe an Reinhold, 14. Juli 1817: „Von Frau v. Küster spreche ich, weil ich überhaupt mit Frauen, wenig mit Männern umgehe, und sie mich wenig befriedigen. H. v. K. ist mir lieb und ich schwatze mit ihm, mit manchem alten Professor, mit meinem Hausherrn, Gürtlermeister, mit manchem Dorfpfarrer, der mich litterarisch heimsucht — ich bedarf keines Weltons, um gern mit Menschen zu reden, und mache Menschen jedes Tons reden, um Ansichten von ihnen aufzufassen. Seine Tochter ist ein geistvolles schönes Mädchen, die mit Luise Geistesverkehr hat — wenn diese beiden hübschen Köpfchen aneinander gelehnt den Euripides lesen und sich den Plato entziffern, sieht es herrlich aus. Dann Blumen ordnen und wie die Gackes

lachen — Küsters haben ein liebes Familienleben; arbeitsam — die Damen arbeiten alles selbst — stets liebevoll vereint, die sechs Kinder, die noch hier sind (einer studiert in Berlin) das Muster einer lieben Familie — ein bißchen nordische Vornehmthuerei — aber sehr milde."

Herr v. Küster, der damals preußischer Gesandter in Stuttgart war, kam 1822 nach München und übernahm von dort 1825 wieder den Stuttgarter Posten. In München verkehrte Aimé 1825 in dem Hause Küsters. Ein paar sehr herzliche Briefe an Therese von der Tochter Betty sind erhalten, die mit Luise befreundet war und in allen Verhältnissen sich Therese gegenüber sehr töchterlich erwies.

Die bekannteste Persönlichkeit unter den in den mitgeteilten Briefen Erwähnten ist jedenfalls Friedrich Rückert. Therese sah ihn in den letzten Monaten 1816 und Anfang 1817 viel und liebte ihn nicht. Zu ihrer Abneigung hatte sie manchen Anlaß: Zuerst seine, wie sie meinte, recht unsachgemäße Redaktionsführung des „Morgenblattes", die ihr viel Mühe und Arbeit verursachte, sodann die wohl nicht unbeabsichtigte Formlosigkeit in seinem gesellschaftlichen Benehmen, die der feinfühligen, die geselligen Formen vollständig beherrschenden und gerade durch die aristokratischen Kreise, in denen sie verkehrte, in dieser Rücksicht verwöhnten Frau recht unangenehm war, endlich seine wirklich empfundene, oft wohl absichtlich zur Schau getragene Deutschheit[95]).

Am 20. Juli schrieb sie an Cotta, der damals Verleger einzelner poetischen Arbeiten Rückerts war:

„Wenn Sie, geehrter Freund, meine Meinung über einen litterarischen Gegenstand vernehmen wollen, so kann es kein Kunsturteil sein, das Sie erwarten, sondern Sie sehen mich als Repräsentant Ihres Publikums en gros genommen an und wollen den Eindruck wissen, welchen dieses Publikum wohl von einem gegebenen litterarischen Gegenstande erhalten könnte.

„In dieser bescheidenen aber sehr wichtigen Stellung drücke ich mich über Fr. Rückerts Hafisische Gaselen aus.

„Diese Dichtkunst erhält ihr Interesse nicht aus Reichtum der Phantasie, denn sie nimmt ihre Bilder einzig aus der leblosen

und in ihr nur aus der Pflanzennatur; nicht durch Tiefe des Gefühls, denn sie spielt einzig mit sinnlichem Verlangen; nicht durch sittliche Begriffe, denn sie hat mit keiner Darstellung von Handlungen, noch Abstraktionen zu thun — ihr Interesse besteht in vielseitig ausgedrückten Gedanken, Wünschen, Sprichwörtern, die sich auf ganz bestimmte Nationalitäten begründen.

„Für den Forscher der Völkerkunde, für das Studium der Dichtkunst haben diese Gedichte gewiß ein großes Interesse und wahrscheinlich Hr. Rückert ein großes Verdienst, allein der bloße Leseliebhaber kann ihnen unmöglich Geschmack abgewinnen. Er versteht die Teile nicht, welche Volks- und Naturkenntnis Persiens fordern, und sucht selbst, wo er die Worte versteht, mehr wie darin ist, weil er ihr Verdienst, das der Sprache, nicht begreift. Diesen Bemerkungen nach passen sich diese Gedichte schwerlich in eine Sammlung, welche wie ein Taschenbuch der Art dem frivolen Teil des Publikums bestimmt ist."

Am offensten ließ sie sich aber über Rückert und dessen ganze Richtung in einem Briefe an ihre Tochter aus (20. November 1816): „Il y a là à Stoutgardt un quidam, Mr. Freimund Reimar — petit bonnet, oeil d'oison — tu sais que les soldats français se donnaient autrefois des noms de guerre, ainsi font aujourd'hui nos poètes patriotisch — ce Freimund Reimar s'appelle probablement Biertumpel ou Weinhefe — Meister Freimund Reimar (car ils s'appellent à présent Meister entre eux comme les cordonniers et tisserands — nous a béni l'autre jour d'une Ode qui commençait ainsi. Brünstige Nachtigall | die du aus schwangrer Seele | deinen Sohn, den Schall | gebierest durch die Kehle — heute stehen vier Sonnette drin (im M.Bl.), davon das an die Eiche. — ‚Baum meines Vaterlandes, Eiche, mächtige | du sonst den stattlichen Reichsapfel tragend — [Linnée n'a rien su de cette production de chêne] bis kläglich in der Zeiten Sturm verzagend | du uns zur Schmach Galläpfel trugest, schmächtige.' — — — Vois-tu — cela me remplit d'une indignation si violente, qu'il me faut une habitude de raison pour ne point fuir un sol où la plate folie est indigène et que tout sentiment généreux et libre abandonné de plus en plus. Tout y devient mon-

strueux — mais dans le petit genre — il ne s'agit pas de créations énormes que la corruption de l'empire romain faisoit naître, ni même de tölpischen Mondkälbern dont la réformation inondait l'Allemagne, elle fourmille de petits Wechselbälger du genre des insectes, des puces à cornes, de perce-oreilles velus d'araignées à crinières de cheval — cette engence dégoutante rampe, bourdonne, bondit dans un demi jour malfaisant éclairé de temps en temps par quelques feu-follets mystiques qui nous font apercevoir par ci par là — non de beaux débris, mais de belles pierres taillées qui auraient pu former un digne édifice, servent aujourdhui d'échafaudage à la vermine biscornue qui les couvre. — Ouf! me voilà dégonflée aus schwangrer Seele, meine lieben Kinder, die Schimpfierungen — geboren aus der Feder — la rime manque un peu davantage qu'à l'Ode de Maitre Reimar; mais je ne suis pas procoureur im Eichhain, il me faut passer cela."

Verehrer deutscher Dichtkunst werden möglicherweise bei dem Lesen solcher und ähnlicher Stellen Zeter schreien. Ein solches Geschrei indessen wäre nicht wohlgethan; weder Frau Therese noch ihr Biograph hatten und haben die geringste Lust, die deutsche Dichtkunst und einen ihrer Hauptvertreter zu verunglimpfen. Vielleicht würde Frau Therese, wenn sie Rückerts zarte Liebespoesie und die Weisheitssprüche seines Alters hätte lesen können, das germanisch-mystisch Unreife seiner Jugendjahre milder beurteilt haben. Aber in all diesen herben Urteilen liegt viel weniger das Behagen am Widerspruch gegen das, was andere schufen, noch viel weniger die Lust, Gutes und Tüchtiges herabzusetzen, sondern ein wohlgeschultes, sittliches und ästhetisches Gefühl, die starke Eigenart einer denkenden Frau — aus diesem Grunde brauchten derartige Zeugnisse nicht ängstlich zurückgehalten zu werden.

Viel weniger als mit Rückert war sie mit Ludwig Uhland zusammen. Wenn er auch in der obigen Darstellung der Stuttgarter Gesellschaft nicht vorkommt, so mag das Wenige, was Therese über ihn sagt, gleich an dieser Stelle folgen. Auch für seine Persönlichkeit hatte sie keine volle Sympathie, aber

für seine Dichtung fand sie manch hübsches Wort. Zunächst äußerte sie sich über sein Gedicht auf den Tod der Königin von Württemberg (an Cotta 3. Februar 1819)[96]): „Hier ist ein schönes Gedicht von Uhland, zehn meiner Aufsätze wert. Er bittet es ganz so zu drucken, wie es dasteht, und ihm statt aller Berechnung, sechs Exemplare des Morgenblattes, worin es vorkommt, zu senden. Das ist mit klassischem Ernst gedichtet. Lassen Sie es nur bald geben! Das singt die anderen freilich nieder!"

Als Müllner in seiner pöbelhaften Weise Uhlands „Ludwig der Bayer" herunterriß, suchte sie bei Cotta (Juli 1819) eine andere unparteiische Besprechung durchzusetzen. Auch sonst lobte sie den Dichter, während ihr der Mensch nicht sympathisch war.

Auch ein dritter schwäbischer Dichter mag hier kurz genannt werden, der zwar nicht dauernd in Stuttgart lebte, aber viel Beziehungen zu dortigen Kreisen, z. B. dem Hartmannschen, hatte und schon dadurch, besonders aber durch seine Beiträge zum Morgenblatt mit Therese in nahen Verkehr kam — Justinus Kerner[97]). Die Redakteurin lernte ihren Mitarbeiter 1821 kennen. Nachdem sie ihm bis dahin ziemlich fremd gegenüber gestanden hatte, schloß sie sich ihm enger an, besonders da sie ihm in dem Hartmannschen Hause begegnete und auch durch Kerners Schwägerin ihm näher trat. Vielleicht hat sie ihn auch als Arzt gebraucht. Seine Dichtungen waren ihr erfreulich, obwohl sie gelegentlich Verbesserungsvorschläge machte, die der Dichter annahm; für seine historischen und medizinischen Arbeiten zeigte sie Verständnis; seine mystische Richtung konnte ihr freilich nicht behagen. Als er ihr, allerdings kühl genug, den Plan der Weinsberger Frauen empfahl, die Burg Weibertreu wiederherzustellen, fand er bei ihr recht satirischen Widerspruch.

Die Besprechung der letztgenannten Dichter, die nur teilweise der schwäbischen Residenz angehören, hat den Leser etwas von der Stuttgarter Gesellschaft abgelenkt. Er muß aber noch einige Zeit bei ihr verweilen. Unter den dortigen Bekannten ist die Familie v. Hügel und eine Frau v. Geismar zu nennen, die von Lisette Cotta als Theresens gute Freundin be-

zeichnet wird. In dem Hügelschen Hause verlebte die Enkelin Theresens, Molly, den Winter 1824/25.

Ein anderer Teil der Stuttgarter Gesellschaft, in der Therese damals verkehrte, wurde kurz nach ihrer Uebersiedelung (23. September) der Tochter Therese so charakterisiert: „Die Hartmanns sind gut und piètres. Die Hopfgarten (Hopfengärtner) edel und mit starkem Willen, Frau v. Matthisson gut, eitel, schwach, unbedeutend. Gefällt sehr, weil sie durch ihre Existenz niemanden den Vorwurf macht, keinen Charakter zu besitzen. Diese Leute sind Mollusken zu vergleichen. Dämmerung und Nebel sind ihr Element. Die Sonne trocknet sie aus, daß sie auf dem trockenen Boden, wo sie vegetieren, zu verschwinden scheinen. Bei den Wangenheims ist viel Stoff, aber wenig base. Sie besitzen Seele, innerlichen Halt, Geist, Leichtigkeit und wirkliche Güte. Aber ich weiß nicht recht, was diese Zusammensetzung so unsolide macht, wenigstens hindert mich meine Vernunft, mich ihr ganz hinzugeben. Frau v. Marschall, badische Gesandtin, eine feine, vernünftige, in jeder Beziehung vortreffliche Frau. Ich könnte sie vertrauensvoll lieben, wenn sie nicht der privilegierten Kaste angehörte. Frau v. Küster und Tochter, preußische Gesandte. Angenehme Damen, nordische Bildung, häusliche Tugenden, bürgerliche Tüchtigkeit (er ist soeben geadelt worden). Ich könnte mich ihnen anschließen, wenn sie nicht Preußen wären. Gräfin Zeppelin, liebenswürdig und gut, herzgewinnend, einfach, elegant, bereit, uns auszuzeichnen. Doch hüte ich mich vor ihr, weil ich sie für leidenschaftlich und egoistisch halte."

Später wurde Therese gerade mit der letztgenannten Frau näher bekannt. Ueber sie und einen anderen Teil der Stuttgarter vornehmen Gesellschaft sprach sie sich in dem folgenden Briefe an Henriette v. Reden aus. „Aber in Stuttgart lebt man wie im Himmel, man freit nicht und läßt sich nicht freien. — Da gehen und kommen die Legationssekretäre — wie die Räucherkerzchen, die man ins Wasser fallen läßt, man sieht ihnen gar nicht an, daß sie gebrannt haben. Aber die Männer sind wenigstens so platt, wie die Fröhlen — Gott, wie leer sind diese Köpfe! wie geringfügig ihr Interesse! Ich denke oft nach, wie es doch möglich wär', das Gemüt in der Erziehung erwärmen

zu machen, dem Geist Interessen einzuflößen, damit er zur Zierde und Freude des Lebens nach Bildung strebte, und nicht, um ein Toilettefach auszufüllen. Wenn ich einen lieben Mann sehe, so weiß ich nicht, wo ich ihm ein liebes Mädchen finden soll, und wenn ich ein liebes Mädchen sehe, so weiß ich nicht, wo ich einen lieben Mann soll für sie her kriegen. Unter den Männern, die ich liebe, aber nicht liebe Männer nennen kann, ist Graf Thurn, der österreichische Gesandte, der, mit sich und seiner Standes- und diplomatischen Welt uneins, Ecken und Schärfen hat, aber ein Mann von Geist, Kenntnis und Gemüt ist. Das alles aber ist durch Weltleben, Weltleere, Weltschlechtigkeit bemoost — er entdeckt es in sich selbst wieder, wenn er eine Weile mit edlen Menschen umgeht, und taut in seiner eigenen Sonne auf. Ich habe ihn lieb und wir brachten unsere Abende mit Dichtkunst, Geschichte, Landwirtschaft und Disputen sehr angenehm hin, er, Luise und ich. Er ist auf vier Monate auf Urlaub. Wintzingerode hat uns tugendhaften gens comme il faut einen lästerlichen Skandal gegeben, indem er die Brede (Schauspielerin) hat. Er bringt es niemand auf, aber wir nehmen's sehr übel; wir haben von dem verlassenen Münchingen, der sie sonst hatte, wie von einem ehrbaren und geprellten Ehemanne gesprochen, ja, er ist durch seine Pseudohörner fast ehrwürdig geworden. Ich selbst finde ihn liebenswürdig, Wintzingerode aber noch mehr. Das Lustige war, daß die Brede verschiedenemal bei Beroldingens und Wintzingerode vorlas — allerliebste Soirées! Nun Wintzingerode statt Münchingen sie hat, glauben wir, es sei unanständig, sie lesen zu hören, und entbehren dieses Vergnügen. Der Tugendeifer, der uns belebt, ist erstaunlich! Der arme Wintzingerode ist behext oder die Brede ist sehr angenehm oder beides. Das Theater soll hier schlechter wie je sein, — ich weiß es nicht, denn ich besuche es nicht. Die Theatergedichte sind schlechter wie je, bei dem besten anzufangen. Der jetzt allgemein wirkende ‚Freischütz' spricht für sich — das Gedicht ist eine hübsche, alte Volkssage, in schlechte Verse gebracht und durch Abänderung verpfuscht, aber die Musik gefällt ganz Deutschland, wird von ganz Deutschland nachgeträllert, — da muß sie ans Herz und dann ist sie gut.

Eßlairs Ruhm schläft in München ein, weil er dort ein weniger schwerfälliges Publikum hat, das nicht heute bewundert, weil es gestern bewundert hat . . . Studium hatte er nicht. Wir hatten die Familie Genast; im Theater sah ich sie nicht; aber in meinem Hause habe ich sie deklamieren, singen und sprechen hören. Als Maria Stuart gefiel mir die Genast. Hier gefiel diese Maria Stuart dem Stuttgarter Publikum nicht, sie war ihnen zu gesteigert tragisch. Die gewöhnlichen Marien schwimmen zwischen dem Menschen und der armen Sünderin im Königsmantel."

Für die in den beiden vorstehenden Briefen erwähnten, besonders die nur in Württemberg bekannten Personen sollen nicht ausführliche biographische Notizen gegeben werden, nur von einigen wenigen soll mit ein paar Worten die Rede sein. Eßlair und Genast waren damals gefeierte Schauspieler, deren Ruhm sich dauernd erhalten hat; ungünstiger verfuhr das Schicksal mit Frau Brede, die als schöne Frau und große Künstlerin zu ihrer Zeit großes Aufsehen machte. Auch mit der Rahel war sie gut bekannt.

Unter den Politikern ist der schon mehrfach genannte Wangenheim der wichtigste: K. Aug. v. Wangenheim (1763 bis 1850), seit 1806 in württembergischen Diensten. Auf Grund einer Schrift 1815 wurde er vom König zum Vermittler ernannt in dem zwischen jenem und den Ständen entbrannten Streit um die Verfassung, blieb auch unter dem folgenden König Wilhelm (Oktober 1816) einflußreicher Ratgeber, schied aber, teils seiner Unpopularität, teils seiner Unzufriedenheit mit dem neuernannten Minister Malchus wegen aus seinem Amt (November 1817), bald auch aus Stuttgart, da er zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt wurde. Durch seinen Freisinn wurde er den Machthabern unbequem, die 1823 seine Abberufung durchsetzten.

Seit 1819 leitete Wintzingerode die württembergische Politik, der in vielem ein Gegner der Wangenheimschen Ideen war. Heinrich Karl Friedrich Levin Graf Wintzingerode war 1778 geboren. Er trat 1802 in württembergische Dienste, war von 1808 an Gesandter in verschiedenen europäischen Hauptstädten, seit 1819 Minister, aber selten mit dem König einig, dessen freisinnige Ideen er nicht teilte und doch zu vertreten hatte.

Am 2. Oktober 1823 erhielt er seinen Abschied und lebte fern von Stuttgart auf seinem Gute bis zu seinem Tode 1856.

Auch der österreichische Gesandte, Georg v. Thurn und Valsassina (1788—1866), war ein bedeutender Mensch. Hauptsächlich war er Militär, seit 1808, und unterbrach seine militärische Laufbahn nur durch eine kurze diplomatische, 1815—1825. 1820 war er als außerordentlicher Gesandter nach Stuttgart gekommen, 1825 trat er wieder in die Armee zurück. Er erwarb sich besondere Verdienste in dem Feldzuge der Jahre 1848/49, 1851 wurde er Feldzeugmeister. Mit dem Weggang Luisens scheinen sich seine Beziehungen zu Therese gelockert zu haben [98]).

Sonst werden in verschiedenen Briefen außer den schon angeführten genannt die Schriftsteller Schwab, Adrian, der Diplomat Tautphöus. Einen Winter oder mehrere gehörten Berliner Damen, Pobeheims, auch dem intimen Zirkel an. Sie wollten dann nach Bayreuth übersiedeln, weil das Judentum, dem sie entstammten, ihre Aufnahme in den Stuttgarter Zirkel schwierig machte; wirklich werden sie in Briefen Luisens als zeitweilig in Bayreuth ansässig genannt.

Im Oktober 1818 siedelte Frau Kerner, die Witwe Georgs, des Jugendfreundes Reinholds, die Schwägerin des obenerwähnten Justinus, mit ihren Kindern von Hamburg nach Stuttgart über. Aber schon drei Jahre später, 1821, wurde sie von ihrem Bruder Duncker in Hamburg veranlaßt, nach dort zurückzuziehen und seinen Haushalt zu führen. Zwischen beiden Frauen bildete sich nach einer schnell besiegten Abneigung Theresens ein sehr intimes Verhältnis, in dem Frau Kerner als Tochter angeredet und auch behandelt wurde. Sie war eine geistreiche, witzige Frau, nur zu weichlich in der Erziehung ihrer Kinder. Sie hatte das Unglück, daß eine ihrer beiden Töchter ganz verwachsen, die andere höchst unliebenswürdig war. Von ihrem Knaben mußte sie sich trennen, weil er bei ihr weder körperlich noch geistig gedieh. Später, als sie in Hamburg lebte, trat Aimé ihr sehr nahe, der sie aus Erzählungen und Briefen seiner Mutter kannte. Dadurch festigte sich auch das Band zwischen den beiden Frauen, das sich freilich nie ganz gelöst hatte. „Mir thut das Herz nach meiner Kerner weh," schrieb Therese Anfang

1824, also schon von Augsburg aus, an ihren Sohn in einem Brief, in dem sie sich über die kurzen ledernen Schreiben der Stuttgarter Freunde (Matthisson, Hartmann) beklagte, das bloße „Gutsein" genüge ihr nicht.

Während all diese Männer und Frauen für längere oder kürzere Zeit, manche auch während des ganzen Stuttgarter Aufenthaltes Theresens Umgang bildeten, kamen andere nur für Tage und Wochen, zum Teil recht berühmte Frauen und Männer. Therese ließ sich indessen von Berühmtheit nicht leicht imponieren; sie bildete ihr Urteil nicht nach dem Namen und nach der Geltung der Gäste, sondern ließ ihre eigene Anschauung walten. Gewiß konnte diese sie zu verkehrten Schlüssen führen: teils war sie befangen und voreingenommen, teils ließ sie den einmaligen Eindruck entscheiden, das gesellschaftliche Benehmen den Ausschlag geben, während doch zur Bildung eines Urteils eine genauere Bekanntschaft, ein Eingehen auf die innerlichen Eigenschaften des zu Beurteilenden nötig ist; schlechte Laune und Ungeschicklichkeit des Gastes konnten einen üblen Eindruck hervorrufen, den Therese manchmal etwas vorschnell fixierte. Eine derartige Vorbemerkung erscheint nötig bei folgender Charakteristik der Charlotte v. Schiller[99]). Als die Begegnung stattfand, erinnerten sich wohl beide Frauen nicht daran, daß sie vor fast 40 Jahren, da beide noch recht junge Mädchen waren, sich schon einmal in der französischen Schweiz getroffen und damals Behagen aneinander gefunden hatten. Am 22. Oktober 1819 schrieb Therese an Usteri: „Schillers Witwe ist mit ihren Töchtern hier. Sie erinnern sich, wie Schiller durch seine Xenien gegen Huber handelte, also werden Sie es ganz nach gemeinem Weibesbrauch finden, daß seine Witwe, vergessend, daß unsere Männer nun als reinere Geister zum Lichtquell wallen, mich nicht besucht hat. Zweimal lud man mich mit ihr ein, ich sprach sie offen an, wir unterhielten uns den ganzen Abend zusammen, aber sie hat es für das Andenken ihres Mannes für nötig gehalten, daß sie mich nicht besuchte. Das ist nun dumm, und dieser Art Dummheit trete ich manchmal auf die Füße. Außerdem sah sie de tout au tout wie meine Kammerfrau aus. Es ist seltsam, wie so eine Frau, die so viele Menschen sah, nie ein bißchen tournure

bekam. Sie scheint eine vernünftige Frau, aber hat das niaise Lachen der permanenten Verlegenheit, eine gemeine Gestalt und Haltung. Ihre Töchter sind häßlich, besonders die jüngste, die wie das Schemen von ihres Vaters Büste aussieht, kalt, kränklich, hochmütig."

Drei anderen, gleichfalls berühmten Personen, zwei Frauen: Henriette Herz[100]), der bekannten Berliner Schönheit, und Karoline v. Humboldt, über die in letzter Zeit so viel wichtiges Material veröffentlicht worden ist, und einem Mann: Jean Paul, der sich zufällig mit der letzteren in einer Gesellschaft bei Cotta befand, gilt eine an Henriette v. Reden gerichtete Schilderung Theresens. (Stuttgart, 3. Juli 1819.) Sie ist voll Humor und Satire; es ist lebhaft zu bedauern, daß der leidige Platzmangel hindert, dieses köstliche Stück an dieser Stelle zu wiederholen. Henriettens Schönheit, Karolinens Kunstverständnis werden gebührend gewürdigt, Jean Pauls gesellschaftliche Ungeschliffenheit, Einbildung, Trunksucht, der oft lächerliche Kultus, dessen Gegenstand er war und an dem er Gefallen fand, werden meisterlich persifliert.

Jean Paul blieb dann überhaupt lange für Therese ein Stein des Anstoßes. Wo sie nur konnte, versetzte sie diesem Schriftsteller wegen seiner Eitelkeit, seiner Trunksucht und seiner Unerträglichkeit im geselligen Verkehr wuchtige Hiebe. Manches in diesen Schilderungen mag übertrieben sein, unwahr ist gewiß nichts, denn ihre Berichte[101]), namentlich die seit 1822, beruhten nicht etwa auf Hörensagen, sondern waren veranlaßt durch Mitteilungen ihrer Tochter, Luise v. Herder, deren intimer Hausfreund Jean Paul war, oder sie gingen aus eigener Anschauung Theresens hervor, da diese in Bayreuth Jean Paul und dessen Gattin häufig sah. Man darf auch nicht glauben, daß sie gegen Jean Paul wie etwa gegen Schiller irgend eine Voreingenommenheit hegte; zwischen ihrem Gatten und jenem war nie etwas vorgekommen, was ein derartiges Vorurteil hätte veranlassen können. Sie hatte sich auch nicht über Unfreundlichkeiten von seiner Seite zu beklagen, vielmehr berichtete sie ihrem Sohn, er fände in ihren Erzählungen Goethes Klarheit und scharfe Umrisse der Gestalten, sowie in allen ihren An-

sichten einen männlichen Sinn, „daß er mich deshalb oft nicht erkennt". — Hier sei eine längere Stelle über Jean Pauls letzte Zeit abgedruckt, wegen ihrer Charakteristik seiner geistigen Individualität. (An Frau Dr. Kerner, 22. Juli 1824.) „So viel ich mich erinnere, waren Sie während Jean Pauls Besuch in Stuttgart gegenwärtig, und so wenig entzückt von ihm wie ich? Jetzt ist der Mann nun ganz herabgekommen, leiblich zerstört und geistig verstumpft — eine widrige Ruine eines form- und regellosen, wenn gleich genialen, zuweilen riesenhaften Gebäudes. Er braucht keinen Arzt, sondern doktert an sich von jeher. Nachdem er sich zunichte getrunken, hielt er seine Beschwerden für einen Herzpolypen und ließ sich unablässig zur Ader, ohne den Trunk einzustellen — dabei ist er bis zur Unfähigkeit kurzsichtig geworden — was freilich blind heißt — dabei hat er die Unfähigkeit, vorlesen zu hören und zu diktieren (wie leicht könnte man in gesunden Tagen solcher Abneigungen Herr werden!). Jetzt hat er den Trunk, wie man sagt, gänzlich aufgegeben, wobei er aber so augenscheinlich einsinkt, daß ein Arzt, mit dem er verkehrt, gestern sagte: ‚Der Mann sollte wieder zu trinken anfangen, auf dem jetzigen Wege endete er sehr schnell.' — Das ist tief traurig, aber nicht erbaulich. Jean Pauls Geistesleben war eine Art Liederlichkeit, wie die sinnliche auch ist, ja war deshalb Liederlichkeit, weil die Sinnen sie basierten — er war Gefühls- und Phantasiemensch — wie Großmann, Tieck und mehrere aber mittelmäßigere — daß jene auch leiblich liederlich waren, mindert ihre Schuld, statt sie zu mehren, indem ihr Wille eine starke Opposition in ihren Sinnen fand. — Jean Paul blieb seiner Sinnen Herr und ließ dabei seinen Geist zügellos im Unendlichen schwelgen, seine Phantasie umhertollen — er ist eine fatale Erscheinung. Wenn er und Matthisson hier zusammentreffen, ist Delilles Vers nicht auf sie anwendbar:

et ces deux grands débris se consolaient ensemble.

Wenn's auf Alexandriner ankäm', so könnt' es heißen:

Zwei zerstörte Götzenhaufen sinken in Vergessenheit —

Doch wird in der Litteratur Matthisson Jean Paul überleben,

weil dieser etwas Vollendetes gab, und dieses überlebt, auch wenn seine Gattung nicht Größe ist, sein Jahrhundert — das Ungeheure ist dem Zahn der Zeit durch Regellosigkeit ausgesetzt, im Vergleich wie Kugel und zackichte Fläche. Seine Frau, eine Schwester der Madame Spazier, ist wohl die ergebenste Gattin, die je ihren Mann bewunderte; er ist als Hausherr wie ein gemeiner weibischer Egoist, guckt in die Töpfe, fordert Dienste, welche nur die Not der Hausfrau auflegen darf — ist aber dann auch wieder gesellschaftlich mit Frau und Kind, zwei sehr mannbaren Töchtern."

Ueber andere Besuche kann man kürzer hinweggehen: Ende 1818 lernte sie den dänischen Reisenden und Altertumsforscher Ritter von Bröndsted (1780—1842) kennen, der von Griechenland heimkehrte; A. W. Rehberg, der Staatsmann und politische Schriftsteller (1757—1836), Bruder ihrer Jugendfreundin (oben S. 17), besuchte sie in Stuttgart 1822. (Brief an Henriette v. Reden.) Sie freute sich über seinen Charakter, namentlich darüber, daß er seine Stelle in Hannover als Geheimer Kabinettsrat aufgegeben habe, „weil er lieber seinen Wohlstand als seine Grundsätze opfern wollte". — Ein dritter Besucher ist Varnhagen von Ense (1785—1858), der Schriftsteller und Diplomat, dessen politische Thätigkeit schon oben erwähnt wurde. Er war damals in Stuttgart, wo er eine politische Rolle zu spielen hoffte, und hat vielleicht gerade durch diesen Stuttgarter Besuch und die Stellung, die er damals einnahm, seinem Sturze, der ein Jahr später erfolgte, vorgearbeitet. Ueber ihn schrieb Therese an Frau v. Reden, 26. Februar 1818: „In der Eile dank' ich für Deinen lieben guten Brief und benütze die Artigkeit des Herrn v. Varnhagen, um ihn zum Ueberbringer des unwürdigsten Pakets zu machen, welches seinen Händen je anvertraut werden konnte! Wenn er das wüßte! Ich hoffe, er denkt, es sind trockene Herzen, oder ausgerupfte Engelsflügel, oder marinierte Epigramme — wüßte er, daß es Socken wären! — doch wenn wir's germanische Kothurne nennten? hm?

„Aber Dir hat er es zu verdanken, meine stets liebenswürdige Henriette, daß er mir recht leidlich vorgekommen ist. Ich erwartete so eine kantige, laute, schneidende Natur, daß er

mir recht wohl gefallen hat in seiner breiten Bläßlichkeit. Er hat sich auch recht gemäßigt vernehmen lassen, nur einmal hat er mir imponiert durch ein großes Wort, worüber ich dann lustig spottend hinwegging. Die Leute wären glücklich, wenn Du ihnen nur den Weg bahntest mit Deinen unnachahmlichen Beschreibungen und Andeutungen."

Auch andere Gelehrte und Dichter erschienen in ihrem Kreise. Drei solcher Besuche erfolgten im Jahre 1817 von dem dänischen Dichter Laurids Kruse (1778—1839), einem äußerst fruchtbaren Novellisten und Dramatiker, den sie in einem Schreiben an Usteri (17. Juli 1817) als „Huber ähnlich" bezeichnet, „nur weibischer, kleiner, unfroher", sowie von dem Germanisten von der Hagen (1780—1856), dem lange über Gebühr gepriesenen Herausgeber, der durch den massenhaften Stoff, den er edierte, ein großes Kulturverdienst in Anspruch nimmt, und dem bekannten Historiker Friedrich v. Raumer (1781 bis 1873), damals noch in seinen Anfängen, seit 1823 durch seine „Geschichte der Hohenstaufen" bekannt geworden.

Von diesen dreien gab sie in einem Briefe an Reinhold, den 24. Oktober 1817, folgende Darstellung: „Er (Kruse) las uns vor. Seine Erzählungen sind meines Bedünkens viel besser als seine Dramen, denn in diesen fehlt Kraft und Einfalt, und ihr neben dem Romantischen Hergehen macht sie doch mehr oder weniger zu Mißgeburten. Wir hatten ihn sehr gern — er rührte uns, er sah Huber ähnlich. Machen Sie Krusens Kopf im Unterteil des Gesichts männlich, schwarzbärtig, geben Sie ihm himmlische Augen, bilden Sie seine Gestalt in mittlere Mannesgröße, so ist er da — dann aber statt dem meist gedrückten, immer den Platz abwartenden Ausdruck von Krusen lebensfrohe, bescheidene Zuversicht. Kruse hat unter erlittenem Unrecht gelebt, hat sich gegen Uebermacht gesträubt und fühlt nun als persönlich erlittenes Unrecht, was er als allgemeinen Irrtum ansehen sollte. Daher sind alle seine Produkte voller Intrigue, seine Charaktere leidend. Aber ich mochte ihn recht gern, Luise auch. Von den dreien war mir Hagen bei weitem der liebste. Wir erklärten ihm unseren Abscheu vor der Romantik und dem Mittelalter und daß wir gemeint hätten, er

als Nibelungen-Gevatter müßte wie der wilde Mann auf dem Harzgulden aussehen; er war dagegen sehr überrascht, daß wir seine Bücher alle gelesen und uns mit Teilnahme mit allem, was altnordische Poesie heißt, abgeben und die Edda an den Fingern hererzählen konnten. Da sprach er interessante Sachen mit uns. — An Luise machte er allerliebste Verse, auch an ihre platonische Mitschülerin. Raumer war uns innig zuwider mit seinem verzwickten Verständchen, seiner antithetischen, flachen Konversation mit uns Frauen, und seiner wahrhaft berlinischen Anmaßung."

Gelegentlich sprach auch Ludwig Börne [102]) vor, welcher als eifriger Mitarbeiter am Morgenblatt auch seinen Redakteur kennen lernen wollte. Ein Urteil Theresens über diesen Schriftsteller, dessen dramaturgische und politische Aufsätze damals das größte Aufsehen machten und eben Cotta veranlaßt hatten, in nähere Beziehung mit ihm zu treten — es handelte sich zuerst um Uebernahme der „Wage", dann um eine feste Verbindung mit den Cottaschen Journalen —, liegt nicht vor. Daß er persönlich auf Therese und ihre Tochter keinen besonderen Eindruck machte, kann man aus einem späteren Briefe Luisens schließen, in dem sie sich über die geistvollen Skizzen des kleinen Mannes höchlichst wundert. Aber auch der Eindruck, den Börne empfing, war kein unbedingt günstiger. Er berichtete seiner Frankfurter Freundin (14. November 1820), daß er Frau Huber, die er mit einem sehr despektierlichen Ausdruck bezeichnete, besucht, sie im obersten Stock eines Hauses, in einer ziemlich ärmlich aussehenden Wohnung, mit starkem Husten, der ihr das Sprechen erschwerte, gefunden habe. Er bezeichnete sie als eine „recht angenehme, geschwätzige Frau, auch geistvoll". Er konstatiert, daß sie wegen ihrer Unterhaltungsgabe in allen Gesellschaftskreisen willkommen sei. Das zweite Mal, einige Wochen später, traf er Haug bei ihr, den sie immer „holdester Haug" anredete. Sie machte sich über die Mitarbeiter des Morgenblattes lustig, „sie ist ein satirischer — nicht Engel wie Sie, sondern Drache". Von der himmlischen Schönheit der Tochter, besonders von ihren großen, lebenslustigen, feurigen, herrschsüchtigen Augen schwärmte er, fügte freilich hinzu, „sie könnte wohl ein Bataillon Männer komman-

dieren, denn es scheint mir, sie hat zehntausend Teufel im Leibe." So falsch diese Charakteristik ist, so falsch werden auch einige böse Spöttereien über ein körperliches Gebrechen Luisens sein. Von der Unterhaltung mit der Mutter berichtet er:

„Sie sprach mit mir viel über Juden, eigentlich gegen. Anfänglich konnte ich das nicht begreifen, denn ich merkte ihren Reden an, daß sie nicht im geringsten daran denkt, daß ich selbst einer sei. Nachher aber fiel mir bei, daß ihr meine beiden Frankfurter Berichte wohl Anlaß gegeben hatten, von jener Sache zu sprechen."

Bisher sind meistens adlige und litterarische Persönlichkeiten genannt, die längere oder kürzere Zeit Theresens oder ihrer Tochter Gesellschaft bildeten. Auch einzelne Politiker wurden mit ihr bekannt, doch mag es hier, da ein Eingehen auf speziell württembergische Verhältnisse aus dem gleich näher anzugebenden Grunde vermieden werden soll, genügen, auf Theresens Interesse für die Griechen kurz hinzuweisen. Dieses, einer in ganz Deutschland herrschenden Stimmung entsprechend, äußerte sich wiederholt in allgemeinen Betrachtungen; besonders trat es hervor in der Teilnahme für zwei Jünglinge mit Namen Pappa, die ihr von Schweighäuser in Straßburg zugewiesen worden waren, und die von ihr weiter an Professor Thiersch [103]) in München empfohlen wurden. Sie sorgte thatkräftig für die beiden jungen Leute, für die sie freilich mehr ein menschliches Gefühl, als gerade eine politische Zuneigung empfand, und wußte von ihren Freunden, z. B. dem früher genannten Grafen Thurn und anderen ansehnliche Summen für die Flüchtlinge zu erlangen.

Ein fernerer Bericht sei hier mitgeteilt, weil er den Schrecken zeigt, den politisch anrüchige Auswanderer in der guten Stuttgarter Gesellschaft hervorriefen. (An Adele Blumenbach, 14. Dezember 1822.) „Soeben nimmt mir ein Baron Camillo Cigone zwei Stunden, ein Mailänder Auswanderer, der nach England flüchtet; eine Stunde vorher erhielt ich einen Brief von der Pichler aus Wien; was mir diese beiden Men-

schen für ein Bild von der österreichischen Regierung gemacht! In Wien scheint die Geistesertötung recht systematisch fortzugehen — von Spionen ist das Wort gelähmt, von Censoren der Gedanke verstümmelt (in Wien) und in Mailand stopft man die Gefängnisse voll und entführt die Menschen, deren Geist und Einfluß man am meisten fürchtet, nach den österreichischen und ungarischen Festungen. Dieser Mann hat mich lebhaft beschäftigt. Er ist Schriftsteller, Präsident der Volksgesellschaften gewesen — wir können solche Menschen nur als Darsteller vieler Tausend ansehen. Wir werden, selbst alte Leute, wie ich, werden noch viel Heftiges erleben. Sonderbar viel Heftiges! Ich mußte daneben aber sehr lachen. — Bonstetten, der sehr liberal denkt, hatte diesen Cigone Matthisson empfohlen, der alte Füßli in Zürich aber mir. Nun gibt es gar nichts Aengstlicheres wie Matthisson — der hat diesen Carbonaro über die Straße führen müssen! Aber sowie er ihn bis zu mir gebracht, nahm er auch Reißaus, damit niemand ihn aufrufen und sagen könnte: „Ihr wart dabei!" Solche Aengste divertieren mich ganz ungemein. Diesen Sommer, wie der gute neunundsiebzigjährige Bonstetten hier war, habe ich ihn ordentlich von einem Zimmer ins andere gejagt; denn wenn Bonstetten mit mir sprach, nannte er die Dinge bei ihrem Namen, fürchtete sich nicht, Napoleon einen sehr großen Menschen zu nennen, und andere Leute klein, sehr verächtlich klein. Sobald wir nun ein ernstes Wort sagten, schlich sich Matthisson von seinem Pylades fort und suchte uns eine Unterbrechung zu schicken. Kennst Du die Menschen, denen eine warme Unterhaltung, eine lebhafte Behauptung Todesangst macht? Die nur trachten, das Gespräch immer beim Wetter, dem Nachbeten eines litterarischen Urteils und dem Lob eines großen Herrn zu erhalten? Wir haben (besonders wie Wangenheim, jetzt Gesandter am Bundestag, noch hier war) mitunter lebhaft gestritten, citiert, abgeurteilt, ja wohl in des Autors Gegenwart diskutiert. Da suchte denn Matthisson immer das Gespräch mit einem flachen Apropos zu unterbrechen; wie das nicht ging, sprach er nach rechts und links mit seinem Nachbar, um dieser ihre Aufmerksamkeit vom Streite abzuhalten; — seine Frau hingegen saß auf der Stuhlkippe, machte spitze Ell-

bogen und so oft ein Tadel ausgesprochen, ein kühner Gedanke gewagt wurde, vertönte sie sich, wie ein Hund im Traume und sah ängstlich zum Sponsen hinüber."

Schon in manchen der im vorigen mitgeteilten Schilderungen ließ Therese ihrer satirischen Laune die Zügel schießen, obwohl die Besucher angesehene, mitunter bedeutende Leute waren. Am markantesten ist sie aber in der Porträtierung zweier ganz unbedeutenden Damen, deren Besuch sie empfing. Diese Schilderung mag die hier aufgestellte Galerie von wichtigen und unwichtigen Persönlichkeiten beschließen. (An ihre Tochter, 23. Juli 1823.) „J'avais ces derniers jours une très comique apparition d'une demoiselle Douglas, soeur de la femme de Wilhelm Forster; elle paraissait dem. de compagnie d'une Dem. de Lichidi. Fräuleins Douglas und Lichidi aus Magdeburg, die reisten mit einem Kammerherrn, eigenem Wagen Extrapost, nicht wie Schah Bambos Töchter, denn sie sind reichlich häßlich, aber doch wie fahrende Fröhlen. Sobald sich die Douglas mir genannt hatte, empfing ich sie wie eine Schwägerin, führte sie umher, gab ihr eine Soirée, wozu ich ihr Matthisson (einen Magdeburger) einlud, und war gar freundlich und prächtig. Kennst Du denn diese Ware? Ich bin über die Unwissenheit derselben etwas verdutzt gewesen. Sie wußten keine Silbe von dem Dasein von Boisserées Gemälden, waren zwei Tage hier, ohne sie zu sehen, obschon ich sie den ersten Tag dazu ermahnte, allein sie folgten lieber dem Lohnbedienten, der sie im Schloß herumführte, wo sie ohne alles Ansehen, die wenigsten Kunstsachen sahen. Bei Dannecker fragte mich die Douglas, ob Christus' Gewand wohl Mull oder Seidenzeug sein sollte? — Die Frage ist um so komischer, da Dannecker den Mißgriff gethan hat, das Gewand recht lüstern dünn zu arbeiten, so daß ‚des Herrn' schönes Bein ganz sichtbar ist. Bei den Antiken fragte Fräulein Lichidi, wer der alte Mann sei, den die Schlangen fräßen. Reinbeck behauptet, diese Lichidi sei ein ‚verkleideter preußischer General', weil sie bei dieser heillosen Unwissenheit eine so kapable Stellung hätte. Die Douglas hatte Mundwerk, sprach mit den Weibern und das ging gut. Die Lichidi unterhielt sich mit Matthisson von Magdeburg und das ging auch

gut. Mitten in der Soirée fragte die Lichibi die gute Reinbeck, ob ich (die Wirtin) verheiratet sei? — Emilie hielt sie für verrückt und erschrak sehr. Begreifen thu' ich's nicht, aber beide Damen waren entzückt von meiner Gastfreundschaft und Gästen.

„Die Douglas fragte teilnehmend, und ich antwortete gern, nach euch allen. Einen Haken muß es aber mit ihr haben, denn da ich auch fragte, wußte sie von manchen Leuten nichts, z. B. von Schraders Familie. Wie ich von Antonie Forster (vgl. oben S. 54 f.) anfing, wollte sie mit dem verdammten norddeutschen Empfindungston ihren Tod bedauern, und ihre Vortrefflichkeit erheben. Ich schnitt kurz ab, indem ich sagte: ‚Gottlob, daß sie tot ist, sie quälte alles um sich her und war nie zufrieden.' Da bog sie denn ein, wiederholte aber ein Wort, das Renata soll gesagt haben und das gut ist: ‚Daß die Menschen am exigeantesten würden, welche stets abhängig gelebt.' Das ist wahr, wenn diese Menschen sich keine Unabhängigkeit des Geistes anbilden konnten, bei der die Abhängigkeit leichter wird."

Bei dieser Fülle von Bekanntschaften in diplomatischen und solchen gesellschaftlichen Kreisen, in denen Politik gemacht wurde, war es ganz natürlich, daß Therese viel von württembergischen Verhältnissen hörte, und fast unumgänglich notwendig, daß sie sich mit ihnen beschäftigte. Zwar schrieb sie selbst einmal an Reinhold (14. Juli 1817): „Für welche Partei ich im Württembergischen bin? Für gar keine. Das ist mir all eins, was die machen. Für Wangenheim seine gar nicht, sie zeigt nicht Verständigung; für die Stände gar nicht; das sind gemeine Gesellen, die sich von den verlumpten Mediatisierten hänseln lassen. Wär' ich ein Württemberger, ich hätte die neue Konstitution angenommen, so eifrig, so fest gehandhabt, so gewaltsam kräftig, daß nach dem festgesetzten Termin die Verbesserungen erzwungen worden wären. Da hätten aber alle Württemberger müssen denken wie ich — nun erkennt aber der Deutsche und der Württemberger vor allen Dingen am wenigsten Einigkeit, Kraft und Ausdauer, also wäre diese Konsti-

tution gewiß schlecht ausgefallen. Mein persönliches Verhältnis zu Wangenheim macht mich über seine Partei nicht ein Jota anders denken und meine Indifferenz nicht ihn. Hier bestehen die Parteien in einem Haufen Beamten, und einem Teil Bürgerschaft. Das Volk will Brot und Wein, sonst nichts. Die einzelnen beider Parteien sind höchst gemeine, rohe Menschen, Rabulisten und Tintenkleckser, Schreiberseelen, Wohlleber aus der Garküche, alles im kleinsten Maßstab."

Ein solches Bekenntnis indessen ist nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn in Theresens Briefen finden sich außerordentlich viele Nachrichten über die politische Stimmung im württembergischen Volke, über Stände, Versammlungen und Verfassung, über den Tod des Königs Friedrich 1816 und den schon angedeuteten, viel beklagten der Königin Katharina, Gemahlin Wilhelms I., im Jahre 1819; über Beamtenänderungen, besonders die Berufung des aus den westfälischen Zeiten her bekannten, übel berüchtigten Malchus, der gerade, weil er ehemals französischer Beamter gewesen war, Therese Interesse einflößte, so daß sie, wie sie selbst an Reinhold (24. Oktober 1817) schrieb, ihren Mephistophelesspaß dabei hatte, „daß eine fürstliche Deutschheitsstütze einen Diener eines Napoleoniden zum rechten Arm" gewonnen habe. Auch über die damals so ungeheures Aufsehen erregende Flugschrift „Das Manuskript aus Süddeutschland", über den Politiker Lindner, der als Agitator und Emissär eine Rolle spielte, finden sich interessante Notizen. Die Briefe, in denen von all den angeführten Dingen gesprochen wird, sind frisch geschrieben und die darin hervortretende Auffassung ist so eigenartig, wenn auch nicht immer richtig, daß ein Verschweigen dieser Briefe wenig angebracht wäre. Trotzdem schien es mir geratener, an dieser Stelle die Briefe nicht zu geben, teils aus dem Grunde, den Umfang dieses nicht eben schmächtigen Bandes nicht noch mehr anzuschwellen, teils aus dem, daß gerade diese Württembergica heute wohl ein schwäbisches, nicht aber ein allgemein deutsches Publikum interessieren können. Aber auch ein innerer Grund sprach für deren Auslassung. Therese war trotz der Häufigkeit, mit der sie von den württembergischen Verhältnissen redete,

doch nur eine passive Zuschauerin dieser Geschehnisse. Für ihr Leben und die Bildung ihrer allgemeinen Anschauungen hatte das, was sie sah oder von anderen hörte, keine Bedeutung. Daher ist es auch kein Widerspruch, daß ihre über württembergische Verhältnisse handelnden Stellen hier ausgelassen werden, während die über allgemein deutsche 1815 f., 1819 f. mitgeteilt waren; diese letzteren Ereignisse bildeten, stärkten, veränderten Theresens Urteil wie auch ihre Auffassung und Stimmung, während die schwäbischen ihr Interesse nur für kurze Zeit in Anspruch nahmen. Daß ihre Teilnahme für diese Dinge in der That keine recht innerliche war, geht aus der Thatsache hervor, daß ein wesentlicher Teil ihrer politischen Berichte an einen Politiker, nämlich an Usteri, gerichtet war; während sie also dem fernen Freunde gerade das aussuchte, was ihn interessierte, sind, wie man leicht sehen kann, ihre Klagen und Betrachtungen über die Ereignisse von 1813 f. und über die deutschen Angelegenheiten überhaupt gleichmäßig auf alle oder die meisten, mit denen sie korrespondierte, verteilt.

Nur ein Ereignis, das freilich nicht genau mit der Politik zusammenhängt, aber den Hauptträger der württembergischen Politik, den König Wilhelm I. betrifft, soll hier etwas ausführlicher geschildert werden — Theresens Begegnung mit dem König. Wie sehr dieses Ereignis sie beschäftigte, ersieht man aus der Fülle der Briefe, die sie darüber schrieb. Mir liegen über diese zweite Begegnung — eine erste muß das Jahr vorher stattgefunden haben —, nicht weniger als vier Briefe, an Adele Blumenbach, an Frau Kerner, an Usteri, und an Aimé, 5.—24. Februar 1823, vor, und es ist durchaus nicht gewiß, daß damit die Reihe der Briefe erschöpft ist, vielmehr kann man annehmen, daß ihre Tochter Luise gewiß die ausführlichsten Berichte erhalten haben wird. Zur Beurteilung der nachfolgenden Erzählung, die aus diesen vier Briefen zusammengestellt ist, mag folgendes bemerkt werden. Man kann nicht sagen, daß sie, die Republikanerin, plötzlich eine Königsfreundin wurde, weil ein Monarch ihr freundlich zulächelte. Zwar mochte es ihr einigermaßen schmeicheln, daß sie, als Republikanerin zur intimen Freundin verschiedener Gesandten und ihrer Frauen,

der Minister und der Hofgesellschaft geworden, nun auch ihre Firmung durch den König erhielt; aber hauptsächlich war es doch das rein menschliche Behagen an einem Menschen, der Mensch war und blieb, obgleich er Fürst war.

Ihr Bericht lautet: „Am Montag ging ich dann auf den schönsten Ball bei Graf Wintzigerode. Alle Welt hatte Schnupfen und Husten, also wußte ich, der Ball würde leer sein, und da war ich doch, dem Wirt zur Freude, ein Mensch mehr. Ich dachte: dann brauch' ich die übrigen Tage (alle Montag) nicht hinzugehen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Sonntag drauf bekomme ich ein Billet der Gräfin Uxküll, Oberhofmeisterin der Prinzeß Charlotte, des Königs Nichte, der Braut des Großfürsten Michael, welche schon lange meine Verehrerin war und mich auf dem Montagsball wollte kennen lernen. Ich zieh' mich also in Gottes Namen an; der Wagen läßt mich eine Stunde warten, ich steige eilig ein, der Tritt ist vom Tauwetter glatt, ich falle rücklings, das Bein zwischen dem Kutschkasten und dem Tritt. Der Bediente verhindert, daß ich nicht auf die steinerne Treppe schlage mit dem Hinterkopf. — Trotz heftiger Schmerzen an dem geschundenen Schienbein und der linken Schulter fahre ich fort — es war neun Uhr — man hatte mir gesagt, König und Königin wären nicht da — unterwegs geht es gut, wie ich aber in den Saal kam, flirrte mir alles vor Augen — da sprach sogleich mich die Königin an — ich war so steif, daß ich keine Reverenz machen konnte — gleich darauf wie sie mir hinter einer Fürstin Hohenlohe her wieder freundliche Worte adressiert, stehe ich auf und sage ihr unbefangen: ich sei gefallen und noch ganz demontiert. — In dem Moment tritt der König zu mir und spricht erst eine halbe Stunde stehend mit mir (auf meinem geschundenen Fuß), dann setzte er sich und bat mich zu sitzen, eine zweite halbe Stunde — dann war es die Herzogin Louis, seine Schwiegermutter, und endlich ward ich nun der Prinzeß Charlotte vorgestellt. — Wie die ist? — liebe Adele, wie Luise im sechzehnten Jahr war — aber als Fürstin — aber blond — nichts Lieblicheres, Sittsameres — nichts was mehr ins Herz schleichen kann! Geist, Güte — Grazie — und dann die ehrliche Deutsch-

heit! so Begrifflichen (sic) von ehelichem Glück — der arme Wurm! sie ist herzgewinnend! Du kannst Dir denken, daß meine Autorschaft heruntergebetet wurde. Sie bat um Ellen Percy — ich habe sie ihr gestern geschickt. — Erzähle doch dieses meinem Mütterchen — es freut sie doch. Wär' ich eitel, es könnte mir genügen. Was ich nun mit dem König gesprochen? Wahrlich das macht diesem König die größte Ehre! Was ich mit einem freisinnigen edeln Menschen jedes Alters sprechen würde.

„Er sagte mir von meinem Aufenthalt in Stuttgart. Ich: Es ist das zweitemal, daß Ihrer Majestät Land mich freundlich aufnimmt. Ich kam in den ersten Jahren der Revolution hierher u. s. w. Gleich darauf bezeichnete ich unser Hinwegziehen 1804 mit einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung", den die französische Regierung übel aufnahm und Seine Majestät den verstorbenen König bewog, Huber fortzuschicken.

„Dann sprachen wir viel von Spanien. Das herrliche Volk zieht seine Teilnahme auf sich. Von der katholischen Kirche, und Litteratur. Ich bezeigte mein tiefes Mißfallen an unserer Belletristerei, das Laue, Lüstelnde, Emphatische, Mystische, an dem wir krank liegen. Ueber Geschichtschreiber — daß er auch keinen deutschen Geschichtschreiber anerkennen kann. — Seine Physiognomie ist dabei so edel, so männlich. Er las eben Las Cases und war sehr erfüllt mit seinem Inhalt.

„Fernerer Gegenstand der Unterhaltung waren: Litteratur, Konstitution, Washington, Kosziusko, Umtriebe, Menschenleben. — Nun! ich bezeuge, lange kein so mildes, freies, gescheites Gespräch geführt zu haben. Der König sagte kein unklares, gesuchtes, herrisches Wort; viel Humanes, viel Liberales, und alles mit Adel, Güte, Anstand.

„Seine Hoffnung, die Deutschen würden gewiß besser werden auf dem Wege der Konstitution und der Preßfreiheit —, die Unarten der Jünglinge auf den Universitäten sah er aus dem mildesten und seelenkundigsten Gesichtspunkte an. Das Bewußtsein zum Selbsthandeln als Bürger berausche die Jugend, weil sie noch nicht daran gewöhnt sei, den Mann Bürgerrechte üben zu sehen, also ihre und seine Berechtigung nicht kenne. Er habe sich sehr glücklich gefühlt, bei der Umtriebspürerei unter seinen

Jünglingen in Tübingen, keine strafwürdige Spur zu finden, und ihm habe das eine Zuversicht für die deutsche Jugend überhaupt gegeben. — Wenn man sich über einen Punkt klare Erfahrung verschafft habe, gewönnen eine Menge Wahrnehmungen feste Gestaltung, die den Geist reiften. Ein andermal sprach er recht schön von der Ansicht des ganzen Lebens als Vorschule eines höheren Seins, in dem alles eine höhere Bedeutung haben müsse, um Wert zu gewinnen und wie notwendig es sei, sich von dieser Wahrheit zu durchdringen, um nichts, das wir erlebten, zu klein und nichts zu groß zu finden. Washington hielten wir beide für den allerglücklichsten Menschen unserer und vieler Zeiten. Auf Napoleon zu folgen wäre eine furchtbare Aufgabe gewesen, bei den Franzosen vor allen, die Größe hoch schätzten und gern mit Kraft sich gehalten wüßten, weil sie selbst nicht Maß halten möchten. — Ich sagte, es wäre etwas Weibliches in dem französischen Nationalcharakter — das gefiel ihm in der Analyse."

Das schöne Stuttgarter Leben erlitt einen argen Stoß durch den Wegzug Luisens: sie verheiratete sich wieder mit Emil von Herder.

Der Trennung 1814 war eine wirkliche Scheidung gefolgt; damit war jede Verbindung der Gatten gelöst, außer daß von Zeit zu Zeit Zahlungen Emils an Luise für ihren Unterhalt gelangten. Etwa 1818 scheint die letztere nach ruhiger Einkehr in sich die Verbindung wieder aufgenommen zu haben, nicht etwa im Gedanken an eine Wiedervereinigung, sondern bloß in der Hoffnung einer versöhnlichen Freundschaft. 1819, nachdem Albrecht und Greyerz Emil in München wiedergesehen hatten, kam es zu der ersten Anregung einer solchen Vereinigung, zu der gerade Albrecht geraten und seine Vermittelung angeboten zu haben scheint.

Gegner einer solchen Verbindung waren außer der Mutter, welche die Möglichkeit einer zweiten Vermählung mit dem verlassenen Gatten nicht begreifen wollte, besonders die Männer, die in ihrem geselligen Kreise verkehrten, die alle eine stille

Neigung für Luise hegten, und wenn sie ihr auch nicht gerade direkte Anträge machten, doch ihre Entfernung fürchteten. Zu ihnen gehört in erster Linie der Weimarer Schriftsteller und Diplomat Gerstenbergk, nach einer Notiz selbst der alte Buchhändler F. A. Brockhaus, der damals von seiner Frau geschieden war und wünschte, sich wieder zu verheiraten.

Im März 1819, während ihres Aufenthalts in der Schweiz, schrieb Luise an die Mutter, sie habe von Herder einen schönen Glückwunschbrief zu ihrem Geburtstage erhalten mit einem Geschenk von zehn Louisdor. Die Frömmigkeit ausgenommen, scheine ein anderer Geist über ihn gekommen zu sein.

Die ebenerwähnte größere Reise, die Luise 1819 antrat, mag bei ihr innerlich den Entschluß zur Wiederverheiratung befestigt haben; ein lebhafterer Briefwechsel, der fern von der Mutter ungestörter geführt werden konnte, förderte die Annäherung. Besprechungen mit den Geschwistern in Augsburg, bei denen Luise auf der Rückreise im Juli weilte, räumten das letzte Hindernis hinweg.

Daß es trotz beiderseitigen Entschlusses so lange dauerte, bis die so fest geplante Wiedervereinigung zu stande kam, hatte seinen Grund teils in Emils finanziellen Nöten, teils in dem stets von neuem hervortretenden Widerspruch der Mutter. Diese begriff nicht, daß Luise diese Armut mit dem verhältnismäßigen Wohlleben an ihrer Seite vertauschte. Auch in den Verhandlungen der beiden nun einmal füreinander Bestimmten durfte Theresens Name nicht ausgesprochen werden. Als Luise einmal von „ihren Verwandten“ sprach, antwortete Emil, „daß diese hier gar keinen Einfluß haben dürften“. Die Liebe zu dem Manne trug bei Luisen den Sieg über die innige Ergebenheit gegen die Mutter davon.

Zur Wiederverheiratung bedurfte es nur einer lutherischen Zeremonie, die in Nördlingen stattfand. Am 1. Juni 1822 wurde die Vermählung gefeiert.

Ueber ihre eigene Stimmung und den Zustand der nun endlich zu glücklichem Bunde Gelangten sprach sich Therese wiederholt aus: an ihre Tochter Therese, 24. Oktober 1822; an Böttiger, dem sie zugleich von ihrer veränderten Lage, der

Aufnahme ihrer Enkelin Molly und einer Tochter des Bankiers Schätzler aus Augsburg in ihr Haus Mitteilung machte (5. Oktober 1822); endlich an Adele Blumenbach. „Dein liebevolles Andenken thut mir unbeschreiblich wohl! Ich mache mich nicht heldenstark, und kann Dir die tausendmal wiederkehrende Betrachtung nicht verschweigen, daß ich in mir eine unüberwindliche, oder — da ich nicht glaube an ihr arbeiten zu müssen, sollte ich vielmehr sagen: eine nie alternde Weichheit bei unermüdlicher Kraft vereint finde. In den Dingen des Lebens bin ich weich und schüchtern, wie ich immer war und man mich nie hielt, weil ich mich immer bemeisterte. Ein Maulen (bouder) meiner wüeschten alten Köchin macht mich besorgt, das Vergeuden eines Talglichts liegt mir im Sinn, die Ausgabe eines Guldens drückt mich — es entgeht mir nichts von der kleinsten Unannehmlichkeit des Lebens — aber ich besiege alles schnell — der Vernunftgrundsatz schwimmt stets oben, er hilft mir — doch aber ist mein Leben ein beständiger Streit. So ist mir jeder freundliche Empfang, jeder freundliche Scherz, jede gesellschaftliche Herzlichkeit eine wahre Erheiterung (unter meinesgleichen, denn gegen den höheren Stand bin ich stets nur mit dem Verstand zugewendet). — Du begreifst aber, wie ich bei dieser Empfänglichkeit, auf welche das Alter gar keinen Einfluß hat, in steter Anstrengung und Weichheit des Gefühls und des Geistes bin. Ich nehme wohl wahr, daß mir diese Empfänglichkeit neben meinen Altersgenossen ein Ansehen von Jugend gibt — ein oft um so komischeres Verhältnis, da ich mit Bestimmtheit Wahrheiten sage, ermahne und dokumentiere — so daß ich oft erst nach Jahren erfahre, wie eine Rede von mir gewirkt hat. — Denke aber, wie mich mein jetziges Alleinsein bei der Reizbarkeit für tägliche Plackereien und der Reduktion in geistiger Rücksicht auf mich „ganz allein" ergreifen muß. Luisens Geist ersetzt mir niemand. Sie hat einen Geist, den Edelmut und Liebe zum allgemeinen Besten auf einen männlichen Standpunkt stellt. Wir sprachen wenig zusammen, weil wir nicht Zeit hatten, allein was ich in Gesellschaft sprach, war stets zuerst für sie; was ich schrieb, dabei dachte ich mir ihren klaren Sinn; wenn wir lasen, verstanden wir uns unbedungen, oder erörter-

ten unbedenklich, wo wir verschieden dachten. — Wenn ich lese, denke, schreibe, so bin ich nun ohne Teilnahme und Tadel. Und dabei die Haushaltsplackereien! die ich alle liebe, aber nicht Zeit dazu habe und dennoch von niemand mir erleichtert werden. Die Leute sind so bar von Erfindung, Kraft, Unternehmungsgeist. Ich bin oft ébahie über die Unanstelligkeit des Gesindes — ich trage, hebe, rucke, was allen den Mägden zu schwer ist. — Da schreib' ich dann die schönsten Abhandlungen und zeige dazwischen, wie man Schlösser putzt, lege Fleisch in Essig, muß Eier kaufen — jede bisbille wird mir an den Schreibtisch getragen, oft will mein Kopf niedersinken. Das ist mir alles keine Plage, ich habe noch zu allem Kraft, aber ich sehe so in die Ferne! — O, wenn ich ausruhen könnte, ehe es Nacht würde! Es ist ein schwacher, dummer Wunsch — ich weiß nicht einmal, ob nicht meine Maschine schnell einsänke, wenn sie nicht so aufgeregt würde. Du mußt immer denken, daß dieselbe Regsamkeit, welche mir die abwechselnde, sich durchkreuzende Thätigkeit möglich macht, mich auch empfänglich für jede gesellschaftliche Heiterkeit macht — nur muß Salonsleere und -geist, wie herzloses Weibergeschwätz fern bleiben — das spannt mich, weil ich's mitzumachen suche und es vergeblich in allen Winkeln meines Hirns zusammensuche."

Die briefliche Verbindung Theresens mit ihrer Lieblingstochter war eine sehr lebhafte, — freilich sind mir die Briefe der Mutter nicht zugänglich gewesen. Aber man kann aus der geringen Zurückhaltung, die sie sich aufzuerlegen gewohnt war, vermuten, daß sie, bei aller Liebe zur Tochter, ihre Unzufriedenheit über das Ehebündnis auch dieser gegenüber aussprach. Die Vermutung wird zur Gewißheit durch einen Brief Luisens an ihren Bruder Aimé, in welchem diese die unglaubliche Güte der Mutter gegen sie (die Briefschreiberin) selbst rühmte, aber über ihre Schärfe und Unduldsamkeit anderen gegenüber klagte.

Das Verhältnis zwischen Therese und Emil gestaltete sich nur sehr allmählich besser. Alsbald nach ihrer Wiederverheiratung, im Laufe des Jahres 1822, hatte Luise zwar häufig über ihren Gatten geschrieben. Zu Weihnachten desselben Jahres schickte sie eine Zeichnung ihres Häuschens, die zur Hälfte sie, zur Hälfte

Emil gemacht hatte. Auch ein Grundriß der Wohnung mit genauer Bezeichnung aller Möbel in Emils Handschrift liegt dem Briefe bei. Sie schickte dieses Blatt „nebst unserer beiden innigsten Grüßen". „Am Weihnachtsabend", berichtete sie, „sprach Emil mit großer Rührung von der Zukunft, wo Aimé und Du mit uns vereint sein würden." Am 3. Januar 1823 deutete Luise zuerst den von der Mutter geäußerten Plan an, nach Bayreuth zu kommen. „Emil war so innig dankbar froh darüber, daß ich mir jetzt die Möglichkeit seiner Ausführung nicht aus dem Kopf bringen kann."

Dieser Besuch der Mutter in Bayreuth dauerte vom 10. Mai bis 22. Juni 1823. Die Art, wie Luise in Erwartung dieses Besuches schrieb, ist entzückend. Sie betete für das Aufhören des rauhen Wetters, das für die Gesundheit der Mutter stets verhängnisvoll war, sie möchte den Blumen und Bäumen, an denen jene so innige Freude fand, sagen, zu blühen, noch ehe die Mutter käme.

Nachdem die Mutter fort war, schrieb sie: „Der Himmel weiß, wie froh ich diese paar Wochen war, wie oft ich wünschte, daß mein Leben mit ihnen enden möchte, um das Bewußtsein, Dich bei mir zu haben, mit mir und durch mich zufrieden gesehen zu haben, durch nichts gestört zu sehen."

Luisens Ehe war mit Kindern gesegnet. In der Zeit oder kurz nachdem das erste Kind geboren wurde (es starb am 21. August 1823), schrieb Luise an Aimé ganz beglückt: Erst dadurch seien sie und Emil sich vollkommen nahe gekommen.

Dies Band, das die Vereinigung der Eheleute ganz unzertrennlich machte, milderte einigermaßen Theresens Zorn. Luise bezeichnete einmal in einem Briefe an Aimé ganz richtig als Grund des inneren Mißbehagens und äußeren Unfriedens, in dem die Mutter lebte, die Ausschließlichkeit ihrer Liebe. Sie wende immer ihre ganze Zuneigung *einem* zu. Albrecht, Emil und sie selbst wären nacheinander an die Reihe gekommen, so daß die anderen darunter litten. Die Folge davon war, daß sie, wenn nicht alles, wie sie wünschte und hoffte, sich erfüllte, im tiefsten Innern verletzt war.

Wie sehr indessen Therese sich an dem Glück ihrer Tochter

freute, obgleich sie es nach Art herrschsüchtiger Naturen nicht gern zugestand, die nur das gern einräumen, was sie selbst geplant und ausgeführt haben, geht aus folgendem Bericht an Böttiger (3. Juli 1823) hervor: „Apropos Luise! Lieber, verehrter Freund, soeben habe ich drei Wochen und drüber bei ihr zugebracht in Bayreuth. Gott hat das holde Weib auf rauhem Pfade zum Frieden geführt. Der Dämon, welcher Herder umnebelt, umdämmert, umklammert hatte, ist verschwunden, und die Ehe der beiden Leute ist jetzt würdig und glücklich, und weil sie auf den festen Stützen der Achtung und Frömmigkeit (der ernsten Ansicht des Lebens) ruht, auch für die Zukunft gesichert. Sie ist milde, nachgebend, nachsichtig, ganz Geist und Güte, er ist froh, anerkennend dankbar, und pflichterfüllend. Nächsten Monat hofft sie Mutter zu werden. Sie erfreut sich dessen, wie ein einfaches Landweibchen thun könnte, arbeitet für die Zukunft, haushältelt, berechnet und setzt und hält ihr Hauswesen auf den geregeltsten Fuß. Die Lage der beiden Eheleute in Gesellschaft ist sehr ehrenvoll durch ihren Stand, und schmeichelhaft durch ihre Persönlichkeit. ‚Bis hierher hat uns Gott gebracht durch seine große Güte.‘

„So kann ich sagen und sage es mit unaussprechlichem Dank. — Von dort besuchte ich auf fünf Tage meine Therese in Arnstadt. Sie ist mein stilles Kind — das edle Geschöpf hat wenig erfüllte Wünsche im Leben gekannt, aber Gott sorgt für sie: sie ist in einer ehrenvollen, angenehmen Lage, soweit es je eine Erzieherin sein kann. Gêne und Opfer fordert diese Lage — und welche denn nicht?“

So schien nach vielem Unglück das Glück in das stille Haus eingezogen. Therese erfreute sich einer angesehenen, einträglichen und trotz mancher Mißhelligkeiten sie befriedigenden Thätigkeit, Claire lebte ruhig, Luise glücklich, die Tochter Therese, die nun einmal auf Abhängigkeit angewiesen war, erfreute sich einer Stellung, wie sie in dieser Lage nur irgend möglich war, Aimé entwickelte sich zum angesehenen Schriftsteller und schien durch Cottas Gunst eines guten Einkommens und einer behaglichen Stellung sicher.

Da wurde das Behagen plötzlich fast allerorten gestört;

der alte Unstern, der über dem Hause waltete, erschien aufs neue. Nur Luisens Glück dauerte an; Aimé überwarf sich mit Cotta, so daß seine Zukunftspläne arg gefährdet wurden; Therese Forster mußte ihre Stelle, die eine Lebensversorgung zu sein schien, verlassen; die Mutter wurde genötigt, aus Stuttgart, das ihr lieb geworden war, fortzuziehen, und ward aus der Redaktion des Morgenblattes verdrängt. Der Traum von Glück, der dieser vom Geschick Herumgeworfenen kurze Zeit gelächelt, war schnell genug ausgeträumt.

Neuntes Kapitel.

Redakteurin und Schriftstellerin.

Therese war seit Ende 1816 Redakteurin des Morgenblattes, dessen fleißige Mitarbeiterin sie schon seit mehreren Jahren, fast seit der Begründung des Blattes, 1807, gewesen war.

Bei der Beurteilung dieser Zeitschrift — „Morgenblatt für gebildete Stände" — muß man sich des Zustandes der damaligen Zeitungen und speziell des Umstandes erinnern, daß Cotta, der Verleger des Blattes, zugleich Besitzer der „Allgemeinen Zeitung" war. Diese, wie die politischen Zeitungen jener Tage überhaupt, hatten kein Feuilleton; als dessen Ergänzung traten die nichtpolitischen Blätter ein, deren Anzahl damals sehr groß war. Sie vertraten also wirklich das Feuilleton der heutigen Zeitungen; freilich mit einem großen Unterschied: während das heutige Feuilleton zunächst auf die Ereignisse des Tages Rücksicht nimmt, Theater- und Musikaufführungen, zumeist die der Stadt, in der die Zeitung erscheint, Aufsehen machende oder Interesse erregende Ereignisse in der Schriftsteller-, Künstler- und Gelehrtenwelt bespricht, trat dieses Tagesinteresse in den nichtpolitischen Zeitungen jener Periode zurück. Das „Morgenblatt" freilich hatte seine ständigen Korrespondenten in Berlin, Wien, Dresden, Paris und London. Theaterereignisse, litterarische Vorgänge der Hauptstädte wurden daher mit gebührender Ausführlichkeit besprochen, dagegen trat das litterarische Leben der Stadt, in der das Blatt erschien — bei dem „Morgenblatt" also Stuttgart — fast vollständig zurück. Auch Bücherbesprechungen und Kunstnotizen bildeten keinen so wesent-

lichen Bestandteil wie heutzutage, sie wurden zwar nicht ganz vernachlässigt, ihnen der Hauptraum jedoch versagt. Als aber das Bedürfnis, auch in dieser Hinsicht das Interesse oder die Neugier des Publikums zu befriedigen, immer gebieterischer hervortrat, suchte man dieses durch Beiblätter zu erreichen, die ein oder mehreremale in der Woche erschienen: das „Litteraturblatt“, das ursprünglich den Titel „Uebersicht der neuesten Litteratur“ führte, und das „Kunstblatt“.

Ehe Therese in die Leitung dieses vielgestaltigen Blattes eintrat, wandte sie sich an Haug (31. Mai 1816), und meldete ihrem Freund Usteri am 7. Juni 1816 folgendes: „Ich erkundigte mich bei Haug nach der eigentlichen Beschaffenheit der Redaktion des ‚Morgenblattes‘. Haug hatte sie bis vor einigen Monaten und mußte geduldig meine Satiren dagegen anhören. Er warf die Schuld auf Cotta, der einen Kehrichtwinkel und Geiselgewölb daraus machte. Einmal sollte hinein, was er aus zehn Gründen nicht verweigern konnte, und ein anderes Mal, was vorgeschossene Gelder abverdienen sollte. Wenn ich gegen Cotta klagte, beschuldigte er Haug, es an Kritik und Wahl fehlen zu lassen — beide hatten recht. Plötzlich hörte ich bei meiner Ankunft, daß Freimund Reimar, der zu seiner Zeit im Dichterwald irrte, später im ‚Morgenblatt‘ germanische Purzelbäume schlug, in der Sprache der Menschen aber Magister Rückert heißt, die Aufsicht über das ‚Morgenblatt‘ habe. Haug sagt mir nun: Minister v. Wangenheim habe gefunden, daß das Blatt sich mehr zur Höhe des Augenblicks heben müsse. Er habe also Cotta an-, be- oder empfohlen, daß Freimund Reimars Geist über ihm schweben solle, damit nichts gegen Teutschheit, Magnetismus, Mysticismus und noch ein ‚mus‘, ich weiß nicht, welches? sich einschlich — und in Gemäßheit vom ersten Kapitel der Schöpfung geschah es also.“

Bald nach ihrer Uebersiedelung nach Stuttgart beteiligte sie sich an den Redaktionsarbeiten, doch läßt sich ein bestimmter Termin für die Uebernahme der Redaktion nicht angeben; ein Kontrakt zwischen ihr und Cotta wurde nicht geschlossen. Ein derartig ungeschäftsmäßiges Verfahren wäre bei einem so tüchtigen und auch in den Formen so eigenen Geschäftsmann wie

Cotta kaum zu begreifen, wenn man nicht eben daran denken müßte, daß die Thätigkeit Theresens niemals eine ganz fest abgegrenzte, also auch in der Form eines Kontraktes schwer zu bestimmende war. Sicher ist nur, daß Therese seit Anfang 1817 ein bestimmtes Redaktionsgehalt, 700 Gulden jährlich, erhielt, ferner eine Entschädigung für die von ihr gelieferten Beiträge. Der Betrag für diese letzteren wechselte natürlich je nach der Arbeit; er betrug nach den erhaltenen Quittungen selten mehr als 400 Gulden jährlich.

Ehe sie das gesamte „Morgenblatt" übernahm, schwebte der Gedanke vor, daß sie ausschließlich ein Kunstblatt leiten sollte. Sie nahm dieses auch alsbald in die Hand und setzte sich deswegen namentlich mit Böttiger in Verbindung, den sie z. B. auf die Kunstgeschichte Rußlands aufmerksam machte, vor allen Dingen auch auf die mannigfachen Fragen der alten Kunst und Kultur hinwies, und den sie bat, aus der Fülle seines Wissens kurze Notizen zu geben und das Ganze so vielseitig wie möglich zu gestalten. Erst Anfang 1817 wandte sie ihre ganze Kraft dem „Morgenblatte" zu. Wieder war es Böttiger, der unter ihren litterarischen Bekannten allerdings der fruchtbarste und vielleicht einflußreichste war, und der schon durch seine vielfältigen Beiträge für die „Allgemeine Zeitung" bei Cotta viel galt, auf den sie ihre Blicke lenkte, teils um Unterstützung durch ihn zu erlangen, teils um ihm ihre großen Reformpläne vorzulegen: „Ich habe mir die Grundsätze der Zusammenstellung aus den vielfachen Zirkeln der Leser, unter denen ich lebe, abstrahiert: der Gelehrte, die Dame, der faule eingeschlafene Beamte, der Geck, das wißbegierige Fräulein, die nach einer Erholung lechzende Hausfrau. Den Gelehrten nenne ich nicht, der nimmt das Blatt *nicht* in die Hand, oder nimmt als höchst gebildeter Mensch an allem Bessern teil. Da möchte ich nun in jedem Blatt Wissenschaft und Gefühl aufwecken, Neugier erregen, Nachfrage befriedigen. Also nehmen wir drei oder vier Artikel an: Geschichte, Roman, Korrespondenz, welche nouvelles du jour enthält; oder Naturgeschichte, Biographie, Gedichte und wieder Korrespondenz; oder Roman, Betrachtung, Gedichte und wieder Korrespondenz; oder Völkerkunde, Biographie, Anekdote

und wieder Korrespondenz. Da muß nun — Korrespondenz ausgenommen — das Apropos mehr wie die älteste Nummer der Einsendung für die Wahl entscheiden. Aber ich komme noch nicht zu Rande. Das Kunstblatt habe ich ganz in der Hand, aber da kommt wenig Material ein. Von Ihnen gab ich jetzt den letzten Aufsatz: über eine Gedächtnismünze zum Reformationsfest. Ich bitte Sie herzinnig, verlassen Sie uns nicht! Können Sie nicht unter Ihrem reichen Vorrat, so wie Sie in Ihrer Sabina, dem stets einzig stehenden Buche es lieferten, in kleineren Abschnitten über das häusliche Getreibe im Altertum hinwerfen, — eine köstliche Belehrung und Belebung des Interesses für Altertum. Könnten Sie nicht die Idee aufklären: in wiefern Kunstübung damals zur Ausbildung der Nichtkünstler gehörte. — Ob eine vornehme Athenerin zeichnen, Musik, Tanz lernte — eine Römerin. — Aber Sie brauchen nicht erst zu schreiben, ich bin gewiß, Sie haben vieles fertig. — Dann würde ich doch sehr bitten, uns fürs schönwissenschaftliche Fach einen Rezensenten zu nennen, und für alles Geschichtliche, auch Biographie. — Nämlich so: wenn er etwas Geniales, Pikantes, Treffendes zu sagen hat, so fülle eine Analyse das ganze Blatt. Nur nicht abstrakt gelehrt und nicht lateinische Citate und Floskeln. Ich habe lange eine Idee, die ich Ihnen jetzt wieder vortragen will. Das wär': neue Rezensionen von alten Büchern. Der Gesichtspunkt wäre nur verändert, man erkennte sie an ihren Früchten, und betrachtete, was sie jetzt noch für Wert hätten als Lesebuch. Jetzt einen Hübner, einen Kinderfreund, eine Miß Sara Samson, Sophiens Reise u. s. w. weiter bis zum Wilhelm Meister — das würde die Aelteren manchmal anregen, die Jüngeren mit ihnen in Kontakt bringen. Wenn Sie einen von Ihren guten, fortgeschrittenen Köpfen zu so etwas bewegten."

Man sieht, ihre einzelnen Vorschläge sind so praktisch, das Wesen eines derartigen Blattes so klar erkennend, daß sie kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Auch der vielleicht nur hingeworfene Gedanke, ältere Bücher in neuer Beleuchtung, in ihrer Wirkung auf spätere Geschlechter vorzuführen, war ein höchst origineller und fruchtbarer. Nur schade, daß bei solchen

Blättern, wie das „Morgenblatt“ eines war, die eine Masse von Lesern aus verschiedenen Kreisen befriedigen sollten, die ferner zahlreiche Materialien liegen hatten, die doch nicht völlig abgewiesen werden konnten, und die vor allen Dingen ein stets neu andringendes begehrliches Geschlecht von Mitarbeitern einigermaßen beruhigen und deren Beiträge unterbringen mußten, eine Leitung nach ganz bestimmten, neuen Grundsätzen nicht durchführbar war.

Auch dem alten Freund Usteri, der, wie früher gezeigt wurde, gleichfalls ein eifriger Mitarbeiter der Cottaschen Blätter, hauptsächlich im politischen und naturwissenschaftlichen Fache war, setzte sie ihre Gedanken auseinander (7. Februar 1817): „Meine Absicht wäre, in den Fächern der Litteratur so viel möglich abzuwechseln und in jedem dreierlei Materie aufzustellen.

Z. B. Geschichte — diese sehe ich als Spiegel der Gegenwart oder Prophezeiung der Zukunft an: Schicksale, Züge, die also lehren: sonst war's ebenso — oder: das kann jetzt nicht mehr geschehen — oder: nehmt euch in acht, sonst geschieht das wieder — oder: das muß auch bei euch geschehen können — also lebendige Darstellung, aber kurz und einfach, lieber hölzern als blumig.

Roman — womöglich etwas Gutes, aber streng beschlossen: nichts Fades (da werde ich kämpfen gegen Plattheit und Romantik, gegen Schlucker und Matadors).

Biographie — als das Anziehendste für alle Welt. Wenn Sie uns da kurze, derbe, auch aus Chroniken genommene Materialien senden möchten! nur ernst und herzlich, damit der Mensch sich des Menschen annimmt.

Ernstere Wissenschaften, besonders Naturkunde — aber soviel möglich ohne lateinische Worte, da unser Publikum unlatein ist und die wenigen Lateinischen durch sachliche Notizen zur Selbstleserei gereizt werden sollen.

Poesie — so wenig wie möglich und nur das Beste — oder! das Unvermeidliche, wie solche Vossens und Seckendorfs Einsendungen.

„Die Korrespondenz muß auf das Interessanteste beschränkt werden. Kein Geklatsch über die Histrionen und die Ephemeren

der Bretterbühne — darüber bin ich am mehrsten in Streit. Cotta **zahlt**, also will er **benutzen**. Es ist eine **Unzahl** Materialien da — und wirklich **nun** nur Besseres, denn ich durfte sichten. Hätten wir nur Platz!“

Zunächst galt es Ordnung in den Wust der Manuskripte zu bringen, der durch Haugs und auch durch Rückerts Nachlässigkeit vorlag. Es war eine saure Arbeit, die ihr damit erwuchs. Das Stillose der meisten Arbeiten, die niedrigen persönlichen Motive vieler Autoren, die Ungebärdigkeit gelegentlicher Mitarbeiter, z. B. wie sie einmal schrieb, der Dorfkantoren, die ein paar Ellen roher Verse eingeschickt hätten und schon nach vier Wochen entrüstet fragten, warum diese nicht abgedruckt seien, zugleich aber die beiden Eigenschaften vieler Schriftsteller, die gerade in der Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen hervortraten und ihr so viel Pein machten: die ungemessene Verherrlichung der eigenen Vergangenheit, und der Franzosenhaß, begegneten ihr vielfach in den Einsendungen. Auch über diese beiden Uebelstände machte sie dem getreuen Böttiger ihre Geständnisse (25. April 1817).

Zu diesen Unannehmlichkeiten kamen andere hinzu. Zwar Haug wurde bald entfernt. „Er hat sich“ (an Böttiger 13. August 1817), „mit Cotta vollkommen, mit mir nicht im mindesten brouilliert.“ Unter den bleibenden Uebelständen waren zwei besonders groß. Der eine, daß sie anonym bleiben wollte. „Sagen Sie dem Publikum,“ schrieb sie einmal an Usteri, „daß ich lieber und besser Strümpfe stricke, als redigiere.“ — Sie blieb wirklich anonym, wenigstens wurde ihr Name als Redakteurin offiziell niemals genannt. Dieser Umstand hatte die äußere Folge, daß die Briefe der Redaktion nicht von ihr, sondern von der Buchhandlung unterzeichnet wurden, ferner die innere, daß sie nicht entschieden genug auftreten konnte. Dieser Mangel an Entschiedenheit wurde dadurch noch größer, daß Cotta ihr nicht freie Hand, nicht unbedingte Entscheidung ließ, sondern Einreichung des von ihr Festgesetzten verlangte. Infolge davon mußte sie erleben, daß die von ihr redigierten Nummern umgestoßen, das von ihr Abgelehnte angenommen, das von ihr Angenommene entfernt wurde, ja, daß in dem von

ihr nach sorgfältiger Durcharbeitung hergestellten Text im einzelnen Aenderungen vorgenommen wurden. Das zweite größere Uebel war ihre nicht klar fixierte Stellung zu Cotta. In diesem Verhältnis war von ihrer Seite eine Art Demut: Sie nannte den Buchhändler Freund und Vertrauten, sie bekannte offen ihre Versehen und bat um Nachsicht. In den Briefen der ersten Monate merkt man ihre Unsicherheit, die Unselbständigkeit, mit der sie sich seiner Leitung anvertraute, bis allmählich mit ihrer größeren Uebung auch eine starke Sicherheit und vor allen Dingen Selbstvertrauen und Bewußtsein von ihrer Tüchtigkeit in ihr erwachte.

Wie sie diese ihre Stellung auffaßte, wie sie den Schwierigkeiten, die dieser gescheite, gerechte, aber eben durch seine Macht, durch die Huldigungen, die ihm allerwärts zu teil wurden, verwöhnte und dadurch eigenmächtig gewordene Mann ihr bereitete, zu begegnen suchte, möge aus der folgenden Blütenlese ihrer Briefe an ihn hervorgehen: „Wenn ich mir zutraute, Ihnen nützlich sein zu können, so war es durch eine gewisse Vielseitigkeit der Bildung und der Lebensweise, Umgang mit allen gebildeten Ständen, welcher mir Gelegenheit gibt, den Geschmack des Publikums kennen zu lernen, und vielfaches Interesse an Wissenschaft und Litteratur in einigen Sprachen. Sie werden mir es daher nicht verdenken — denn, wie könnten Sie Vertrauen zu mir haben, wenn ich nicht ein heiteres Selbstvertrauen hätte, welches allein Gelingen und Bestreben gibt? — wenn ich Sie recht herzlich bitte, meiner Beurteilung des Werts und Unwerts eines Aufsatzes, des Interesses und Nichtinteresses mehr Glauben beizumessen, als Sie thun. Gestehen Sie, werter Freund, daß ich in diese Ansichten und Urteile ja mein heiliges Gewissen setze, wozu nütze ich sonst? Ich verfahre bei keiner Zeile leichtsinnig, suche meine Persönlichkeit immer zu beseitigen und aus einem allgemeinen Gesichtspunkt zu urteilen, aber dann haben Sie auch ein bißchen mehr Glauben an meine Wahl. Ihre Bemerkungen muß ich ja ehren, ich ehre ja Sie und Ihren Verstand, aber meine Motive, bester Freund, müssen auch bei Ihnen ein bißchen gelten.“

„Beschönigungsgründe? Nein, mein verehrter Freund!

Das kann nur der Knecht gegen den unbilligen Herrn thun wollen. Der selbstdenkende Geist gibt auf Einwürfe Motive; und die schüchterne Frau hält dem Mißvergnügen eines Mannes, den sie schätzt und dem sie sich verbunden hält, freundliche Entschuldigungen entgegen.

„Wir müßten ja gegenseitig unseren Verstand nicht achten, wenn wir uns nicht Einwürfe machten. Ich darf bei Anlässen glauben, daß Ihnen eine Seite der Sache entgangen ist; sagen Sie dann: ich will es doch lieber also, so gebe ich nicht nach, sondern folge, weil ich Ihrer Ansicht den Vorzug gebe. Wenn Sie Ihren Tadel in Fragen einkleiden, muß ich doch antworten, weil ich nach Gründen handelte und einen freien Geist habe. Sagen Sie mir ein Gebot oder Verbot, so bedarf es deren nicht. Es wär' schmerzlich für Ihr sehr tieffühlendes Gemüt, mir Unrecht gethan zu haben, daher sag' ich Ihnen recht ernst und treu: ich will nicht beschönigen. — Fehl ich, thue ich nicht recht — weisen Sie mich an! belehren Sie mich! Aber, teurer Freund, bezeigen Sie mir nicht ein Mißvergnügen, das mein Gemüt unendlich drückt. Ich glaube nicht, daß ich besser oder beachtenswerter wär', wenn ich das verschwiege und mich stärker machte, als ich bin. Ich lebe nur in dem Wohlwollen meiner Freunde — je lieber sie mir sind, je schwerer drückt es mich, wenn sie mir Unmut zeigen, und je redlicher ich mit ihnen umgeh', je leichter wird es mir, mein Unrecht gegen sie einzugestehen."

Auch auf die Annoncenbeilage des „Morgenblattes", das sogenannte „Intelligenzblatt", suchte sie einen gewissen Einfluß zu üben (13. Juli 1817). „Sollte mein Gefühl im Irrtum sein, wenn es sich empört findet, daß das Intelligenzblatt des ‚Morgenblattes' Ankündigungen, wie die beiden medizinischen, im letztpublizierten aufnimmt? Das Polizeiwidrige eines solchen Giftmischerkrams will ich nicht berühren; das ist der ärztlichen Polizei ihre Sache, obschon mir graut vor der Inkonsequenz unseres Thuns, das einerseits die Mittel zur Nationalveredelung im harten oder weichen T—D und im Rockschnitt suchet und andererseits durch solche Anzeigen den jungen Wüstling lehret, daß er nur toben soll, ein Mittel, seine zerstörte Natur wieder

herzustellen liege bereit — aber ich sehe die Unstatthaftigkeit solche Anzeigen in ein das ‚Morgenblatt‘ begleitendes Blatt aufzunehmen, von jeder anderen Rücksicht geschieden an. Bedenken Sie, geehrter Freund, daß dieses Ihr ‚Morgenblatt‘ wenigstens zu gleichen Teilen in weibliche Hände kommt, ja noch mehr, jungen Mädchen vom Kindesalter an in die Hände fallen kann und muß; denn diese Blätter sind Familienlektüre, so ein Cahier kommt in ein Haus, — wer zuerst da ist, liest es zuerst, und welche Mutter beobachtet eines jungen Mädchens gefährliches Schweigen oder ist fähig, ihre neugierigen Fragen zu beantworten? und welches können nicht die Folgen einer solchen Lektüre sein, zusammentreffend mit einer indelikaten Handlung der Umgebungen, einem Zustand der Gesundheit, der Entwickelung? Dürften diese Rücksichten nicht eine Anweisung an den Redakteur des ‚Intelligenzblattes‘ bewirken, solche Dinge nicht mehr einzurücken?“

Läßt man indessen diese Beilage, die ohne ihr Wissen erschien, und auch die beiden schon erwähnten Beiblätter, das Kunst- und Litteraturblatt, zur Seite, die sie beide nicht lange selbständig leitete, sondern von denen sie das eine an Schorn übergab, das andere an Müllner ausliefern mußte, so kann man sagen, daß sie trotz aller Schwierigkeiten Beträchtliches leistete. Das eigentliche „Morgenblatt“ erschien täglich außer Sonntag in je vier zweispaltigen Quartseiten; seinen Inhalt suchte Therese ihren mitgeteilten Plänen zufolge vielgestaltig zu machen. Sie ließ Unterhaltung und Belehrung miteinander abwechseln. Jenes sollte erreicht werden durch Erzählungen, deren manche oft wochenlang die Spalten füllten, dieses durch belehrende Artikel aus dem Gebiete der Geschichte und Naturkunde. Gerade in der Herbeischaffung oder in der selbständigen Lieferung der Artikel letzterer Art erwarb sich Therese wirkliche Verdienste — sie war redlich bemüht, das Niveau der Zeitschrift zu heben. Ueberzeugt davon, daß für das große, gebildete Publikum bloße Rezensionen gar keinen Wert haben, weil ein warmes Lob oder ein herber Tadel das Urteil der Menge bestimmt, sie aber keineswegs veranlaßt, die gelobten oder getadelten Bücher wirklich zu lesen, wollte sie die Leser in die neuen Er-

scheinungen einführen, die sie für wertvoll hielt. Daher gab sie an Stelle der Kritiken Analysen, nicht wirkliche Auszüge, sondern geschickt gearbeitete Inhaltsübersichten mit eingestreuten Proben. Ihre ausgebreitete Lektüre machte sie zu einer solchen Thätigkeit besonders fähig. Bei dieser Art der Arbeit suchte sie nicht bloß die Belehrung der Einzelnen zu fördern, sondern einem Kulturzwecke zu dienen: sie zog nämlich die fremden Litteraturen, hauptsächlich die englische und französische, herbei und gab aus vielen wichtigen ausländischen Werken passend ausgewählte und gut übersetzte Stellen. Ihre Vorliebe für die französische Litteratur bekundete sie durch die Aufnahme kurzer Referate über die Sitzungen der französischen gelehrten Körperschaften, die von Usteri stammten, während sie gelehrten Notizen über deutsche Gesellschaften keinen Raum gewährte. Gerade das Wissenschaftliche zu betonen ward sie nicht müde. Sie selbst schrieb einmal einen Aufsatz über die Fortschritte der Schutzpockenimpfung in England und verfocht ein anderes Mal sehr lebhaft die Aufnahme eines größeren Berichtes über das Münchener Krankenhaus. Freilich gerade bei diesen wissenschaftlichen Artikeln, ebenso wie bei anderen Aufsätzen war sie bestrebt, jedes Anstößige zu meiden; daher wurden Unanständigkeiten oder Zweideutigkeiten gestrichen. Außer diesen selbständigen oder referierenden wissenschaftlichen Artikeln, Romanen, Korrespondenzen aus verschiedenen Städten wurde wöchentlich je ein Rätsel gegeben, diese damals schon beliebte Lockspeise für müßige Leute, die ihren Scharfsinn erproben wollen, außerdem Gedichte moderner Autoren. Die Rätsel bildeten den Schluß, die Gedichte, die häufig, aber ohne bestimmte Regelmäßigkeit gebracht wurden, den Anfang des Blattes. Während alle oder jedenfalls die meisten Beiträge anonym erschienen, waren die Gedichte meist unterzeichnet. Außer Rückert und Uhland waren die hervorragendsten damaligen Dichter, selbst Goethe vertreten.

Eine damals sehr beliebte, freilich recht bestreitbare Beilage des „Morgenblattes“, übrigens auch mancher ähnlichen Zeitschriften, waren die wechselnden Mottos an der Spitze jeder einzelnen Nummer, während die Monatshefte, auch die vollständigen Jahrgänge mit dem Verse Klopstocks geziert wurden:

Wenn Geist mit Mut ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

So trug jede einzelne Nummer an ihrer Spitze ein aus deutschen oder ausländischen Dichtern oder Prosaisten gewähltes Motto. „Ich hielt mich für durchaus unfähig dazu," schrieb sie Oktober 1817 an Böttiger, „aber, o Wunder, ich finde die schönsten Mottos von der Welt." In der Auswahl dieser Sinnsprüche bewährte Therese ihre außerordentliche Belesenheit, aber auch sie konnte natürlich nicht umhin, in den mehr als 2000 Nummern, die sie herausgab, neben vielem Bedeutenden auch gar manchen herzlich unbedeutenden Spruch an die Spitze zu stellen. Sie konnte ferner nicht immer den inneren Zusammenhang eines solchen Spruches mit dem Inhalt der Nummer herstellen, und doch könnte nur eine solche Uebereinstimmung die Voranstellung eines Mottos rechtfertigen, sondern mußte es geschehen lassen, daß oft genug Spruch und Inhalt recht unharmonisch kontrastierten; aber im allgemeinen erreichte sie den Zweck, dem Leser Anregung zu geben, Veranlassung zum Denken zu gewähren, einen Zuruf zu bieten, der manchen in seinem Tagewerk stärkte, im Kampf ermutigte oder im Leid tröstete.

Ihre fleißigste Mitarbeiterin war sie selbst. — Ehe aber diese ihre eigene Thätigkeit beleuchtet wird, ist auf ihr Verhältnis zu den Mitarbeitern, auf ihre Stellung zu den von diesen gelieferten Beiträgen einzugehen. Sie zeigt sich in vielen Briefen der Redaktion, die in Konzepten erhalten sind, ferner in vielen Schreiben an Cotta, in denen entschiedene, manchmal recht rücksichtslose Urteile gefällt werden, natürlich in einem völlig anderen Ton als sie ihn den Mitarbeitern gegenüber anschlug. Auch aus diesen beiden Arten von Briefen mag eine kurze Auswahl getroffen werden. Sie sprach über Jung (Stilling), Pestalozzi, Hebel, Voß in ausführlicher Weise und scheute sich nicht, gegen den Pädagogen und den Philologen entschieden aufzutreten, während sie kleine Beiträge des Philosophen und des Dichters willkommen hieß.

Ein anderes Mal nahm ſie von Böttigers Geſtändnis Notiz, daß er viele Beiträge ſchriebe, damit er und ſeine Frau nach Karlsbad gehen könnten, zu dieſem Zweck „müſſe er alles zuſammenraffen, um Honorar zu ſammeln“. „Ich bleibe lieber,“ ſo fügt ſie hinzu, „vertraue auf Gott und brauche wohlfeilere Mittel. Närriſche Leute! Karlsbad! Das ſind doch gewiß Ärzteslaunen und eigene Luſt, ins Bad zu gehen.“

Ueber andere wurde ſie noch weit deutlicher. So ſchrieb ſie einmal, freilich ſchon in einer Zeit, da ſie die Redaktion nicht mehr führte (Juli 1827): „Oehlenſchläger hat ein jämmerliches Ding geſchrieben: in Eitelkeit empfangen, mit Nachläſſigkeit geboren, mit Hochmütelei in die Welt geſchickt“; oder ſie verurteilte ein Märchen von Hundt-Radowski mit folgenden Worten: es ſei eine unanſtändige und durchaus elende Dichtung, wegen deren ſie den Autor ſehr bedaure. Noch deutlicher wurde ſie in folgender Bemerkung über Carl Fernow, einer Bemerkung, in der zugleich ihre pädagogiſche Tendenz hervortritt. „Dieſe Papiere von Carl Fernow enthalten nichts, was nicht unter der Kritik ſchlecht wäre, ſo daß ich unredlich an Herrn v. Cotta verführe, nähm ich als Redaktion etwas davon auf. Der arme Knabe verrät einen ſehr blinden Dünkel, daß er mit dergleichen Zeug vors Publikum treten will, und dieſer Dünkel ſcheint ſich bei ihm mit religiöſer Schwärmerei zu paaren. Herr v. Cotta, der Hunderte und mehr Gulden zum Wohlthun verwendet, wird mir auch noch die Bemerkung erlauben, daß es eine Wohlthat iſt, wenn der Knabe nicht gedruckt, ſondern ſeine Anſicht ſeiner ſelbſt früh zurechtgewieſen werde durch abſchlägige Antwort.“

Die folgende Notiz vom 5. Juli 1823 mag den Schluß dieſer Urteile machen: „Ich weiß nicht, was wir mit Noſtiz ſeinem Gedicht auf Matthiſſon machen ſollen, es iſt platt, aber Noſtiz und Matthiſſon haben ihr Publikum, der eine als ſächſiſcher Miniſter, der andere bei allen gebildeten Leuten zwiſchen 60 und 70 Jahren und noch jüngeren. Senden wir's Böttigern zurück, ſo grämt er ſich, Noſtiz wird es nicht für möglich halten und Matthiſſon iſt kapabel und ſtirbt vor Kummer.“

Die letzte Aeußerung zeigt, daß Thereſe, die ſehr häufig eben

nur den wirklichen Wert der eingesandten Aufsätze hervorhob, gelegentlich ihr litterarisches Gewissen unterdrückte und menschliche Rücksichten sprechen ließ. Dies geschah besonders den Frauen gegenüber. So bat sie am 20. November 1819 für die Aufsätze von Fanny Tarnow, von der im April 1817 z. B. eine Würdigung Klingers im „Morgenblatt" gestanden hatte, um Berücksichtigung. Diese habe, so setzte sie auseinander, Talent und leide außerdem unter schweren Schicksalen durch eine Mutter, die sie lange, als sie am Krebs erkrankt war, pflegte, durch einen Vater, der täglich betrunken aus dem Wirtshause käme und sie mißhandelte. Von der Genannten sind 1820 in Nr. 272, 1821 in Nr. 21 ff. einige Beiträge gedruckt. Auch Frau Amalie Schoppe, die in dem kürzlich erschienenen Briefwechsel Justinus Kerners in so seltsamer Gestalt erscheint, interessierte Therese. Sie war traurig, daß ein Manuskript dieser Frau zurückgewiesen wurde (1821). Wenn sie auch keineswegs die Absicht hatte, die Zeitschrift zu einer Frauenzeitschrift zu machen und einen ganzen Stab von weiblichen Mitarbeitern um sich zu versammeln, so konnte sie sich, je mehr ihre Redaktionsthätigkeit bekannt wurde, kaum mehr ihrer Mitschwestern in Apoll erwehren. Frau v. Chezy, Friederike Brun und andere traten an sie heran; bei der letzteren handelte es sich freilich nicht um Geld, sondern um Gewährung eines Freiexemplars.

Auch Männern gegenüber zeigte sie zartes menschliches Verständnis. So war sie bemüht, Matthisson Bezahlung auch vor dem Termin auszuwirken. Auf Cottas Antwort, es solle bald geschehen, schrieb sie: „Den Gehilfen eines so zartfühlenden und gütigen Mannes, wie Cotta ist, bedarf ich ja nicht anzumerken, daß es Augenblicke gibt, wo eine kleine Wirtschaft lieber heut als morgen Geld hat. Und das bleibt unter uns."

Noch in anderer Beziehung zeigte sie menschliches Mitempfinden. Wenn sie wußte, daß ein Mitarbeiter krank war, bat sie Cotta um schnellere Antwort für ihn, „da er infolge seines Leidens der Unruhe sehr empfänglich"; Vorschüsse, die arme Teufel, besonders die Korrespondenten, verlangten, suchte sie zu erwirken, obgleich sie gerade in solchen peinlichen An-

gelegenheiten Cotta so viel wie möglich zu schonen bemüht war und was irgend von ihm persönlich abzuwehren war, durch die Handlung zu erreichen trachtete. So schrieb sie in einem undatierten Brief, dessen Veranlassung sich nicht bestimmen läßt: „Es scheint mir gegen das Menschengefühl, einem Vater die Aufnahme eines Gedichtes zu versagen, das ein Sohn dichtete, der soeben als Jüngling ins Grab sank. Welcher Leser hat bei dieser Bemerkung nicht Mitgefühl? Deshalb nehme ich das Gedicht auf. Ich will Sachkundige fragen, ob das Lateinische dem verblichenen Jüngling Ruhm bringen kann."

Indessen war ihre Stellung den Mitarbeitern gegenüber doch in erster Linie keine persönliche, vielmehr hatte sie deren geistige Leistungen, die Beiträge zu beurteilen. Bei Annahme und Ablehnung solcher Arbeiten brauchte sie nicht die stereotyp gewordenen Redensarten, ging vielmehr auf die Eigenart der Beiträge und Persönlichkeiten ein. Es ist geradezu stupend, wie sie selbst bei wissenschaftlichen Artikeln sich in die Materie zu vertiefen suchte. Sie änderte, wie sie einmal schrieb, in einem Aufsatze Welckers über die Parzen einen Satz, nachdem sie eine Stunde an dessen Sinn gearbeitet hatte. Um die Art im einzelnen zu charakterisieren, wie sie ihre Grundsätze den Spendern von Beiträgen gegenüber verteidigte, seien die folgenden Briefe mitgeteilt:

(1817.) „Die Redaktion des ‚Morgenblattes' hat die Ehre, auf Ihre gütige Einsendung von ‚Bemerkungen über eine Belehrung' zu erwidern: daß sie über diese ganze Angelegenheit der Wartburg seit der ersten in ihrem Blatt abgedruckten einfachen Erzählung des Herrn Niemeyer aus Kassel nie wieder etwas aufgenommen, indem ein Gegenstand des Streites sich für den Charakter ihres Blattes niemals eignen könnte."

An Depping. 19. September 1819. „Es würde der Redaktion leid thun, wenn sie einen Mann, dessen Leistung ihr die größte Achtung für seine Einsichten und Denkart eingeflößt hat, nicht über ihre Handelsweise verständigen könnte. Wenn Sie bedenken, wie sehr schwierig und schwankend der jetzige Moment für Deutschland und namentlich auch für Württemberg ist, so werden Sie begreifen, daß nicht die sehr proble-

matische Preßfreiheit allein das Was und Wie bei der Komposition unseres Blattes bestimmt, sondern ein moralisches Gefühl, welches über diese oder jene Materie in diesem oder dem nächsten Augenblicke Behutsamkeit erfordert und uns zu Opfern zwingt, um sicher Gutes zu stiften, zu Opfern, denn sie nötigt uns oft sehr Gutes, sehr Pikantes zurückzubehalten, um nicht den Ton, den wir heute freiwillig annehmen, morgen genötigt würden (sic), umzustimmen, oder von Unvorsichtigen mißbrauchen zu lassen. Die Gründe solcher Behutsamkeit, solcher Modifikationen können Sie, geehrter Herr, in Paris unmöglich beurteilen, aber einer Redaktion, mit der Sie so lange in ehrenwertestem Verhältnis standen — Wackerer zu Wackeren — glauben, daß weder Vernachlässigung Ihrer, noch kleinliche Furchtsamkeit unser Verfahren bestimmt. Es wird nie ein Satz ausgelassen, ohne daß die Redakteure sich beraten, wo auch Herr v. Cotta Einsicht in die Sache nimmt. Genehmigen Sie also, was ein achtungsvoller klarer Wille für notwendig hält, und fahren Sie fort, uns Ihre schätzbaren Beiträge in dem Sinne zu liefern, über welchen wir übereingekommen sind."

Gelegentlich der Bemerkung eines Korrespondenten, daß das „London Magazine" das „Morgenblatt" der Piraterei beschuldige, weil es einige Erzählungen daraus ohne Nennung der Quelle aufgenommen habe, schrieb sie: „Im ganzen genommen, ist die Aufnahme einer englischen Erzählung in unser Blatt eine Ehre, denn wir nehmen nur das ‚Bessere' auf. Wenn wir nicht die Quelle, woher wir schöpften, hinzusetzen, so geschieht es, weil die Nationalität dieser Erzählung nicht zu verkennen ist und wir es für unnötig hielten, indem wir in englischen Blättern, zum Beispiel der ‚Literary Gazette', mehrmals Aufsätze fanden, die unserem Blatte entlehnt waren, ohne es zu nennen, worüber wir uns freuten. Bei wissenschaftlichen Aufsätzen bemerken wir meistens, woher sie entspringen. Wir wollen fortan unseren Lesern gern sagen, wer ihnen Kurzweil oder Langeweile macht, geben den englischen Journalisten aber unsere Artikel ohne alle Eifersucht preis."

Unter denen, die wissenschaftliche Beiträge lieferten, befand sich der Naturforscher Nees von Esenbeck, mit dem Therese einen

kleinen Strauß auszufechten hatte. Ob dieser eine Aeußerung Cottas falsch verstanden hatte, oder ob wirklich eine briefliche Abmachung zwischen beiden existierte, bleibe dahingestellt. Sicher glaubte Nees im Jahre 1818, er sei zur Herausgabe einer naturwissenschaftlichen Beilage zum „Morgenblatt" berufen. Infolgedessen schickte er eine Masse Beiträge, die selbst für eine besondere Beilage, geschweige denn zur Aufnahme ins „Morgenblatt" zu umfangreich waren; es bedurfte, da diese Beilage schließlich nicht erschien, des ganzen Taktes und der Stärke einer Therese Huber, um auch hier Gleichmäßigkeit und Ordnung herzustellen.

Manche der von Therese befolgten und in den früher mitgeteilten Briefen ausgesprochenen Redaktionsgrundsätze mögen bestreitbar sein, gewiß liegt in vielen etwas Frauenhaftes, fast Mütterliches. Wie eine Mutter war sie bestrebt, für ihre Mitarbeiter zu sorgen, wie eine Mutter bemüht, zu deren Erziehung beizutragen. In ihren Urteilen traf sie gewiß nicht immer das Richtige; bei vielen von ihr abgelehnten Beiträgen fehlt uns der richtige Maßstab zur Beurteilung. Manches von ihr Aufgenommene erscheint gewiß dem modernen Leser minderwertig. Andererseits kann man ihr, wenn sie eine Jugendrede Schillers mit folgender Begründung (an Cotta, wahrscheinlich 1821) ablehnte: „Sie werden auf den ersten Blick sehen, werter Freund, daß die beiliegende Rede S c h i l l e r s für das ‚Morgenblatt' nicht den mindesten Wert hat; ob Sie solche als Jugendversuch in Ihrer Sammlung der Schillerschen Werke brauchen möchten, zweifle ich. Ich bedarf nur Ihrer Bewilligung das Heft höflich zurückzusenden," mit Fug entgegnen, daß gerade für die Entwickelungsgeschichte eines Mannes wie Schiller jeder, auch der kleinste Beitrag willkommen ist. Wenn sie sich dagegen auflehnte, aus Goethes Werken Bruchstücke im „Morgenblatt" zu veröffentlichen, und für diese Weigerung einerseits den Vorteil Cottas ins Feld führte, daß durch den vorherigen Druck das Interesse des Publikums an der Ausgabe des Werkes selbst verringert würde, andererseits als Erziehungsmaßregel geltend machte, daß das Publikum durch dieses Naschen den Anteil an größeren Geistesprodukten verlöre, so konnte man ihr er-

fahrungs- ja ziffernmäßig nachweisen, daß gerade eine solche vorläufige Bekanntmachung die Neugier reizte, daher den Verkauf begünstigte und daß es auch für das Publikum einen Wert hätte, aus kleinen Proben auf das Ganze zu schließen, dadurch seinen Scharfsinn zu üben und seinen Kultus für die großen Dichter zu steigern. Aber mochte sie im einzelnen irren, im allgemeinen füllte sie ihren Platz vollkommen aus. Sie that, was in den schwierigen Verhältnissen irgend zu thun war; sie hob das Blatt auf eine bedeutende Höhe und vereinigte einen Stab wackerer Mitarbeiter um sich.

Trotz des Bewußtseins, das Ihrige gethan zu haben, eines Bewußtseins, das durch die Anerkennung von verschiedenen Seiten her gestärkt wurde, hatte sie auf die Dauer keine reine Freude an dem von ihr geleiteten Blatte. Was ihr widerfuhr, waren nicht bloß die kleinen Leiden jedes Redakteurs: Schmähungen Zurückgewiesener, Undank von Mitarbeitern, deren Beiträge aufgenommen waren, ungerechte Vorwürfe des Verlegers, selbst Unbilligkeiten der Kritik, sondern es waren tiefere Zerwürfnisse mit Kollegen und dem befreundeten Buchhändler. Das erste Rencontre erfolgte mit einem jungen Kunstgelehrten, Dr. Schorn, der zuerst das Kunstblatt unter ihrer Hauptleitung übernahm, sich aber 1820 von ihr emanzipierte, eine Befreiung, die allerdings im ganzen friedlich abging.

Viel schwerer und schmerzlicher war ihr die Kränkung, die ihr durch Müllner und seinen von Cotta begünstigten Einzug in das Litteraturblatt geschah.

Der bekannte Dichter von Schicksalstragödien, der „Theater-Napoleon“, wie ihn C. M. v. Weber so glücklich bezeichnete, war zugleich einer der eitelsten und verwegensten Kritiker, der zwar nicht ohne Witz und gesundes Urteil, aber mit einem unglaublichen Behagen an seinen Späßen und an seiner groben und plumpen Angriffsmanier sich gefürchtet gemacht hatte. Er imponierte auch Cotta so sehr, daß dieser die Berichte Müllners hinter dem Rücken und gegen den Willen Theresens ins „Morgenblatt“, besonders auch in das zu diesem gehörige Litteraturblatt aufnahm. Schließlich bestellte er ihn unter geradezu glänzenden Bedingungen, etwa dem Dreifachen dessen, was Therese für ihre große Mühe

erhielt, zum selbständigen Redakteur dieser besonderen Beilage. Als Therese es gewagt hatte, einen Bericht des Gewaltigen abzulehnen, erfuhr sie von ihm privatim und öffentlich solche Injurien, daß sie trotz der Anerkennung anderer Litteraten, die in Müllner einen gemeinsamen Feind sahen, die Leitung des „Morgenblattes“ niederzulegen und aus Stuttgart wegzugehen bereit war. Nur die Rücksicht darauf, daß sie das Redaktionsgehalt für Aimé brauchte, bewog sie, auf ihrem Posten auszuharren.

Die Art und Weise, wie sie Müllner charakterisierte, solange es ihr möglich schien, seine Beiträge abzuwehren, ist der Mitteilung wert:

An Cotta, Februar? oder April 1820. „Ich habe Müllners Lesefrüchte in der Eleg. Ztg. seit 14 Monaten gelesen. Die Form ist, in ihrer Entstehung, meiner Ansicht nach, geschmacklos; die beständige Wiederholung der burlesken Namen des Schreibers, des Antwortenden, der Ton der darin vorkommenden Dame, ist in der steten Fortsetzung immer platt, sowie in sich selbst oft pöbelhaft. Die Absicht bei dieser Form ist es natürlich, sich (wie die Rolle des Lustigmachers überall beabsichtigt) die Freiheit, rechts und links Hiebe zu versetzen, um so mehr zuzusichern. Müllner hat gewiß mehr wie eine Absicht, auch die sehr nützliche, wackere Wahrheiten zu sagen; allein diese verliert sich in seiner eigenen Feder in den vielerlei Hieben, die er austeilt. Sehr oft ist mir und vielen Menschen, die mit mir über diese Lesefrüchte sprachen, der größte Teil der Witzeleien ganz unverständlich gewesen; die Leser begreifen nur immer, daß Müllner in diesen langen Abschnitten irgend wen hänselt.

„Ich muß meiner Ueberzeugung gemäß Ihnen bekennen, daß ich es für einen entschiedenen Verderb für das ‚Morgenblatt‘ halte, wenn Sie erlauben, daß Müllner mit diesem Artikel darin Posto faßt. Es können sich hie und da einzelne daran divertieren, weil sie ihre Lieblingsnahrung in schadenfrohen Neckereien finden, allein die Masse versteht und liest sie nicht, und der Edle, Geschmackvolle mißbilligt sie. Das ist meine feste, durch die Meinung edler und gebildeter Menschen unter-

stützte, durch Erfahrung bestätigte Meinung. Ich kann mich darüber nicht gewissenhafter ausdrücken, als wenn ich Ihnen sage: Redlichkeit und Klugheit gebieten mir so zu sprechen. Müllner möchte in die Litteraturbeilage eine mich lobende, eine mich völlig lächerlich machende Rezension einrücken, das würde meine Ansicht gar nicht ändern; sie ist ganz abgezogen nur auf den soliden dauernden Vorteil Ihres Blattes bedacht."

Auch andere Differenzen mit Cotta gab es genug; sie schilderte diese noch ziemlich humoristisch in folgender Weise:

(An Böttiger, November 1819.) „Mit dem ‚Morgenblatt' gibt's immer kleine Differenzen über die Komposition, weil Cotta heute diesem, morgen jenem Grundsatz zu folgen überzeugt ist. Aber das thut im ganzen nichts. Mit dem ‚Litteraturblatt' hat er nun einen Weg genommen, dessen Vorteil ich nicht begreife. Er hat sich dieser Uebersichten so viele verschafft, daß kein Platz zu Kritiken bleibt, ja nun fügt er einen monatlichen Katalog aus Leipzig bei, der einen heillosen Raum einnimmt. Diesen Artikeln zu Gefallen, welche er sich drängen muß, schnell zu geben, mußte das Kunstblatt lange zurückgesetzt werden. Bitte ich ihn um Vervielfältigung der Blätter, so sagt er: ‚Dafür zahlt mir das Publikum nichts, das muß seine Schranken haben', oder: ‚Drängen Sie nur die Druckerei', — dränge ich die Druckerei, so sagt sie: ‚Wir haben keine Setzer, um mehr zu thun.' Das alles ficht meinen Frieden nicht an."

Aber bald verging ihr der Humor, denn Ende 1823 kam es zu einem sehr schweren Zerwürfnis. Dies ist nicht leicht darzustellen, weil die Berichte der beiden Parteien, Theresens und Cottas, auseinandergehen und weil sehr viele Umstände, litterarische und persönliche, miteinander und gegeneinander wirkten. Cotta begründete im Jahre 1823 in Augsburg eine Schnellpresse und hatte die Absicht, Druck und Verlag des „Morgenblattes" nach Augsburg zu verlegen. Von dieser Absicht gab er Therese Kunde und muß ihr zugleich angedeutet haben, daß er ihre Uebersiedelung nach Augsburg wünsche. Therese, die seit der Verheiratung Luisens sich in Stuttgart

nicht mehr recht heimisch fühlte, die ferner ihre Pensionärin verloren hatte und deswegen so wie so die zu diesem Zweck gemietete größere Wohnung aufgeben mußte, ergriff den Plan eines Wegzugs von Stuttgart eiliger, als nötig war, und ging nach Augsburg, wo ja seit einigen Jahren ihre Tochter Claire wohnte. Statt in dieser Eile eine schnelle Befolgung seiner Wünsche zu sehen, zürnte Cotta der allzu Gehorsamen. Aber für seinen Zorn hatte er noch andere Gründe. — Es war ihm nicht recht, daß Therese von der Lesewelt als alleiniger Redakteur des „Morgenblattes“ angesehen wurde, während er sich als Hauptleiter betrachtete. Er konnte nicht gleichmütig ertragen, daß sie seinen Sohn, den er, nachdem die Versuche, ihm eine andere Laufbahn zu eröffnen, keinen rechten Erfolg gehabt hatten, als Mitarbeiter in sein Geschäft aufgenommen hatte, nicht als ebenbürtig betrachtete; gehässige Aeußerungen, die sie in Briefen nicht sparte und auch in Gesprächen schonungslos gethan haben mag, waren ihm zu Ohren gekommen und hatten ihn verstimmt. Er zürnte ihr ferner, daß sie, die Vielschreiberin, die weder im „Morgenblatt“, noch in Cottas sonstigen Unternehmungen alle ihre litterarischen Arbeiten verwerten konnte, mit seinem schlimmsten Konkurrenten Brockhaus in Leipzig sich eingelassen hatte, und in dessen Blättern mit ihrem Namen als Mitarbeiterin auftrat. So betrachtete er ihren Wegzug aus Stuttgart, der gewiß nur eine Folge ihres Uebereifers war, als Treulosigkeit, und bestrafte die ihm untreu Scheinende. Er entzog ihr ohne irgend welche Ankündigung von Anfang 1824 an die Redaktion des Blattes. Dies geschah ebensowenig durch eine offizielle Erklärung wie die Redaktionsübertragung, es wurden ihr einfach die Manuskripte nicht mehr zugestellt, ihre Meinung nicht weiter eingeholt, ihre ausgesprochene Ansicht nicht befolgt. Während sie in Augsburg war, erschien das Blatt weiter in Stuttgart. Zwar erhielt sie noch zwei Jahre lang das ihr bisher gezahlte Redaktionsgehalt, aber Cotta suchte sich für diese verhältnismäßig nicht sehr große Summe dadurch schadlos zu halten, daß er ihr große und zeitraubende Uebersetzungen, die Memoiren der Frau von Genlis, nicht honorierte. Fleißige Mitarbeiterin am „Morgenblatt“

blieb sie auch weiter, so daß die Summe ihres Beitragshonorars für 1823—1824: 340, für 1825: 230 Gulden, also ungefähr die Hälfte des während ihrer eigentlichen Redaktionsthätigkeit Erhaltenen betrug. — Bei dieser seltsamen Spannung war in der ersten Zeit zwischen ihr und Cotta eine persönliche Entfremdung so wenig eingetreten, daß dessen zweite Frau Lisette, die er gerade damals heimführte, mit Theresen einen intimen Briefwechsel führte — mir liegen die Briefe Lisettens vor, doch sollen sie, da sie rein privater Natur sind, hier nicht weiter benutzt werden —, ja, daß Cotta seine erwachsene Tochter erster Ehe, Ida, einige Zeit zu Therese nach Augsburg schickte, teils damit er sich während ihrer Abwesenheit mit seiner zweiten Gattin einrichten könne, teils weil er wünschte, daß Therese zur Lösung eines Verlöbnisses oder Liebesverhältnisses mitwirken solle, das ihm damals unerwünscht war, das indes schließlich doch zur Heirat führte. Aber auch dieses persönliche Verhältnis zwischen Therese und Cotta wurde bald durch mancherlei Umstände gestört. Therese pochte auf ihr Recht, z. B. auf ein Versprechen, das Cotta nach dem Tode Hubers ihr gegeben haben sollte, ihr oder ihren Kindern eine Pension zu zahlen; Cotta bestritt ein solches Versprechen. Therese wies auf Hubers und ihre langjährige für die Firma geübte Thätigkeit hin, die, wie sie behauptete, dieser reichen Gewinn gebracht hätte; Cotta konnte ziffernmäßig darthun, daß er bei den meisten dieser Unternehmungen Geld eingebüßt habe. Sie nahm ihm übel, daß er das Publikum von ihrem Eintritt in die Redaktion nicht in Kenntnis gesetzt hätte, worauf er entgegnete, daß sie ja offiziell nie als Redakteurin gezeichnet habe. Sie wollte die von ihr gelieferten Uebersetzungen bezahlt haben und meinte auch auf die Entschädigung für die Redaktion weiteren Anspruch zu haben, da sie ja völlig bereit sei, die Redaktion weiter zu führen; er erklärte, daß von Augsburg aus eine Redaktion unmöglich sei, und er für die von ihm gezahlten 700 Gulden auch eine entsprechende Arbeit verlangen müßte. Der Zwist verschärfte sich durch Differenzen, die im Jahre 1824/25 zwischen Cotta und Aimé eintraten und in denen Therese, wie sich von selbst verstand, obgleich Cotta von ihrem Gerechtigkeitssinn das Gegenteil erwartete, sich auf

ihres Sohnes Seite stellte. Auch die Vermittelung von Frau Lisette konnte nicht helfen; die letzten Jahre seit 1827 bedeuteten einen vollkommenen Bruch zwischen Cotta und Therese.

Für Therese bewirkte diese Trennung weit mehr als einen pekuniären Verlust. Ihre Arbeitsfreudigkeit wurde dadurch vermindert, ihr Selbstvertrauen geschädigt. Auch ihr Ansehen bei anderen verringerte sich, da sie bisher als eine Macht betrachtet und nun als eine mit Recht Bestrafte und Verstoßene angesehen wurde. Das schlimmste aber war, daß Therese, die sich für durchaus unschuldig hielt, weil sie ihre Pflicht im höchsten Grade erfüllt zu haben glauben durfte, tief unglücklich wurde. Denn was sie traf, geschah ihr nicht von irgend einem Gleichgültigen, sondern von einem, den sie hoch verehrte und trotz seines oft beklagten Unrechts zu schätzen nicht müde wurde. Cotta war Freund ihres Mannes, ihr eigener Helfer in den Zeiten schwerer Not gewesen, der Mann, der sie aus eigener Wertschätzung und ohne fremden Eingriff bloß aus Erkenntnis ihres Wertes aus dem Dunkel emporgehoben und ihr einen angemessenen Wirkungskreis eröffnet hatte. Er war ferner der Mann, der ihrem Sohn in seinen litterarischen Anfängen, bei dessen Uebergang vom medizinischen Beruf zur schriftstellerischen Laufbahn seine Blätter geöffnet, ihm durch Vorschüsse wie durch liebevollen Rat die Pfade geebnet hatte. Endlich aber war er der Mann, dem sie trotz mancher Mißhelligkeiten, trotz der Klarheit, mit der sie manche seiner Schwächen durchschaute, eine starke persönliche Sympathie stets widmete.

Die Trennung beider so lange Zeit eng verbundenen Personen wirkt auf den Beschauer überaus peinlich. Ein Urteil im einzelnen soll hier nicht abgegeben werden, im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß Therese sich ungeschäftlich verhielt, Cotta durch einseitig-geschäftliches Verfahren den Vorwurf der Härte sich zuzog, so daß Aimé nach dem Tode der beiden an den Sohn Cottas schrieb: „Ich bin fest überzeugt, daß Ihr Vater gegen meine Mutter ein hartes Unrecht begangen hat."

Damit aber auch bei diesem Zerwürfnis, dem traurigsten, das Therese in den Jahren ihres Witwentums erlebte, der

versöhnliche Schluß nicht fehle, sei folgender Brief, der letzte, den Therese an Cotta schrieb, mitgeteilt:

Augsburg, 26. April 1828. „Geehrter Herr, ich kann und darf aus Ihrem Brief (vom 19. Februar) nichts beantworten, es will nichts davon in meinem müden Kopfe haften, als die letzten Zeilen von Ihrer eigenen Hand. Ich bin erheitert und erleichtert, daß Sie uns durch sie in die Stellung setzen, ein Geschäftsverhältnis von so vielen Jahren mit Anstand und Gemüt aufzulösen. Haben Sie Dank, daß Sie mich auf die Bahn litterarischer Thätigkeit leiteten. Sie hat meinen Geist entwickelt, meine Vernunft gereift und so mich besser gemacht. Ich bin mir bewußt, stets mit Vorliebe für mein Geschäft, mit Eifer für das Beste Ihres Instituts und mit Anhänglichkeit an Sie gearbeitet zu haben.

„Mein geehrter Herr, wenn man so wie ich vor kurzem fünf Tage am Rand des Grabes wankt, schwindet aller Dünkel — wenn der da war — nur die Erinnerung des Guten bleibt und wirft einen sanften Schimmer auf das immer weiter zurücktretende Leben.

„Sollte ich je wieder arbeitsfähig werden — jetzt scheint mir's unmöglich — so biete ich Ihnen an, was ich für Ihr Institut tauglich finde — die Zurücksendung steht Ihnen ja frei. Gott segne Sie und die Ihrigen."

Zu den litterarischen Arbeiten Theresens gehörten auch Rezensionen. Statt aus ihnen eine Auslese zu veranstalten, schien es geratener, eine Samlung von Briefstellen mitzuteilen, in denen Therese über ihre Lektüre sprach und Urteile über ältere und neuere Schriftsteller fällte, denn diese Briefauszüge haben vor den gedruckten Rezensionen den Vorteil der Unmittelbarkeit: sie prätendieren nichts als Wiedergabe des augenblicklichen Eindrucks und sind daher im stande, einen ähnlichen auch bei dem Lesenden hervorzurufen. Sie haben indes noch den anderen Vorteil, daß sie sich nicht an ein großes vielköpfiges Publikum wenden, bei dem die verschiedensten Bedürfnisse zu

befriedigen waren, wo auf den Inhalt im einzelnen eingegangen werden mußte, Kritik und Referat abzuwechseln hatte, sondern daß die Schreiberin mit auserwählten Menschen sprach und alle Rücksicht fallen ließ, die sie sowohl den Autoren als der Oeffentlichkeit gegenüber in den zum Druck bestimmten Rezensionen zu nehmen hatte. Man wird nach Durchlesung dieses Kapitels über die Belesenheit der Urteilenden staunen.

Es wäre ungerecht, in der folgenden Zusammenstellung eine erschöpfende oder objektive Litteraturgeschichte der Zeit zu erwarten; jenes nicht, da bei der Lektüre der vielbeschäftigten, mittellosen und lange Zeit fern von einem litterarischen Centralpunkt lebenden Frau der Zufall waltete: sie konnte nicht viel kaufen, war auch nicht in der Lage, öfter Bibliotheken zu benutzen, sondern war auf den guten Willen begüterter Freunde, auf die Gefälligkeit einiger großen Verleger und auf die Sendung einiger kritischen Institute angewiesen; dieses nicht, da in ihrer ganzen Natur eine gewisse Streitbarkeit und Subjektivität lag: die Abneigung vor jedem Gefühlsdusel, der Widerstreit gegen das Altdeutsche, oder, wenn man will, übertrieben Nationale und damit auch gegen das Romantische, der Respekt vor dem Edlen, Einfachen bestimmten ihr Urteil. Niemals gab sie sich einem Meister urteilslos gefangen, sondern prüfte, was ihr entgegentrat, so daß sie nicht selten einen anfänglich gepriesenen Autor zu bekämpfen und einen früher verkannten in die ihm gebührende Stellung einzusetzen Gelegenheit fand. Die folgende Zusammenstellung und Anordnung ist im wesentlichen eine chronologische: die Autoren, denen Therese Beachtung schenkte, werden ihrer Zeitfolge nach aufgezählt. Die Lektüre der Schriftstellerin zerfiel in zwei große Hauptabschnitte, danach muß auch diese Zusammenstellung zwei Hauptteile haben: der eine umfaßt die sogenannte schöne, der andere die wissenschaftliche Litteratur. Die Mitteilung der Zeugnisse selbst soll nicht durch viele Worte unterbrochen werden. In kurzen Anmerkungen wird, wenn es möglich ist, der genauere Titel der besprochenen Schriften angegeben:

An Emil v. Herder, 1810. „Die Nibelungen![104]) Du weibelicher Recke — sag nur, Du origineller Kindskopf, wie

konntest Du ein Vierteljahr dieses köstliche kleine Buch in Deinem Zimmer haben, ohne es mir zu geben? war das eine bescheidene Scham, die Nibelungen zu produzieren, oder eine schonende Vermeidung meiner beschränkten Antipathie gegen solcherlei Kunstwerke? — Du hattest Unrecht! O, Du hattest lauter Unrecht! Hast Du mich denn nie billig gesehen, trotz meiner Antipathie? Nun sieh da — ich habe die Nibelungen erwischt, und lese sie mit wahrem — Gaudium — habe auch die Rezension in der ‚Jenaer Zeitung'. Warum der Rezensent dieses Gedicht durchaus neben den Homer stellt, fasse ich nicht, und finde, daß er ihm dadurch sehr schadet, denn mir muß immer einfallen, daß von Homer aus die Kultur über die ganze Abendwelt ging, von den Nibelungen aus nirgend hin, sondern die Nibelungen waren ein einzelner Schoß eines auf fremdem Boden gewurzelten Baumes. Aber warum vergleichen? warum posaunen, warum sich auf plumpe Stelzen stellen, um groß zu werden? Sind denn die Nibelungen weniger schön, wenn sie ganz einfach der Spiegel der Sitten, der Denkart, der Lebensansicht ihrer Zeit, und der Ansicht und Kunde ihrer Zeit von ihrer Vorzeit sind? ist weniger rührend in ihnen das Streben zum Licht, das Schätzen der Kraft, das Tappen nach Seelenhoheit?"

An ihre Tochter Therese Forster. Den 28. Oktober 1821. „Vaucluse[105]) ist mir ein wahrhaft klassischer Boden; denn diese heiße unsterbliche Liebe eines wahrhaft edeln und im Leben tüchtigen freien Mannes wie Petrarca ist für mich etwas unendlich Rührendes. Außerdem ist diese Liebe allen großen Dichtern Italiens jener Zeit eigentümlich und es gibt gewiß nichts Rührenderes, als einen freisinnigen strengen Mann, einen echten Republikaner wie Dante, mit seinem Grame um den Verlust seiner ersten und einzigen Liebe so spielen zu sehen wie in seiner Vita nuova. Er wie Petrarca sagt von dem Augenblick, wo dieser seine Laura, jener seine Beatrice sah: ‚Hic incipit vita nuova!' Aehnlich ist es mit Tasso und Ariost, und man könnte den Charakter ihrer Dichtungen aus dem ihrer Liebe herleiten und erklären, wobei wie billig Tasso sehr untenan steht. — Doch da bin ich wieder abgekommen, da ich Dir bloß sagen wollte, wie sehr mich Vaucluse erfreut und befriedigt hat. Es hat

wunderlicher Weise ordentlich eine Lücke in meinem Wesen ausgefüllt, indem es mir einen so ganz deutlichen Begriff von einem Geiste wie Petrarcas gegeben hat."

An Emil v. Herder (undatiert). „Hätte Schlegel seinen Calderon doch nicht in Reime gezwängt[106]). Es mag künstlich sein, auch dem Original gleichen, aber die Wirkung des Originals kann es nie hervorbringen. Deutsche Knüttelverse müssen ewig Knüttelverse bleiben. Wie aber trotz dieser peinlichen Störung diese Sache ergreift! Er hat da einen standhaften Prinzen — es ist das Märtyrertum des heiligen Fernando — so voll Originalität und Kraft!"

An Emil, 8. Januar 1812. „In Weimar hat man den ‚standhaften Prinzen von Calderon' aufgeführt[107]). Mir war angst und bange, wohin es mit uns gehen soll. In Bamberg hat man Kleists ‚Käthchen von Heilbronn' gespielt. Das war eine Ausgeburt, die Calderon veranlaßt hatte. Daß wir die Griechen, die alten Dichter jeder Nation studieren sollten, um auf feste reine Begriffe der Kunst zu kommen, das ist notwendig, wohlthätig; daß Calderon nationelles Verdienst und eigene Schönheiten hat, zweifle ich keinen Augenblick; ich empfand es mit der Freude, mit der ich jedes Schöne auffasse; ich suche mich zu unterrichten, um mir keine seiner Schönheiten entgehen zu lassen; aber daß Calderon auf unsere Bühne kommt, — das beweist den Schwindel, der unsere Köpfe alle umfängt. Nächstens werden die alten Klosterkomödien wieder aufgeführt. Das nennen die deutschen Hüter Zions national werden!"

An ihre Tochter Therese Forster. Den 21. Juli 1812. „Vous achevez un ouvrage héroïque si vous lisez tout le Messias[108]). Je souscris bien à ce que tu en dis de mal, j'en dirais 10 fois d'avantage et puis après toute sorte de bien. C'est un poëme misérable quant au plan et à l'économie, mais il est composé avec une richesse d'expressions étonnante. Ses longueurs sont assommantes — ce pauvre Seigneur n'auroit jamais échappé à la mort, ou par l'ennui que les Hymnes de tous ces illustres personnages lui inspiroient ou par la pendaison. Mais quelle foule de beautés dans les détails! puis il y a encore une observation à faire! — c'est

sur les moyens de Klopstock de toucher. Il est là à frapper un petit endroit, une petite place de ton coeur à tant de coups redoublés, qu'enfin, macéré comme un gigot de mouton, tu te pénètres du sentiment auquel il te force. Les expressions techniques, ces grands mots sans cesse répétés sont des mots de guerre, de ralliement, le cerveau est habitué à y attacher des idées pieuses, touchantes — il se tient là à te les crier tant à l'oreille qu'enfin les organes de ton cerveau se mettent dans la reverbération accoutumée, et tu pleures comme un veau. J'ai éprouvé ce tour de passe-passe bien de fois. C'étoit la grande magie de Lavater, il disoit bien peu de choses, mais il répétoit le cri de guerre et les soldats s'animoient. Le jour de Pâques j'ai lu à Louise et Mlle. Besserer le Chant qui contient la mort du Sauveur. Ces demoiselles pleuroient comme fouettées, et je finissois par ne plus pouvoir finir à force de larmes."

An ?, 1812. „Klinger[109]) ist einer der Deutschen, welche die Deutschen wenig kennen, und die ich sehr schätze, weil er jung war und alt wird. Jetzt sind die Leute nur noch jung. Kinder gar wenig mehr. Bis zu den Flegeljahren geht's, von da gleich wieder ins Kindlichwerden."

An Emil, 8. Januar 1812. „Ich habe ‚Sophiens Reise von Memel nach Sachsen'[110]) zur Abendlektüre gebracht. Gottlieb ergötzt sich wie ein König daran, und ich finde es in jedem Betracht ein vortreffliches Buch für uns alle. Wo der Verfasser zu individuell ist, generalisiere ich ihn durch eine oder die andere Nutzanwendung; wo seine Darstellung altmodisch ist, suche ich den Grundsatz daraus zu erretten. Das Buch ist wie eine täglich abwechselnde Gesellschaft. Heute unter Spielern, morgen bei Landgeistlichen, dann Studenten, dann liebekranke Mädchen — jede Gruppe lebendig und hervorstehend, freilich oft altmodisch, oft verrenkt, aber in sich selbst sehr wahr. Es ist beinahe kein Verhältnis des Lebens, das der Mann nicht schildert."

An Emil v. Herder. Günzburg, den 25. Februar 1808. „Ich las etwas: ‚Sigurd der Schlangentöter'[111]) von einem Baron de la Motte Fouqué!!! Du kannst denken wie mir das vorkam.

Es ist wirklich ein refugié, er sagt's in einer dédicace an Fichte. Ich überwand mich endlich und las es. Die Dedicace ist so im Ton unserer Arminiussöhne, wie ein Wagen auf Steinpflaster, und dann der Weltbekehrensgeist, der sich darauf gründet, die Form der Schuhsohlen zu verändern, oder die Hutkrempen. Aber es war doch etwas Rüstiges darin, ich las also fromm fort. — Da hat der Mensch die Edda genommen und in ihr und außer ihr die Sage der Nibelungen und ein ungebührliches Trauerspiel in ungebührlichen Reimen daraus gemacht, aber wer ihm nur das anrechnete, der wäre unbillig, denn er hat es mit einem wahren, frohen, kräftigen Geist aufgefaßt und so anziehend lebendig dargestellt, daß es recht klar und sonnbeschienen vor die Seele tritt. Er stellt den Sigurd so lebensfroh, so arglos und kindlich — recht herrlich schön dar! Es beginnt mit der Edda-Mythe, wie im Scherz und Spiel Odin als alter Mann erscheint und sein Schwert in den Baum stößt u. s. w. Sigurd, Odins Abkömmling, läßt sich des Schwertes Trümmer schmieden, um seinen Vater zu rächen, um von seinem Waffenlehrer und Schmied Reigen gereizt, den Faffners-Schatz zu heben. Schöne lichte große Bilder schmücken diesen Teil. Sie sind wie Deine Winterlandschaft — mich friert's dabei wie einen Gesunden, dem das Herzblut drum feuriger wallt. Nun erschlägt er die Schlange (wird nicht unverwundbar durch ihr Blut, sondern Prophet und Zauberer in gewissem Sinn — so sagt auch die Edda). Darauf gewinnt er Brynhilde, die seine Braut wird — getrieben von einer ihm gemachten Prophezeiung, die ihm frühes Glück und frühen Tod verheißt, geht er weiter, und Brynhilde, die mit den Schicksalsgöttinnen verkehrt, läßt ihn ziehen. Sie ist schön geschildert — so große Züge, Willen und Schicksal so dicht verschlungen, Sanftheit und Riesengemüt so menschlich verbunden. Der Burgunder Königin bethört ihn mit Zaubertrank, Gudrunna, ihre Tochter zu heiraten. Seine ahndende Erinnerung seiner ersten, einzigen Liebe und sein kindliches Vergessen, seine frohe Treue, wie er den Schwächern beisteht, Brynhilde zu werben — wie dann der Zauber verfliegt, seine männliche Ehetreue und offene unendliche Liebe für die erste einzige Geliebte — Brynhildens Rache, sein Tod, alles ist

wohlthuend gemischt: Kraft und Sanftheit; Treue und Rohes folgen der Leidenschaft. Es sollte nur kein Drama sein, sondern Gedicht; darin mag auch des Dichters Schwäche liegen. Das Drama erlaubte ihm nur zu dichten, was er mochte; Fragmente — und da ist's denn ein Unding und hätte recht schön werden können — recht schön! Wenn nur so ein Mensch sich ausbildete! Ich wollte ihm ja gern sein volles Maul zu gut halten, er scheint ja jung und es ist recht, wenn der Maurer die Steine und Steinchen, die er herbeiträgt, für einen wichtigen Bestandteil des Tempels hält — aber in zehn Jahren muß es besser gehen."

An Usteri, 26. September 1813. „Sie haben mir Fouqués ‚Zauberring' schön rembarriert, aber piano, mein Herr! Sie können mit Recht und mit mir zugleich die Gattung verwerfen, von der sage ich: Amen! bei Ihrem Urteil, aber in der Gattung ist der Zauberring sehr, sehr hübsch. Ja! Sie mögen nun toben wie ein Heide."

An Luise, 24. August 1812. „J'ai accroché une tragédie de Lamothe Fouqué, der falsche Waldemar — cela est presque mauvais, et à côté de cela d'une tendence bien misérable. Waldemar vivoit du temps de Henri le Lion. Il avoit indisposé les princes, ses voisins contre lui, mais ses panégyristes disent que sa conscience l'avoit forcé de quitter son épouse Agnès d'Anhalt à cause de parenté prohibée; pour expier l'inceste il alloit en Palestine d'où la nouvelle de sa mort étant venue, Louis de Bavière lui succéda en son Marcgraviat de Brandebourg. 30 ans écoulés le bénêt de Waldemar, qui s'étoit fourré dans un érémitage du Mont Libanon, reparut et réclama ses états, il fut éconduit et mourut quelque part, je ne sais où. Mr. Fouqué saisit l'occasion d'insulter à la Bavière d'une indiscrète et platte manière, et s'évertue à prôner les Prussiens en véritable saltimbanque, c'est une piètre composition! Je m'étonne que le Morgenblatt n'en a jamais parlé ni les feuilles de Jena que je lisois dans le temps que cela a paru; car ce n'est pas nouveau. Ce n'est pas à cause de l'impertinence du sujet que je trouve la pièce mauvaise, mais elle l'est

en elle même. Je n'aurois pas cru que l'auteur du Schlangentöter, du Zauberring pouvoit faire une composition si lourde, trainante, froide. Ce sujet l'a paralysé.“

An Emil v. Herder, 1809. „Einen Roman: ‚Karls Hindernisse‘[112]) — muß ich von der Gemeinheit ausnehmen. Der Verfasser besitzt eine seltene Gewalt über die Sprache, Leichtigkeit, Kenntnis des guten Tons, eine lebendige Einbildungskraft, treffenden Witz — die Begebenheiten nach Art unserer neuen Romane so locker zusammenzuhalten, daß jedes Kapitel aus einem Schubfach gezogen scheint. Er hat den tollen Einfall, Wilhelm Meister und Jean Paul als Romanspersonen einzuführen und sie so ganz komisch zu persiflieren. Es wundert mich, wer es ist? ein Nordländer ist's, und es sind Anekdoten darin, die in meiner Göttingschen Familie gäng und gäbe waren. Da hatte ich durch einen Zufall Lohensteins ‚Arminius und Thusnelda‘[113]) erwischt. Sieh' das rührt mich nun, daß damals ein ehrenfester Baron seiner Nation so ins Gewissen sprach. Wär' das Kind, damals in Banden, jetzt zum Knaben geworden — wären, was nun geschieht, seine Flegeljahre! — Ach das geht alles über den Spaß. Ich finde ernsthaft viel mehr Trost, als wenn ich diese lustige Seite aufnehme.“

An Emil, 12. Juli 1810. „Von dem Wunderhorns-Arnim[114]) lese ich da eine ‚Gräfin Dolores‘!!! Der Mensch verdient länger zu leben, weil er sich vielleicht bessert, wenn ihn sein guter Engel vor einem so unordentlichen Leben behütet, wie seine Phantasie unordentlich ist. In diesem Kopf ist noch junges Lebensgefühl und er malt das tolle Zeug, wahres und unwahres, Karikatur und Ideal, wie Dürers Arabesken so fein und leicht auf das Blatt hin.“

An Emil, 28. November 1811. „Schrieb Dir Luise vom ‚Prinz Zerbino‘?[115]) Das hat mich doch ganz innig divertiert! Warum wird nun ein Ding so voll Witz, Fröhlichkeit, Wahrheit so schnell vergessen? Weil wir mit Gottes Hilfe seitdem schon zehn andere Thorheiten trieben, die der Geißel so gut bedurften, wie die Thorheit jener Zeit? Der König Gottlieb und der Herr Nestor, der Hund Stallmeister — das sind unvergleichliche Personnagen. Unter dem lyrischen Wuste sind einige herrliche

Sachen. Wie schade, daß Tieck nicht zur Klarheit kam! — zur Klarheit? — O wie wenigen ward diese!“

An Usteri. Günzburg, den 2. Juli 1812. „Apropos fällt mir Werners[116]) ‚Wanda‘ ein, die ich letzthin las. Es ist doch viel mauvaise foi in den litterarischen Anzeigen allesamt — dieser Wechselbalg ist in den Flugblättern, als da ist: ‚Morgenblatt‘, ‚Elegante Welt‘ und dergleichen, mit Bewunderung und höchstens ein paar verschmitzten Fragezeichen angekündigt worden — dann hat man ganz geschwiegen. Nach einer Zeit wird sie nun gedruckt, das Publikum erinnert sich des Posaunentons, bewundert frommgläubig die Mißgeburt, und die Kritik schweigt — denn wo ist denn Werner gesichtet worden, wie man zu Abbts Zeiten in den ‚Litteraturbriefen‘ sichtete? wo gegeißelt, wie die Berliner Zeitung that? wo diskutiert, wie Wieland und noch Huber thaten? Aus Vornehmigkeit sollte man nicht schweigen. Einer guten Polizei soll auch das Ueberhandnehmen der Wanzen nicht ein zu geringer Gegenstand sein. So eine Wanda! Die Franzosen haben die pièces à vaudevilles, da wird zwischen dem Dialog viel hineingesungen! Werners letzte Stücke, Wanda besonders, könnten mimisches Schauspiel mit eingemischten Exklamationen heißen. Das Ganze ist eine Verkettung von Attitüden mit freien Idyllen, Dithyramben, Kubachischen Gebetsseufzern[117]), und Madrigalen gespickt. Ja, ich muß einmal ein loses Maul darüber haben. Zu einer Zeit, wo wir die griechischen Tragiker in schönen Uebersetzungen allgemein lesen können, zu einer Zeit, wo der allgemeine Gebrauch der französischen Sprache Racine, Corneille, Crebillon in jedes Schülers Hände geben, wo Goethe seinen Egmont, seine Iphigenia, ja seinen Faust schrieb, obschon der in nichts ein Muster sein soll, da entstehen solche Untiere von Schauspielen!“

An Böttiger, Herbst 1823. „Kater Murr[118]) halte ich kaum aus! Diese Gedehntheit bei der Willkür, Tollheiten zu äußern, und der Geschmacklosigkeit des Hapttons. Der Verfasser war verrückt und schildert sich überall selbst in der Verrücktheit. Es ist eine Liederlichkeit des Verstandes, so zügellos Schlechtes, Gutes auszuschütten. Und die Länge! Das Witzige, Geistreiche, die Hammerschläge der völlig gerechtfertigten Rüge

so vieler Thorheit, wird zu neuer Thorheit, indem der Autor das ist, was er darstellt: ein regel-, zügel- und zuchtloser Mensch. Mir schaudert vor ihm und ich erstaune vor der Schlaffheit seiner Lober, nicht daß sie loben, aber weil sie nicht tadeln."

Gegenüber der sehr bedingten Anerkennung, die Therese der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und der vom Anfang des neunzehnten spendete — wie sie über Rückert und Uhland dachte, über Körner, den Sänger des Freiheitskrieges, ist schon früher oben S. 252—255 dargestellt — steht unbedingte Bewunderung für Goethe. Persönlich hat sie mit den Romantikern nicht viel zu schaffen gehabt — gegen ihre Häupter Karoline Schlegel und Schelling empfand sie eine starke, wiederholt ausgesprochene Abneigung. In der Beurteilung Goethes ist sie mit ihnen einig, aber in dieser ist sie durchaus unabhängig von ihnen, völlig selbständig in ihrer Auffassung. Es wird wenig Frauen, aber auch nicht viel Männer in jener Zeit gegeben haben, die beim Erscheinen des ersten Teils von Goethes Faust so deutlich einen zweiten Teil voraussahen, die über die allmähliche Entstehung des Werkes und frühere und spätere Partien so verständig dachten, die im einzelnen die Schönheit der biographischen Werke wie das Grandiose einzelner Dichtungen empfanden. In diesen Urteilen ist überaus bemerkenswert der geschichtliche Standpunkt, von dem aus Therese eine dichterische Entwickelung Goethes sich konstruierte und in dieser Entwickelung das Kleine neben das Größere stellend, auch jenem ersteren trotz aller Kritik seinen Platz anwies; sodann die jener Zeit durchaus voraneilende Forderung: das Studium der deutschen klassischen Litteratur zum Gegenstand akademischer Vorlesungen zu machen. Wenn sie hierbei auch Schiller erwähnt, so ist bei ihren Urteilen über ihn, die freilich viel seltener sind, als die über seinen großen Zeitgenossen, zu bemerken, daß sie gegen Schillers Person eine durch sein Benehmen gegen Huber erklärliche, entschiedene Abneigung und für seine Werke, nicht bloß seine dichterischen, sondern auch die historischen, nicht einmal das richtige Verständnis zeigte.

Die wunderbare Art, in der sie von Goethes Genius dagegen im allgemeinen, von einzelnen seiner Schöpfungen im

besonderen sprach, darf freilich nicht ganz die achtungslose Manier entschuldigen, mit der sie von Goethes Alter redete. Es ist zwar nicht unbedingt falsch, was sie in ihren spätesten Aeußerungen vorbrachte, über die seiner nicht würdige Umgebung seiner letzten Jahre, über die ihm zu teil werdende Beweihräucherung, in der er sich gefiel, aber einseitig und übertrieben. Jedoch stammt dieses absprechende Urteil nicht wie bei gewissen Gegnern Goethes aus einer Verachtung des Menschen, sondern gerade aus der Bewunderung seines Genius und aus ihrem Wunsche, den Geliebten und Hochverehrten ganz fleckenlos zu sehen[119].

Die Goethereise Theresens muß besonders merkwürdig genannt werden aus folgenden Momenten:

1. Weil sie eine Zeit wichtiger innerer Entwickelung in Frankreich bezw. der französischen Schweiz zugebracht und sich wie der deutschen Sprache so auch der deutschen Litteratur entfremdet hatte.

2. Weil sie seit den Xenien und zum teil durch sie voreingenommen gegen Goethe hätte sein können.

3. Weil sie während eines großen Teils ihres Lebens in einem kleinen Dorfe fern von den Mittelpunkten der Litteratur lebte, in denen sich die begeisterte Stimmung für die Schriftsteller leicht von einem zum anderen mitteilte, während sie an ihrem Aufenthaltsorte jeder solchen Anregung entbehrte und

4. weil sie auch durch ihre Hauptkorrespondenten in ihrer Vorliebe für Goethe in keiner Weise unterstützt wurde, denn Böttiger war ein Nergler, der, wenn überhaupt, nur widerwillig Goethe anerkannte, Reinhold ein Verehrer Schillers, der für Goethe nicht das rechte Verständnis besaß, Usteri war in französischer Bildung befangen und mochte, wenn wirklich für deutsche Geistesrichtung empfänglich, doch wohl zu denen gehören, die mehr an der älteren als der neuen Litteratur Freude fanden; ihre Kinder endlich waren jung und besaßen eben als junge Menschen nicht die richtige Wertschätzung für Goethe.

Goethe in seiner großen Auffassung der Weltlitteratur bietet den geeigneten Uebergang zu Theresens Wertschätzung großer Werke der ausländischen Litteratur. Dabei ist es nun fast aus-

schließlich die englische, die ihre Aufmerksamkeit erregte und ihre Teilnahme in Anspruch nahm. Zwei große Zeitgenossen wurden von ihr gerühmt: Byron und Walter Scott[120]); der erstere nicht unbedingt — während sie seine früheren Produkte verwarf, war der ‚Marino Falieri‘ ein Werk nach ihrem Herzen. Walter Scott dagegen erregte in hohem Grade ihr Entzücken und ihre Bewunderung. Ueber beide äußerte sie sich folgendermaßen:

An Uxküll. 6. September 1820. „Ich will Ihnen hier beilegen, was ich von Walter Scott und Byron habe. Ich schätze Walter weit mehr, weil Walter Herr seines Sujets ist, aber Byron stets mit der Befangenheit des bösen Gewissens sich in leidenschaftlicher Wut wälzt. Er ist wie der schmerztolle Podagrist, der sich blutig kratzt, um einen anderen Schmerz als das Podagra zu fühlen. So schildert Byron alle Qual, um eine andere als die seiner Erinnerung zu empfinden. Ich bewundere sein Genie — aber es ist keine Selbstherrschaft, keine Vollendung in ihm — und er versteht sich sicher oft selbst nicht. ‚The Lady of the Lake‘ ist herrlich übersetzt!“

An Conz. 17. Juni 1821. „Ich las indes etwas Schönes! Byrons Marino Faliero, das neue Trauerspiel. Tu Dieu! da ist der Mensch gar kein Faselante und Kraftgenie mehr, sondern ein gehaltener, über seinem Stoff schwebender Dichter. Lesen Sie doch den Gegenstand im Muratori, wo er fast mit jedem Detail steht, 1354, denke ich. Das Gerüst des Trauerspiels hat Fehler, die bei einem zweiten Lesen gewiß noch deutlicher wie beim ersten werden, aber das Gedicht atmet Adel, Geist und die kühnste Freiheitsliebe. Ich hätte mögen jung sein, um neben allem anderen Genuß, den es mir gab, auch den zu haben, unendlich zu weinen — der Schmerz des Alters hat wenig Thränen mehr — deshalb wäscht er sich auch nicht mehr aus dem Hirn — er brennt hinein.“

An Usteri. 12. Oktober 1819. „In belletristischer Hinsicht hat eine Uebersetzung von Walter Scotts ‚Lady of the Lake‘ mir die wahrste Freude gemacht. Sie ist lebendig und einnehmend. Aber wie sticht auch dieser thatenvolle Gesang eines Volkes, das in jeder Familie einen Geschichtsnamen hat und in jedem Felsen ein Denkmal, gegen unsere windbeutelichen

Fouquéschen u. dgl. Ammenmärchen ab! Mystizismus statt Enthusiasmus und Gascognerei statt Vaterlandsliebe leihen die Stelzen, auf welchen diese Eposer gehen. So ist die berühmte ‚Cäcilie‘ von Schulze für mich reine Schlafsalbe — und ich kann mir gar nicht denken, daß die Leute ehrlich sind, die diesen frömmelnden Schwulst, den sein Schillern in Tassos ‚Jerusalem‘ zu einer Impertinenz macht, wirklich kurzweilt.“

An Aimé. 7. Juli 1824. „Deine Covenanters muß ich suchen zu finden. Ich bewundere das englische, noch mehr das deutsche Publikum, diesem ‚großen Unbekannten‘ so unermüdlich nachzuspüren. Ist ein Mensch der Verfasser aller dieser Romane, so ist er ein Phänomen; mehr wie ein großer Mann, denn vollendet ist keiner seiner Romane, so reiche Partien sie haben; in dem Fall, daß man ihn aber deshalb für einen großen Mann hält, sollte man sein Geheimnis ehren, sollte stille sein, — mir deucht, wahre Bewunderung stillt — so der Gedanke an Gott und der gestirnte Himmel. Gibt es aber viele Scötter, so wird es eine Komödie, und mein Interesse läg nur in der Entdeckung der Vorratskammer, wo die Leute ihren Stoff hernehmen, denn die Behandlung ist doch fabrikmäßig geworden seit Peveril u. dgl. ‚Durward und der Brunnen‘ sind mir besonders holzschnittig vorgekommen, und sind sie mit ‚Ivanhoe‘ und dem ‚Heart‘ aus einem Kopf gekommen, so braucht er nun seinen ‚Gilblas‘ und wird ihn so wenig hören wie der Bischof von Toledo. Das Nachkrebseln deutscher Erzähler ist vollends eine gloriose Fahrt!“

An Therese Forster. Den 26. November 1824. „Schafft euch doch aus der ersten besten Lesegesellschaft Coopers [121]) ‚Ansiedler‘ und seinen ‚Lotsen‘ — der Lotse ist gar nichts wie Seesturm, Seetreffen, Schiffbruch — aber er te remet le coeur dans le ventre — es sind die erhebendsten Gemälde von Tod und Gefahr und Sturm und Schiffbruch — herrliche Gemälde! es macht einem das Leben so nichtig durch das Gefühl von Kraft im Menschen. Es ist meisterhaft! Als Roman nicht schlecht. Die Ansiedler sind ganz anders, Freiheit atmend, Gesetz ehrend — solche Bücher thun gut.“

So sehr Therese die englische Litteratur zu loben und anzuerkennen wußte, so wurde sie dabei nicht ungerecht gegen die zeitgenössische deutsche Litteratur. In der obigen Zusammenstellung handelte es sich um Schriftsteller des achtzehnten und des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts; in der nachfolgenden Reihe hauptsächlich um solche, die in dem zweiten und dritten Jahrzehnt thätig waren. Gerade diese Urteile muß man nicht vom allgemeinen, sondern vom vergleichenden litterar-historischen Standpunkt betrachten. Man muß bedenken, daß Therese starb, lange bevor Grillparzer mit seinem Lebenswerk zu Ende war, besonders aber Jahrzehnte bevor sich die Anerkennung seines Wesens und Wirkens durchgekämpft hatte. Man muß sich ferner gegenwärtig halten, daß Therese nicht bloß nach allgemein ästhetischen Grundsätzen urteilte, auch nicht die Kunstwerke auf ihr Gemüt wirken ließ, sondern daß sie gelegentlich politische, seltener moralische Rücksichten zur Anwendung brachte, die ihr den Genuß mancher sonst vortrefflichen Dichtung verdarben. Auch persönliche Neigung oder Abneigung wirkten auf ihre Auffassung. Wenn andere Frauen durch Schönheit oder Liebenswürdigkeit einzelner Autoren zu einem Panegyrikus oder durch widrige Eigenschaften der zu Kritisierenden zu einem Zornausbruch verleitet wurden, so wurde sie durch ihren Widerspruchsgeist zu lebhafter Aussprache gegen Modegötzen des Tages gereizt, oder durch das Zusammenleben mit einzelnen Autoren so hellsehend für ihre Kleinlichkeiten, daß sie nur diese, nicht aber das Tüchtige und Bedeutende in ihnen zu erkennen vermochte. Kommt daher auch in den folgenden Urteilen manches vor, was nicht allgemeine Anerkennung finden wird, so berührt auch hier die Selbständigkeit ihres Denkens und die Originalität ihres Stils immer angenehm, ebenso die Jugendlichkeit, nicht jene falsche, die beständig nach Neuem greifen und das Alte verachten läßt, sondern die echte, welche die Empfänglichkeit für das neu Auftauchende bei aller Anhänglichkeit an das Alte und Verehrte wahrt.

An Usteri. 10. August 1816. „Haben Sie denn ein Wiener Produkt: ‚Das Leben ein Traum‘[122]) nach Calderon gelesen? Das ist eine Säule unter Fachwerk, — so sinnvoll und groß.“

An Reinhold. 3. Juni 1818. „‚Die Ahnfrau', kennen Sie das? Da hat also Müllner in seiner ‚Schuld' und seinem ‚Yngurd' ein paar Trauerspiele gedichtet, die das Calderonische, nicht das Aeschyleische Schicksal zum Mobil haben. Herrliche Lyrik und derbe Leidenschaften, Coups de Théâtre und Charaktere — macht's einer besser, so freut es mich. Darauf traten die lumpigsten Pfuscher und endlich auch ein Nichtpfuscher in seine Fußstapfen, nämlich ein Wiener Büralist, Herr Grillparzer, jung und unbekannt, fertigte ‚Die Ahnfrau', eine Spukgeschichte, Tragödie mit ungeheuer langen Reimversen in Calderonischem Silbenmaß (hat in unserer Sprache den Takt eines lungensüchtigen Paßgängers), die oft sehr schöne, selten korrekte Stellen haben, eine Handlung, bei der man oft Gänsehaut, aber nie ein wehes Herz bekommt — Raubgesindel, arme Sünder, weder Charakter noch Grundsatz — allein das Ganze mag auf dem Theater sehr gut thun. ‚Die Ahnfrau' machte sehr viel Glück. Tritt Herr Grillparzer wieder auf, mit ‚Sappho', einem Trauerspiel, welches nichts enthält, als was die Geschichte von Sappho erzählt, nur drei Hauptpersonen, die drei Einheiten beobachtet, und Jamben durchaus. Das Wiener Publikum ist entzückt, die Wiederholung geht fort; nie erhielt ein Deutscher so viel Lohn, Lob, Geschenke. Ich las es noch nicht. Müllner, der die Schicksalskomödie verteidigt, greift ‚Sappho' an und da hat Grillparzer einen fatalen Gegner, denn Müllner scheint mir ein despotischer Verstandesmensch, mehr als ich jetzt einen kenne. Das sind unsere dramatischen Tendenzen in diesem Augenblick."

An Karoline Pichler. 8. Januar 1819. „Was Sie mir von Grillparzers Gesundheit und Sorgen sagen, thut mir weh. Zu einer höheren Harmonie der Seele gehört doch Gesundheit. Die fehlte Schiller, die hatte Goethe. Möge er genesen — möge er zeigen, daß er jung war, wie er ‚Die Ahnfrau' schrieb, daß er nach Entwickelung strebte, wie seine ‚Sappho' erstand, aber daß in ihm das Feuer glüht, welches Vollendung und Reife erringt und in seiner Klarheit die Proteusse zwingt, in ihrer wahren Gestalt sich gefangen zu geben."

An Böttiger. 20. April 1825. „Haben Sie denn Grillparzers

‚Ottokar' gelesen? — Wahrhaftig, wenn er nicht recht viele goldene Dosen bekommen hat, so hat er seine Poetenseele vergeblich verdammt. Das ist denn ein travestierter, in Tannenholz gehauener Napoleon — die Arbeit bis zur Posse roh. Den großen österreichischen Familien wird rechts und links ein Knopf gemacht, was er an übeln Junkern aufführt, ist ausgestorben. Josephine (die Kaiserin wird tot sehr fleißig auf die Bühne gebracht, aber als drolliger Mißgriff ist die zweite Frau eine wüeschte Madam — Marie Luise), alles was Shakespeare an Trompetenstößen gebraucht hat, verstummt vor dem Tuten im ‚Ottokar.' Dabei nicht eine Stelle, die mir im Gedächtnis geblieben, ein paar Plagiate aus der ‚Iphigenia' von Goethe ausgenommen. Ich kann nicht einmal sagen, daß die Situationen mich ergriffen hätten, — die Uebertreibung stört den Effekt — und die Sprache ist oft, als wenn er die Worte einer Periode untereinander geschüttelt und dann hingereiht hätte. Sie sind alle da, aber ohne alle Ordnung und Sprachgebrauch."

An Aimé. 22. April 1825. (Ueber „Ottokar".) „Josephine ist lebendig und tot, ein fehlerhaftes Tugendbild und kommt in beiden Zuständen auf die Bühne, aber — drollig! — Marie Luise ist eine bäh-bäh-Madame, die mit ihrem Neuberg ganz garstig abgepatzt wird. Die Knalleffekte sind wahre 36-Pfünder, der Bau des Stückes sorgloser wie Shakespeare, hopsa rüber und nüber — bei Ottokars Glück kommen bei einer großen Audienz, in der sich Ottokar auf dem Theater die Stiefeln vom Bürgermeister von Prag ausziehen läßt, fünf, sage fünf Trompetenstöße und fünf Abgesandte mit fünf Kissen, auf denen liegen fünf Kronen, die sie Ottokar bringen. Wenn ich eine Hexe wäre, hexte ich nach der Aufführung dieses Stücks ein lebensgroßes Tableau von Vernets großem Blatt: Napoleons Apotheose — das mit dem Meerfelsen und seligen französischen Generalen — oder wär' ich ein hexiger Bajazzo, ließ ich den Vorhang noch einmal aufziehen und den petit caporal in seinem Röckchen quer übers Theater gehen und vor dem Publikum nur ausspucken."

An Cotta. Augsburg, 2. Februar 1824. „Wir haben einen

Abend eine Posse von Immermann[123]) gelesen: ‚Die drei Prinzen von Syrakus,' welche man als eine Satire der philosophischen, lyrischen und romantischen Pedanterei ansehen könnte, die aber vor allem ein Ueberſprudeln der heiterſten Laune von der Welt iſt. Der Menſch kennt noch das Vorrecht des Menſchen vor allen Geſchaffenen: das Glück zu lachen, ohne andere Abſichten, durch Gegenſätze und bunte Ideenverbindung. — Claire, die uns vorlas, konnte oft nicht weiter leſen und das junge Auditorium nicht weiter hören vor Lachen über die grenzenloſen, rein unſchuldigen, nie zweideutigen Späße. Das Ding von 1822 — man hat nie davon gehört — irgendwo ſah ich es ziemlich geringſchätzig angezeigt. Da hat man Unrecht. Wir Deutſchen brauchen ſolchen fröhlichen Scherz — und dieſer iſt kaum um ein paar Seiten zu lang — eine Kunſt, die wir nun gar nicht verſtehen."

An Mariette. Augsburg, 3. Mai 1825. „Laß Dir doch unter dem Heer elender Taſchenbuchserzählungen aus dem geſellſchaftlichen Vergnügen ‚Die Oſternacht' von Leopold Schefer vorleſen. Du wirſt ſehen, warum bei dieſem Anlaß (Tod eines Neffen?). Ob nicht ſo eine Novelle, von der Kanzel geleſen, mehr Herzen tröſten und ſtärken würde als die beſte Predigt? Aber das iſt kein äſthetiſches Urteil, ſondern die Frucht der Erinnerung, wie jemand, Du und ich z. B., geweint und gleichglaubenden Troſt gefunden haben."

An Böttiger. 17. Dezember 1827. „Wiſſen Sie denn, wer ein gewiſſer Schefer[124]) iſt, der manch Seichtes und wieder einmal etwas ſehr Schönes ſchreibt? Albrecht Dürers Eheſtandsgeſchichte in den ‚Roſen' — ein Taſchenbuch — darin ſtehen Betrachtungen, die mir in dieſen Tagen das Herz hoben — und das war viel."

An Böttiger. Augsburg, 23. Mai 1828. „Tromlitzens[125]) Romane verengen mir, ſo wie alles, was unſere Zeit an Romanen hervorbringt, den Atem. — Ich nehme ſehr wenige aus, die ich deshalb noch nicht bewundere, aber auf ſie acht gebe. Spindler[126]) macht mich ſehr aufmerkſam. Da iſt, meines Bedünkens, viel Anlage und Elementares, aber ein eigenes Ausſtrömen von Scheußlichkeiten. Ich dächte, ſein ‚Baſtard'

und sein ‚Jude‘ könnten das Mittelaltersideal hinreichend ekelhaft machen. Dabei hat der Mensch eine seltsame Eigenheit in der Behandlung der Scheußlichkeiten: — er erregt nie den Verdacht eigener Immoralität — ohne eine sittliche Phrase drückt seine Darstellung Abscheu gegen das dargestellte Abscheuliche aus. — Haben Sie denn Ihr Nachsinnen je dabei aufgehalten, welch ein Unterschied zwischen dem Maß der Kenntnis des Bösen besteht, zwischen unserer Jugendzeit und der Jugend der jetzigen Zeit? Vor 50 Jahren nahmen halbwegs gebildete Leute in Gegenwart von Kindern und jungen Leuten eine gewisse Rücksicht. Von manchen Gegenständen sprach man gar nicht, andere erwähnte man verschleiert, behutsam — und betrachten Sie die Romane jener Zeit!“

An Mariette. 6. November 1827. „Unser guter Haug[127]) macht gar nüchterne Verse im ‚Morgenblatt‘ und der arme Matthisson. Gewiß fände ein behender Anatom einzig Sägspäne in seinem Occiput und einige Schnipsel Ordensbänder im Sensiput, aber gewiß, wenn man von seinem Herzen die alten Gedichtchen und Sentimentalsprüchelchen abgeschält hätte, glimmte mitten inne noch ein Funken treuer Freundesliebe und Wohlmeinen.“

An Aimé. Augsburg, 10. Oktober 1826. „Graf Platen[128]) hat nun das satirische Lustspiel, von dem Du ein Bruchstück in dem Brief an Fugger lasest, bei Cotta herausgegeben. Vor allem leuchtet darin eine Anmaßung und ein Hochmut des Verfassers hervor, der mich grausen macht, weil ich bei dessen Vorschreiten nur Verrücktheit, bei dessen Selbsterkenntnis nur eine ganz verkehrte Stellung gegen die Außenwelt erblicke. Daß die Jugend tadelsüchtig sei und satirisch, liegt in ihrer Natur — sie hat ja noch nicht gelernt, wie schwer das Bessermachen ist, und da ist Tadel und Spott der natürliche Ausdruck des lebhaften Gefühls für das Bessere, dem ihr noch unvernarbtes, junges Gefühl sie so empfänglich machen muß; allein zu glauben, man könne alles besser selbst machen und zu grollen, daß andere dieses nicht glauben, einsehen und beweisen — das ist unleidlicher Selbstdünkel. In Platens Lustspiel geht das so weit, daß ich nicht sicher bin, ob er sich nicht am Schluß

ironisch behandelt. Der Witz ist dabei oft höchst matt und erbärmlich, besteht in Wortspielen, die in holperigen Hexametern und geschraubten Alexandrinern durch schwere Wortfügung nur mühsam zu verstehen sind. Hie und da sind komische Einfälle, aber das Ganze ist verworren und endet langweilig, weil es keine Rundung hat. Nein! der wird kein Licht. Der Chor (ein Schacherjude) sagt hübsche philosophische Verse. — Der Hauff[129]) schrieb einen historischen Roman: Der Lichtensteiner, den mir Claire vorliest — es ist Darstellung darin und manchmal Kostüm, doch mehr Spott oder Karikatur, in der er die heutigen Menschen und ihre Individualität unter den Namen jener Ulmer und Württemberger schildert. Mit Walter Scott ist er gar nicht zu vergleichen. Dieser läßt die Begebenheiten im Erzählen vorgehen und ist gleichzeitig mit ihnen, der Hauff steht außer seiner Erzählung und witzelt mitunter auch etwas in sie hinein."

An Usteri. Augsburg, 13. Juni 1827. „Das ‚Morgenblatt' redigiert ein Herr Hauff, der durch den Mann im Mond ein so unverdientes Aufsehen machte. Wahrscheinlich dachte er nicht daran, den Clauren zu parodieren, sondern er ahmte ihm nach; später ergriff er oder riet ihm sein Verleger Frankh, den Schluß, wodurch es eine Parodie wird, hinzu zu setzen. Seine Satanspapiere sind freche, oder matte persönliche Satiren, die in den nordischen Blättern schon ziemlich herbe gegeißelt werden — in keinem Fall kann ein verdorbener Kandidat, der keine Art Bildung hat, keine neue Sprache und Litteratur kennt, ein tauglicher Redakteur solch eines Blattes sein, das litterarische Beiblatt ist von einem Dr. Menzel[130]) redigiert, welcher für seine Geschichte der deutschen Litteratur schlimm beleuchtet wird und kaum bekannt ist."

An Böttiger. Augsburg, 17. Dezember 1827. „Darum sind auch unsere berühmten Leute lauter Eintagsfliegen. Wahrscheinlich soll nun Heine[131]) ein berühmter Mann werden — er ist in die Fabrik nach München gekommen, allein man sagt, der sei so liederlich und keck, daß er nicht werde taglöhnern können noch mögen."

Schon in den vorstehenden Bemerkungen über einzelne

Schriftsteller und Werke sind manche herben Anklagen gegen den allgemeinen Zustand der Litteratur enthalten, die sich teils aus dem Alter der Urteilenden und der daraus entstandenen Verherrlichung des Vergangenen erklären, teils aus der gerade bei Theresen mit den Jahren zunehmenden Verbitterung. Aber es sind keineswegs bloß Aeußerungen einer ganz oder halb grundlosen Verstimmung, sondern sie hängen mit einem äußeren Umstand zusammen.

In Günzburg nämlich, wo Therese nur mit ihrer Familie verkehrte, hatte sie den litterarischen Speisezettel gemacht und war sicher, daß nur Schmackhaftes darauf verzeichnet war. In Stuttgart, wo sie der Mittelpunkt eines großen, aus wissenschaftlich gebildeten, in hohen Staatsämtern befindlichen Männern und geistreichen oder bildungseifrigen Frauen bestehenden Kreises war, wurde naturgemäß der Sinn auf Ernstes gelenkt; von ihrer Tochter Luise, die, da sie allein stand, sich ihrem Einfluß unbedingt unterwarf und durch das lange Zusammenleben mit der Mutter vollständig in ihre Intentionen einging, wurde sie in diesem Streben unterstützt; in Augsburg dagegen, wo sie in weniger gebildeten Kreisen verkehrte, hatte sie fast zum erstenmal in ihrem Leben Gelegenheit, den Geschmack eines ganz unlitterarischen Zirkels kennen zu lernen, und entsetzte sich über Stimmung und Zustände der Zeit, die ihr bisher entgangen waren.

An Frau Dr. Kerner. Augsburg, 14. August 1825. „Die Details unseres versunkenen Zustandes machen mich krittlich. Unser Erziehungswesen in den Familien (viel mehr wie in Instituten, wo die Grundsätze besser und die Umstände günstiger sind), unser Litteraturwesen — der Romanschwall und das Romanlesen — die Teilnahmlosigkeit der gebildeten Stände an dem allgemeinen Besten, die platte, schwerfällige Genußsucht, die bei der Mehrzahl nur in Abwesenheit des Strebens besteht — die nationale, bis zur Verrücktheit gesteigerte Eitelkeit der gens de lettres, das Brotschnappende der Autoren en masse. — Ich empfinde das alles zu scharf. Ich sagte letzthin zu meinem Arzt: ‚schreiben Sie mir ein Rezept dagegen‘; ich glaube, liebe, hoffe, wie ehedem, aber ich bin verlegen um Ge-

gensätze zu dem vielen Uebel. Freilich weiß ich rücksichtlich alles Ekelhaften unserer Litteratur, daß wir in der Epoche stehen, wo aller litterarischer Unterricht in die Breite gehen muß. Jetzt kommt's darauf an, daß viele Menschen lesen, sei es auch zuerst etwas Schlechtes. In Deutschland liest eine unendlich kleine Zahl von Menschen. Las Cases wurde in Frankreich 24000mal verkauft, die deutsche Uebersetzung 1500mal, das berühmte ‚Manuskript aus Süddeutschland‘ hatte eine Auflage von 700 Exemplaren und von diesen können Sie noch kaufen; in Paris ward es übersetzt und 1300 Exemplare in acht Tagen verkauft. Eine ‚Gabriele‘ (von Johanna Schopenhauer) wird mit 700—800 Exemplaren aufgelegt; eine elende ‚Mère rivale‘ der Genlis mit 8000 Exemplaren. — Wir schreien über die Auflagen von Schiller und Goethe Wunder — nun, ja freuen sollen wir uns, zum Wunder ist's nicht gemacht. Zählen wir die Ausgaben von Voltaire, Buffon u. a. Deshalb tröste ich mich auch über unsere Journale — es wird doch gelesen, aber was für Zeug! — Ich habe Veranlassung gehabt, mich vor kurzem um die hiesigen Leihbibliotheken zu bekümmern — welches Zeug! und da sind viele der Geldsackdamen, die haben doppelte, ja dreifache Abonnements, um dreimal die Woche Bücher zu haben. — In Schäzlers Familie haben sie sechs Abonnements, also alle Woche sechs Romane von so viel Bänden. Sie wollen vielleicht also 18 oder 36 Bände. Der Eigentümer der besten dieser Anstalten gesteht, daß ihm selten eine Reisebeschreibung, selten ein Dichter, seltener ein Geschichtsbuch abgefordert wird — Romane und Schauspiele. Nun, denken Sie sich unter 28000 Menschen höchstens 400, die abonniert sind und lauter Romane, und meist elende, lesen — unter diesen sind drei Viertel Weiber. Dieses Seelenfutter! — Der Mann trinkt Bier, die Frau liest Scharteken, die Kinder werden geschult et vogue la galère!“

An Usteri. 13. Juni 1827. „Mit der schönen Litteratur kann ich mich nicht viel befassen — sie ist zu widersprechend mit den Begriffen, zu denen mich das Leben ausbildete. Die Gedichte machen mich schläfrig oder lachen — das letzte kann man aber nicht lange. Die Romane sind unter aller Kritik

schlecht! — kaum hie und da ein Interesse der Begebenheit; das der Darstellung fast niemals, denn die Autoren jagen nach Effekt, ohne die Wahrheit zu Rate zu ziehen. Es ist sonderbar, daß nicht nur der Student und die Fröhlen, welche dichtet, sondern auch der oft gebildetere Leser sich von der Heftigkeit und der Tiefe einer Empfindung durch äußeres Toben rühren läßt, da doch dieses in unserer gesellschaftlichen Welt fast nie vorkommt, und der Kunst so wenig würdig ist (meines Erachtens), wie viele Gegenstände der holländischen Genremalerei. Doch Sie und ich können keine Romane mehr anders als wie: ‚Menschengeschichte‘ beurteilen, oder vielmehr betrachten, also ist die Unzahl solcher, die nur Tages puppys schildern, wie non existent für uns. — Närrisch genug, daß die Satire jetzt Fuß faßt unter unseren Kandidaten- und Gymnasiastenautoren. Das ist schlimm, und ein schlimmes Zeichen. Sollte nicht die Satire nur einem reif ausgebildeten Volke gelingen oder sich unter einem solchen erzeugen, wo die geistigen Anlagen mit deren Entwickelung und Gebrauch in Konflikt sind? Satire hat nur dann Würde, wenn der geistig Reife, Freie, sie übt; der Stümper genügt damit seinen gemeinen Gesinnungen, der Kraftlose, Unterdrückte bellt seine ohnmächtige Widersetzlichkeit damit aus, der müßige Unzufriedene besudelt damit, was seinem Mutwillen zu hoch steht, um es zu erreichen. Daher ist Satire meines Bedünkens selten makellos und mir nur in der Form der Ironie wichtig, oder . . . achtungswürdig. Denn ist Ironie nicht eine Art Satire? Sie ist für den Redner und den Autor das Werkzeug, mit dem er die Pfeile seiner Rede schärft, den Strahl seiner Worte entzündet. In ihr erscheint die Sprache in einer so ungeheuren Macht, daß wir füglich die Größe Gottes (wir albernen Würmer!) damit bezeichnen könnten, zu sagen: Der durch sein Wort Allmächtige, wie die heilige Therese den Teufel charakterisierte: le malheureux qui ne sait pas aimer! — Wir erhalten jetzt satirische Romane, satirische Gedichte — ich gestehe, daß sie mir selten genügen. Halten Sie doch zwei Bändchen von einem Heine, ‚Reisebilder‘ an, wenn er Ihnen vorkommt.“

Therese gehörte, obgleich ihr Beruf im Romanschreiben

bestand und dieser Beruf es mit sich brachte, daß sie sich auch um die Arbeiten ihrer Kollegen bekümmerte, keineswegs zu den Frauen, die bloß Romane lesen. Es ist vielmehr erstaunlich, wie sie, der jede eigentlich gelehrte Bildung abging, in ihrer Lektüre das wissenschaftliche Gebiet bevorzugte. Bei ihrem reichen Geist, bei ihrer großen Empfänglichkeit hatte sie eine Masse Einzelheiten in sich aufgenommen, vor allem das Interesse für verschiedene Gebiete der Wissenschaft. So gefährlich dies für seichtere Naturen hätte sein können, für sie war es segensreich, daß die Männer, mit denen sie gelebt hatte und deren Freundschaft sie suchte, so ganz verschiedenen Studien und Berufsarten angehörten. Zu dem Vater, dem Philologen und Archäologen, war Forster, der Naturforscher und Politiker, Huber, der Aesthetiker getreten; der Diplomat Reinhold wirkte ebenso auf sie, wie der Kunstschriftsteller Böttiger und der Politiker Usteri. Aber keine dieser Richtungen, keine einzelne Seite der verschiedenartigen wissenschaftlichen Thätigkeit wurde ausschließlich die ihrige. Zwar hatte sie zur Sprachwissenschaft, wie sie häufiger schrieb, eine unglückliche Liebe, aber ihr Hauptinteresse ward der Geschichte, den Reisebeschreibungen, der Darstellung der Mythen und der religiösen Entwickelung zu teil. Auch in wissenschaftlicher Lektüre war sie eine ernste Leserin. Das Lesen war ihr nie Zeitvertreib für müßige Stunden, sondern gewissenhafte Beschäftigung. Von der schönen Litteratur verlangte sie nicht bloß Unterhaltung, von der wissenschaftlichen nicht nur Belehrung: vielmehr waren ästhetischer Genuß und moralischer Gewinn die Ziele, nach denen sie bei jener strebte; Erweiterung des geistigen Horizonts, Durchdringung mit neuen Ideen der Zweck, den sie mit dieser erfüllen wollte. Was sie einmal Emil v. Herder zurief (7. Dezember 1811), mag man als ihr Motto bei diesem Durst nach stets neuer Geisteserfrischung betrachten: „Zähle die Tage nach neuen Ideen ab, die du erwirbst, nach neuen Bildern, die du auffassest, nach neuer Annäherung besessener Begriffe, neuer Ueberzeugung, was das Beste ist, und strenger Gewohnheit, zur Erreichung des Besten jeden Gedanken abzuzwecken, und suche überhaupt einen Zweck deutlich zu wollen und zu dessen Erlangung alles zu thun; — wenn wir

das thäten, so fügte sich mehr Stein zu Stein zu einem festen Gebäude."

Geschichte hatte sie, die Bewohnerin Göttingens, dessen Universität ja gerade Pflegerin der Geschichte gewesen war, immer interessiert; schon in ihrer Kindheit las sie, wie gezeigt wurde, Voltaire und andere historische Schriften. Besonderer Anlaß zum Studium der Geschichte wurde ihr aber die lebendige Teilnahme an den Ereignissen, die sie selbst erlebt hatte; daher stehen in ihrer Lektüre die historischen Klassiker abwechselnd mit den Werken, die sich mit der Entwickelung der französischen Revolution beschäftigen. In ihrem Alter wurde sie, wie so viele Zeitgenossen, eine eifrige Leserin der über Napoleon handelnden Werke, nur mit dem Unterschied, daß, während es bei den Teutomanen eine seltsame und schwer begreifliche Umwandelung war, die diese Feinde, ja Verächter des lebenden Napoleon nun zu Bewunderern des toten machte, ihre Bewunderung Napoleons keine Veränderung ihrer Empfindung, kaum eine Steigerung, höchstens eine Befestigung ihrer früheren Ansichten darstellte. Von den historischen Klassikern mögen Gibbon und Johannes v. Müller, von den Revolutionswerken Thibaudeau, von den über Napoleon handelnden Werken Las Cases und O'Meara in ihren Urteilen vorgeführt werden.

An Emil v. Herder. 19. Juli 1810. „Da fiel ich auf Gibbon[132]), den ich seit dem Jahre 1788 nicht las. Das ist doch ein vollendetes Werk. Der Mann hatte kein Gemüt, daher fehlt dem Ganzen eine höhere Deutung, aber er stellt so klar und kühl und scharf zusammen, daß wir die Deutung gleich daraus finden. Wir sollten alle dieses Buch jetzt lesen. Der Untergang aller alten Formen, wie er ihn entwickelt, nachdem er vom Augustus bis zu den Antoninen den Bestand eines allumfassenden Einflusses dargestellt hat."

An Emil, 27./28. Januar 1811. „Gibbon macht mir so viel Vergnügen, daß ich oft versucht bin, Dir ganze Stellen daraus zu übersetzen. Sein Scharfsinn, seine kühle Zusammenstellung ist unschätzbar. Ich bin jetzt in dem Zeitalter von Konstantin zu Theodosius — es ist ein Zustand von hitzigem Fieber — er schildert Julian eher nachteilig — wenigstens er-

läßt er ihm keine Schwäche. Ich hätte mir gern mögen weniger heidnischen Glauben bei diesem merkwürdigen Menschen vorstellen, muß ihn aber wohl nehmen, wie er ist."

An Emil v. Herder, 3. März 1811. „Ich werde Dir nächstens allerlei über Attila vorschwatzen. Gibbon wird mir ein alter Freund, dessen Wunderlichkeiten ich nun kenne, und immer mit dem Bewußtsein zu ihm gehe, daß nichts Läppisches, nichts, was nur die Phantasie ergreift, nichts, was den Menschen außer der Erde, auf der er zum Himmel hinwandeln soll, hinaushebt, günstig aufgenommen wird. Bei ihm muß man kein Kindskopf sein, sonst . . ."

„. . . Ich habe gestern Müller angefangen — die selbsterzählte Skizze ist sehr ärmlich — er schifft mühsam zwischen Selbsttäuschung und Bewußtsein durch — und ein Stil! — wie kann man so unklar und disharmonisch schreiben, wenn Klarheit und Harmonie der Seele Bestreben ist? — Des Georg Müller Zuthat hat liebe Züge, aber ist auch arm — das Ganze flößt mir ein unendliches Interesse ein. — So kindisch möchte ich mein Gefühl für Johannes Müller ausdrücken — ich freue mich auf jenes Leben, wo ich ihm näher sein werde.

An Usteri. Augsburg, den 15. Februar 1824. „Erinnern Sie sich des Abschnitts aus Gibbons großem Werk, in dem er, unter der Zwangsherrschaft Roms, die Unmöglichkeit zeigt, seinen Fesseln zu entgehen, zeigt, wie Entfliehen unmöglich war? Suchen Sie diese Stelle! Sie werden deren Anwendung ganz begreifen. Wenn ich das ergreifend Schreckliche: uns dahin gebracht zu sehen, beseitigt, meinen Blick wieder klar gedacht habe, so bleibe ich bei der Thatsache voll Erstaunen stehen, daß unsere Fürsten und ihre Völker gleich denken, daß kein Zwiespalt sein würde, indem die Minderzahl unendlich klein ist — daß es demnach nur eines Wortes bedürfte, um unter dem Gesetze ruhig zu leben: — Einiges Wollen — für Ruhe und Recht das thun, was das Land 1813 aus Haß that. Diese Menschen alle, welche jetzt so bitter büßen und noch büßen werden, thaten nichts als ein Bedürfnis befriedigen, das man ehemals nicht störte, das in unserem Volkscharakter wie eine geistige Hautkrankheit anzusehen ist. Wir schreiben und grübeln und sprechen vom Welt-

regiment — aber alle diese Schreiber sind stille, gehorsame und auch furchtsame Bürger. Wenn ihnen aber noch ein Jahrzehnt lang ihre Wichtigkeit aufgedrungen wird durch diese Verfolgungen, so können sie endlich daran glauben und aus dem Wortstand in den Thatenstand treten."

An Emil v. Herder. Günzburg, den 21. März 1811. „Ich las Müllers Antrittsrede in Kassel, die Reisen der Päpste, die Briefe zweier Domherren, über Friedrich und den Eid. — Es sind überall herrliche Gedanken. Des Menschen Geist betreibt's wie die Natur — dieselben Elemente, die allen Menschen vor Augen liegen, verarbeiten sich in diesem Kopf zu solchen Lichtfunken, nein, aus demselben Feuer, Luft, Wasser, Erde, die Eiche ihre Aeste und der Schleebusch seine Dornen bildet."

An Emil v. Herder. Den 30. März 1811. „Ich lese Müller mit zunehmendem Ernste weiter. Eine reiche Ansicht vom Menschen im ganzen gewähren diese Blätter, aber der Mensch Müller wird klein, als Geschichtschreiber klein und als Mensch. Ich bin am Ende des ersten Bandes — er sagt:

„‚Es war mir zuweilen kein Leichtes, mich so auszudrücken, daß die Obrigkeiten die Wahrheit lernen, ohne daß die Unterthanen mich verstehen, und die Unterthanen so zu unterrichten, daß sie von dem Glücke ihres Zustandes recht überzeugt sein möchten; wie auch zu gleicher Zeit Mäßigung und Tapferkeit zu genießen, und vom Kaiser so zu schreiben, daß ich weder zu Wien auffalle, noch die Sache der Freiheit verwahrlose.'

„Das ist, deucht mir, keines Geschichtschreibers Geist, wohl eines fürstlichen Historiographen, welches er damals nicht war. Ein Geschichtschreiber soll mit Nationen thun, wie der Richter am jüngsten Tage mit den Menschen — er soll nur das Innere offenbaren, ohne je dieses und das wirken zu wollen. So deucht es mir. An solche partielle Zwecke hat wohl Gibbon nicht gedacht. Das schrieb er im Jahre 1777, wo er den ersten Teil seiner Schweizer Geschichte herausgab und 24 Jahre alt war. Das Alter entschuldigt ihn ganz, wenn er, wie mir deucht, unrecht hat. Von seinem Stil sagte er: ‚er arbeite daran, seiner Sprache den Wohlklang der italienischen zu geben, und so weit ist meine Sorgfalt gegangen, daß ich an den meisten

Orten den übelklingenden Zusammenstoß solcher Konsonanten, welche einander verschlucken, der v und f, der d und t, der ch und k vermieden habe' u. s. f. — Wenn man nach dieser Versicherung das Buch in die Hand nimmt, so muß man lächeln, und wenn man in dem ersten Teil dieser Briefe seine selbstgeschriebene Lebensbeschreibung liest, deren Stil wirklich die Kehle zuzieht und die Zunge zerbricht, so wird man ernsthaft und nachdenklich über den Grad Selbstbetrug, dem doch wohl jeder Mensch ausgesetzt ist, wenn dieser distinguierte Mann ihm in einem so hohen Grade erlag. Ich bin begierig auf die Folge. Mich begleitet eine ununterbrochene Wehmut bei dem Lesen dieser Briefe, indem der letzte Ton, zu dem sie mich führen, des Mannes Testament ist, das mir in seinem resignierten Schmerz unvergeßlich bleibt. Dieser verhallende Ton des Lebens! — und diese jauchzenden Hoffnungen! In der Herausgabe mag der ehrliche Bruder von allerlei menschlicher Rücksicht geleitet worden sein — so unterdrückt er den Brief, den Johannes nach seinem ersten Besuch bei Voltaire schrieb, weil ihm gewiß vor Johannes' schnödem Enthusiasmus gegraut hat; hier verschweigt er den Namen getadelter Menschen, die vielleicht niemand von uns kannte, dort nennt er Menschen, deren Namen Schonung verdient hätte. Das Ganze ist für mich ein Schatz an Menschenkenntnis und Bewunderung der reichen Fügungen des Schicksals. Ich könnte Dir noch vieles darüber sagen. Auch daß ein Mensch, der so glühend an den Alten hängt, so wenig Strenge in seiner physischen Behandlung seiner selbst hat, so ein Weichlingsleben führt. Die Art, wie er seinem Bruder zu lesen rät, ist mir äußerst interessant — überhaupt sein Rat über dieses Bruders Studien scheint mir herrlich überdacht. Es macht eine sonderbare Empfindung, wenn man die Menschen gekannt hat — Bonstetten, Bonnet, Trembley, die Tronchin, und denkt sich den Enthusiasmus dieses Menschen für sie — ich sehe, wie wenig man Menschen beurteilen kann, die man als Fremde nur zwei- bis dreimal sieht, und wie nichtig eigentlich solche Reisebekanntschaften sein mögen, falls man nicht im voraus entschlossen ist, den Posaunenton, der uns zu einem berühmten Mann hingeführt hat, nachzubeten."

An Emil Herder. Günzburg, den 10. April 1811. „Mein Freund, könnten wir doch Müllers Briefe zusammen lesen! Das ist ein Schatz an Belehrung. Die verschiedenen Epochen, und was auf den Mann wirkt — die Fortschritte seiner Reife, wie er in manchen Punkten sich vollendet, in anderen nur . . . se fige — weißt Du, gerinnt, wie die Milch, ein Zustand von Festigkeit ohne Vollendung — jede Seite ist eine Belehrung, eine Nachweisung unseres eigenen Lebens — wie er richtig urteilt, wie er fehlschließt, wie er von persönlichem Anteil betrogen, wie er zum Allgemeinen erhoben, wie er die Wahrheit bald als sein Element findet, sie bald als eine Befriedigung seines Bedürfnisses sehr ärmlich erkennt — das Buch müßten wir zuerst zusammen lesen. Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie wichtig es mir ist. In der Hauptsache des ausgezeichneten Menschen, in seinem Hangen an der Bibel bin ich nun gar nicht seiner Meinung, aber diese seine Meinung ist so herrlich lehrreich, so geist- und herzvoll. Er erregt einen Durst in mir, eine Menge, Menge Dinge zu lesen, zu denen ich nie Zeit haben werde, denn je älter ich werde, je langsamer lese ich und je mehr Gutes thut es mir. Die kindliche Vereinigung der Familie ist daneben unendlich ehrwürdig. Der Bruder malt sich aber närrisch darin aus — recht närrisch! Johann scheint immer ein bißchen erstaunt, daß er kein Pinsel ist. Ich blicke in die Zukunft wie in eine Schatzgrube, wenn ich denke, daß wir noch so vieles lesen können!"

An Böttiger, 26. Mai 1825. „Unter den memoires sind mir Thibaudeau[133]), für die französische Revolution und Ségur über den russischen Feldzug[134]) die liebsten. Die ersten ernst und starrköpfig republikanisch, wie ihr Verfasser, den ich liebe und ehre. Ich sah ihn die ersten acht Monate meines hiesigen Aufenthalts sehr viel — es war mir eine wahre Freude, diese Klarheit des Wollens und ruhige Anerkennung des Nichtkönnens in einem Menschen zu sehen. Er war hier unter Schutz und Berechtigung; nach des Fürsten v. Leuchtenbergs Tod ward er besorgt, der gänzliche Mangel an litterarischen Hilfsquellen erschwerte seine Arbeiten außerordentlich — da ging er nach Brüssel — dort streckten die verächtlichen Bourbonen die Hand

nach ihm aus — er ward beschützt, blieb, ist aber zum Schreiben gelähmt.

„Ségur wußte Napoleons Größe als Mensch zu schätzen."

An Böttiger. Bayreuth, den 11. August 1827. „Der erste Teil von meines lieben alten Thibaudeaus Kaiserreich ist so heillos schlecht übersetzt worden, daß Cotta doch endlich nötig gefunden hat, es dem General Theobald wegzunehmen — die Elendigkeit dieser heutigen Uebersetzungen übertrifft alle Vorstellung. Diese Leute glauben französisch zu können, weil sie Grammatik verstehen, aber französisches Leben, Sprechen, Denken ist ihnen ganz fremd. So übersetzte Lebret (die zweite Person in der Dampfdreieinigkeit: Stegmann Gott Vater; Lebret Gott Sohn; Lindner Gott heiliger Geist. Oder: Schöpfer, Erhalter, Zerstörer; durch Kenntnisse, Taglöhner-Arbeit, gescheiter Ruschelei (étourderie et ... insouciance morale); so übersetzte Lebret von einer alten Herzogin, welche in großer Gefahr sich durch ein Fenster retten sollte: ‚ihre Körbe hinderten sie' (son panier [Unterrock] l'en empêcha); mit Cotta selbst hatte ich einmal einen langen Streit, weil ich ‚il s'enfonça dans son fauteuil' übersetzt hatte, ‚er rückte sich auf seinen Armstuhl zurück' oder dergleichen, und Cotta behauptete, es müsse heißen: ‚er zwängte sich in seinem Armstuhl'. — Meinetwegen!"

An ihre Tochter Therese Forster. Den 3. August 1822. „Je suis fâchée de te recommander encore un livre qui fâchera les plus illustres personnages. C'est le journal que le chirurgien de Napoléon, O'Meara[135]) tenoit depuis le jour où il fut placé auprès de l'Empereur. Ah voilà bien là dedans qu'on apprend que les Ministres et leurs suppôts n'ont pas de conscience, pas en ce qui concerne leur vocation. Quelle horreur que la conduite du Gouvernement françois, de travailler une nation sans cesse dans le but de la ramener dans un honteux esclavage. Les Bourbons jouent envers les Espagnols le rôle que les Anglois ont joué avec les François; mais la pièce n'est pas finie, nous en sommes à la rémunération du 5ième acte. Elle commença par le congrès de Pillnitz, peut-être que celui de Florence appartient au troisième acte. Cependant on lira ‚la voix de

Ste.-Hélène' — c'est ainsi que s'appelle la traduction du livre en question. O'Meara tenoit un journal dans lequel il notoit les entretiens qu'il avoit avec Napoléon tout de suite qu'il l'avoit quitté; il donne le détail des hauts faits de Mr. Lowe le Gouverneur, et les ordres du ministère anglois, comme Napoléon agonisant n'avoit pas une goutte de bon vin pour se restaurer, et subsistoit des sacrifices de ses domestiques dont il mangeoit les épargnes. Ces jolis traits serviront sans doute à la satisfaction de bien de belles âmes, mais une partie moins réjouissante pour elles, ce sont les portraits que N. fait de la plupart d'hommes de marque avec lesquels il eut à faire; les rois, les ministres, dont il connoissoit toutes les barées? qu'aucune raison l'obligeoit de cacher sur le rocher de Ste.-Hélène. Cela leur sera dur à avaler. Malgré la liberté dont jouait ici la presse, Cotta a supprimé quelques traits trop saillants. Je suppose qu'on va faire défendre la lecture de ce livre chez Vous à Berlin et chez mon Cousin d'Autriche, mais cela se lit malgré. C'est un spectacle encourageant de voir combattre cette grande âme les plus viles attaques de la haine et de la vengeance de la part d'un Esclave devenu Maître. Il y a en tout ce que dit Napoléon ou dans la manière qu'il le dit une bonté presque toujours kindlich, et quoique ses idées sur l'homme et la divinité soient souvent étroites, elles sont toujours originales et claires."

An ihre Tochter Therese Forster. Den 4. Februar 1823. „Ich habe den Las Cases[136]). Ich denke doch, Du solltest Deinem Prinzen sagen, der König lese ihn mit hoher Bewunderung. Ich bin begierig, ob die Menschen Las Cases der Lügen oder Napoleon der Heuchelei beschuldigen werden? Denn ein bißchen werden sie doch versuchen, uns das Bild zu schwärzen, das Las Cases uns von jenem erstaunlichen Menschen macht. Ich muß ihn erstaunlich nennen und bin dabei doch genötigt, zu gestehen, daß ich viele Züge finde, die er mit mir gemein hat. Das ist wahrlich nicht Hochmut, nicht Eitelkeit — ich denke mir mitten im Lesen — nein, ich ahne mit dem Gefühl höchster Andacht, daß in höheren Welten unsere Geister sich vielleicht näher stehen

werden. Sollte man Dir diese Berichte verdächtig machen wollen, so bedenke selbst, ob's möglich ist, in dieser Form zu lügen, und ob es möglich ist, solche Eigenschaften erlügen zu wollen. — Ich würde mich gar nicht wundern, wenn feurige junge Menschen bei dem Anblick dieses Mannes in jenem Elende der ungerechtesten Verbannung überschnappten. Gottlob, daß ich den Genuß der grenzenlosesten Verachtung gegen seine Unterdrücker und die nach ihm herrschen, empfinde — das ist eine wahre Delice. Und wie prophetisch sprach er über die Folge seines Sturzes."

An ihre Tochter Therese Forster. Den 1. April 1823. „Las Cases nous montre comme dieser reiche, große Mensch zur reinsten Größe fortschritt. Die Ausdauer, die Milde, das kindliche Eingeständnis von der Grenze seiner Kräfte, das stille Entbehren, das unanmaßende Genießen jedes Gutes — nirgends falsche Scham, Prunk, Eigensucht. Das Buch ist ein Sittenspiegel, ein Beichtbuch. Wie es auf die wirkt, welche darin geschildert werden, läßt sich denken — die Heiligen und andere mehr. Aber ihr müßt es französisch kaufen, das Deutsche ist gestrichen, nicht von der Zensur — es hat hier keine (Mütze ab vor dem König, der keine Zensur gibt)."

Nicht bloß die klassischen Historiker und die Darsteller der Zeit, die sie selbst miterlebt hatte, fanden in Therese eine verständnisvolle Leserin, sondern auch andere damals erschienene Werke, deren Wert sie erkannte, wurden mit feinem Verständnis aus der Masse herausgehoben und in einer Weise von ihr anerkannt, welche die Würdigung gewöhnlicher Leser bei weitem überragt. Sie liebte es, Bücher, die gewiß schon damals nicht allgemein gelesen wurden, wie Nero von Franz Horn, ausführlicher zu charakterisieren (an Emil, 3. Juni 1810); oft verglich sie verschiedene Bücher miteinander, so Burnets „History of his own time" mit Fox und Hume, ein Vergleich, bei welchem es den letzteren recht schlecht erging (an Usteri, 13. Juni 1827). Natürlich lohnt es nicht der Mühe, bei derartigen Kleinigkeiten, die aus ihrer Korrespondenz massenhaft hervorgehoben werden könnten, lange zu verweilen. Wichtiger ist ihr Urteil über einzelne Werke, denen sie ganz besondere Bedeutung zuschrieb. Das eine war Barantes (1782—1866), des langlebigen Staats-

mannes und Politikers — dessen Memoiren, in neuester Zeit herausgegeben, als Quelle der Geschichte der dreißiger und der nachfolgenden Jahre sehr anerkannt worden sind — groß angelegte „Histoire des ducs de Bourgogne", 13 Bände, 1824 ff., die, zum Teil auf Anregung Walter Scotts entstanden, die Geschichte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in schlichtem Chronikenstil erzählt. Nicht mindere Begeisterung erregten ihr die Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen (1663—1736), des großen österreichischen Feldherrn, der in den gegen Frankreich geführten Kriegen, besonders dem spanischen Erbfolgekrieg und den Feldzügen gegen die Türken, aber auch als Diplomat und Mäcen sich außerordentliche Verdienste erwarb. Die Briefe Eugens erschienen damals bei Cotta unter folgendem Titel: „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen in sieben Abteilungen." Die erste und zweite Abteilung, die 1811 ausgegeben wurden, enthielten Schriften und Briefe von 1695—1706, bezw. bis 1710. (Die Publikation, die damals großes Aufsehen erregt haben muß, wird in keinem mir zugänglichen Artikel der biographischen Handbücher genannt.)

An Böttiger. Augsburg, 20. April 1825. „Haben Sie Barantes Histoire des ducs de Bourgogne? — O Raumer, hättest Du *so* eine Geschichte geschrieben! Ich bin froh wie ein Kind, dieses Mittelalter einmal in seinem eigenen Gewand dargestellt zu sehen. Im ‚Morgenblatt' stand die Episode von Gent — Aimé hatte sie übersetzt, er möchte so gern das ganze Buch übersetzen — jene Probe zeigt, *daß er's kann* — hätte er nur einen Verleger. Ich kenne kein *neues* Geschichtsbuch, das mich *also* unterrichtet hätte über den Geist seiner Zeit und den Menschengeist überhaupt. Und nie spricht der Autor und bringt dem Leser sein Urteil und seine Weisheit auf — der Leser, der sich keine Resultate zu ziehen weiß, kann sich . . . hängen lassen, würde ein Student sagen."

An Reinhold. Augsburg, den 26. Mai 1825. „Barante ist das erste Geschichtsbuch, das ich seit Livius und Hume mit unwandelbarem Interesse las. Barante hat geleistet, wonach Johannes Müller strebte: Chronikeningenuität mit römischer

Kraft. Da ist keine einzige Tirade, keine moralische, keine patriotische Windbeutelei; ebenso kein Zusammenstoppeln von Grundtexten, kein bängliches Abziehen der Aufmerksamkeit vom Text zu den Citaten — er hat seine Quellen in einen einfachen Erzählerstil verschmolzen, in welchem er die persönlichen Reden des Urtextes beibehält, in einer Sprache, wie noch der französische Landmann spricht, wenn er Bildung ohne Ueberfeinerung gewinnt. Das ist das erste Bild des Mittelalters, das mich beschäftigt, nicht einzig angeekelt hat. Barante malt seine ganze Scheußlichkeit, in ihr erkennt man aber die ringenden Kräfte des einzelnen und der Gemeinkörper. Ohne je den Leser mit der Nase darauf zu stoßen, muß dieser aus jedem Abschnitt eine Lehre für seine Zeit ziehen. Schwerlich hat Barante Raumers Hohenstaufen nennen hören, aber er hätte keinen schneidenderen Kontrast gegen ihn aufstellen können, als sein ernstes strenges Gemälde. Das Buch hat die ‚Ultra' bitter geärgert, weil er kaum einmal selbst spricht — seine Quelle unten immer anzeigt — die ‚Etoile' hat wahrhaften Kummer darüber empfunden, daß man die Unthaten der Fürsten also aufdeckt, und Barante sagt nie ein revolutionäres, ja kein liberales Wort; er erzählt und das ist ein furchtbarer Angriff auf die fürstliche Willkür und feudale Gewalt."

An Emil v. Herder. 28. November 1811. „Ich habe etwas gelesen, das mir von unendlicher Wichtigkeit scheint für alle Deutschen, unsere Fürsten zuerst, das alle Staatsmänner und alle Deutschen lesen sollten, die über unsere Zeit urteilen oder in ihr handeln wollen. Es sind die Briefe Eugens von Savoyen vom Jahre 1700—1710 ungefähr. Die Deutschen hatten Mosen und die Propheten. Wenn man sich denkt, daß diese Meinungen vor 100 Jahren den Kabinetten vorgekaut worden sind, und daß seitdem die deutschen Fürsten so handelten. — Eugen haßt die Franzosen glühend — aber wie man nur haßt, wen man schätzt. — Für Deutschland vergoß er sein Blut und verachtete es, weil er's kannte. Wenn Du einen Thukydides zu Handen nehmen kannst, so sieh doch die Rede der Korinther vor den Lakedämoniern, wie sie diese zum Bündnis wider Athen bewegen wollen, nach. Sie schildern die Athener — wenn man

aus Eugens Briefen 100 kleine Phrasen ausschreibt, scheinen sie diese Rede zu kopieren. Ganz dieser Charakter, diese Fehler, diese Größe. Dabei ist Eugen ein wackerer Mensch, ein wackerer Krieger. Ich werde nach Urteilen über diese, bei weitem nicht bis zu seinem Tode fortgesetzte Sammlung von Briefen forschen — ob denn eine Kritik ernst dahin zeigt, wo die Wichtigkeit der Sache liegt. — Mit Luise lese ich eben den ewig weitläufigen Dupuis, den Abbé Anacharsis — das ist ein armseliges, aber bereicherndes Buch. Der gute Barthélemy hat doch auch keine Faser in sich gehabt, antiken Charakter aufzufassen, aber er hat Details gesammelt, die wir Laien in 100 Büchern zusammenklauben müßten, ohne ein Ganzes daraus machen zu können. Die Fiktion von dem jungen reisenden Scythen ist grundmiserabel. Wie viel mehr Charakter legte Montesquieu in seine lettres persanes."

Aus der Fülle der sonst von ihr gelesenen und beurteilten Werke mögen die politisch-satirischen Schriften ihres Freundes, des Ritters von Lang erwähnt werden — auf die Beziehungen dieses merkwürdigen Mannes zu Therese ist schon in anderem Zusammenhange hingewiesen worden — ferner Chateaubriands Reise nach Jerusalem, Klaproths Reise nach der Türkei, Buchs Beschreibung des Nordens, die Geschichte der Anna Comnena, zu deren Korrektur sie die Geschichte des Malteserordens und gleichzeitig auf einem anderen Gebiete Levesques Geschichte des russischen Reiches las. Kotzebues preußische Geschichte erschien ihr ihrer Verworrenheit und antifranzösischen Tendenz wegen widrig, sie empfahl statt dessen Baczkos Werk. (3. Januar 1810 an Emil.) Gerade der bereits angedeutete Umstand, ihr wissenschaftlicher Sinn ist nochmals hervorzuheben; sie begnügte sich nicht damit, ein einzelnes Werk zu lesen, sondern weil ihr die in dem Buch behandelten Zustände wichtiger waren als das Buch selbst, versuchte sie, sich in den Gegenstand zu vertiefen, zog andere über denselben Gegenstand handelnde, frühere oder gleichzeitige litterarische Erscheinungen herbei, um eben zu einem unbefangenen

und möglichst abschließenden Urteile zu gelangen. Hatte sie dann einen Gegenstand gründlich durchgenommen, so versuchte sie, teils in Aufsätzen, teils in Briefen Abhandlungen zu schreiben, die dem von ihr gelesenen Gegenstande entnommen waren: so gab sie einmal merkwürdige Fingerzeige über die Einrichtung des chinesischen Staates, ein andermal Betrachtungen über den Charakter der Insulaner. (An Emil, 25. November 1809.)

Auf Geschichte und Geographie beschränkte sich ihr Interesse keineswegs; neuere Publikationen über Pestalozzi bestärkten ihre oft hervortretende Abneigung gegen diesen Pädagogen (an Usteri 1817); dagegen erbaute sie sich an des alten Herder „Geist der hebräischen Poesie“ und zog auch kleinere Aufsätze desselben Verfassers, z. B. „Ueber das eigene Schicksal“ hervor. Sie gab einmal, an Emil v. Herder, 16. September 1811, eine längere Betrachtung, nachdem sie Hallers Abhandlung von den empfindlichen Teilen des menschlichen Körpers gelesen hatte. Ein andermal versuchte sie sich in Jacobis philosophische Schriften zu vertiefen, kam aber nicht weit darin, machte sich später an eine der vielen Schriften des Philosophen Johann Jakob Wagner, wobei sie besonders dem Aufsatz über das Geschlechtsverhältnis große Aufmerksamkeit schenkte. (An Emil, 8. Juli 1808.) Schlegels Vorlesungen aus demselben Jahre veranlaßten sie zu ausführlichen Betrachtungen über Sprachentwickelung und Urgeschichte; gelegentlich, auch durch Lektüre angeregt, grübelte sie über eine „Vergleichung der Tänze mit der Kultur und den Sitten“ (an Emil, 24. Februar 1807), wobei sie das, was sie in Göttingen in ihrer Kindheit gesehen, mit dem, was sie von malayischen und otaheitischen Tänzen aus ihrer Lektüre wußte, zusammenstellte. Bisweilen wurde ihre Lektüre bestimmt durch Rücksicht auf die Stellung ihres Vaters, auf seine ehemaligen Beziehungen, so daß sie schon aus diesem Grunde die Voß-Stolbergischen Streitschriften mit Aufmerksamkeit verfolgte. (An Böttiger, 20. August 1820.) Am merkwürdigsten ist es wohl, daß diese ungelehrte Frau sich auch an schwer wissenschaftliche, ganz außerhalb der ihr sonst zusagenden Richtung liegende Werke wagte und gerade auch diese ihren Töchtern zur Lektüre em-

pfahl: das eine war das von J. G. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, 4 Bände, 1810—1812. Aus den zahlreichen, darüber handelnden Briefstellen geht hervor, mit welchem Eifer sie das Werk studierte. Von einem fachmännischen Urteile kann hierbei noch weniger als bei ihren sonstigen litterarischen Betrachtungen die Rede sein. Daher mag von der Mitteilung einzelner Stellen abgesehen werden und nur auf den heiligen Ernst hingewiesen sein, mit dem sie auch in diesem Falle ihre Lektüre wie eine wirkliche Lebensaufgabe betrachtete. (An Therese, 24. Mai; an Luise, 22. Dezember 1812.) Das andere Buch, das sie mit demselben Interesse las, wenn auch nicht in demselben Maße bewunderte, wie Creuzers Buch war J. C. Kannes Pantheon der ältesten Naturphilosophie. Die Religion aller Völker (1811).

Die Frau, die so viel schrieb und las, war nicht blind gegen das, was Natur und Kunst ihr boten. Ihr lebhaftes Naturgefühl, ihre Empfindung für die schlichte Einfachheit der Wiese und des Waldes und ihr Entzücken über die gewaltige Schönheit mächtiger Gebirgslandschaften ist aus manchen früher mitgeteilten Stellen ihrer Briefe ersichtlich, und könnte noch durch zahlreiche andere Stellen belegt werden. Auch für die Kunst besaß sie lebhafte Empfänglichkeit, eigentlich musikalischen Sinn sprach sie sich ab. (An Aimé, 13. Dezember 1826.) „Ich bekenne mich, in der Musik ein ganzer Barbar zu sein, indem ich weder richtiges Gehör noch irgend ein Urteil besitze. Aber sie macht mir unter natürlichen Verhältnissen ein unendliches Vergnügen, aber nicht als Gegenstand des Genusses, sondern als Beflügler der Gedanken und Empfindungen. Durch die Musik, bei der Musik denke ich die schönsten Dinge. Ein musikalischer Mensch muß dabei nichts denken."

An der bildenden Kunst hatte sie große Freude. Man erinnert sich aus einzelnen früheren Briefen, wie sie z. B. über die Düsseldorfer Galerie (vgl. oben S. 65 fg.) sprach. Kurze Aeußerungen über manche Kunstwerke begegnen häufiger. Hier mag es genügen, zwei Stellen anzuführen: die eine handelt über Danneckers Christusstatue (von dem Plan einer solchen und ihrer Mißbilligung der ganzen Idee war schon oben S. 217 die Rede),

an ihren Sohn Aimé, 6. Oktober 1822: „An Danneckers Christus kann ich mich gar nicht erfreuen. — Denke nur, da fällt's dem Dannecker ein, der Herr Christus wär' von zarter Gesundheit gewesen, wie der Umstand bewies, daß er unter der Last des Kreuzes erlegen. Ein zarter Mensch müsse aber einen dünnen Bart haben — kommt er her und barbiert seinen Christus, macht ihm ein dünnes Milchbärtchen, das wie ein Radieschen zugeht — nun soll der wackere Mann noch einmal so göttlich aussehen. Michaelis (ein Freund Aimés) fand das luminös. Ich sagte: das möge wahr sein; ich habe noch keinen Gott gesehen, könnte also nicht entscheiden."

Ueber die andere Stelle, über die Boisseréesche Sammlung, die übrigens bei Gelegenheit des Stuttgarter Aufenthaltes schon mehrfach erwähnt wurde, braucht nur kurz gesagt zu werden, daß die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée, die heiligen Eiferer für die Würdigung altdeutscher Kunst mit ihrer großartigen Sammlung von Gemälden, die sie seit vielen Jahren zusammengebracht hatten, 1818 nach Stuttgart zogen und den dortigen Kunstfreunden Zugang zu ihren Schätzen gewährten.

An Böttiger (1820). „Boisserées haben's nun ebenso schwer gemacht, ihre Schätze zu sehen, wie sie's voriges Jahr leicht machten. Nachdem die Zimmer sechs Monate ganz unzugänglich waren, kann man jetzt nur durch besondere Gunst hinzukommen — es sollen Tage bestimmt werden, wo man vermöge erbetener Karten eingelassen werden soll — meine kranken Augen verbieten mir hinzugehen, also verliere ich nichts bei diesem Glückswechsel. Die wackeren Leute leben sehr zurückgezogen, ich denke Schorn und etwa sonst ein Geweihter (Heinrich Rapp?) mag mit ihnen beisammen sein und da versichern sie sich etwa einander als ausgemachte Sache, daß ihre Kunst die größte und sie selbst die Klügsten sind, und die andern profan und vielleicht Gott barmherzig ist — sie aber nicht. Ich weiß nicht, ob's so ist, doch dabei sind's wahrhafte Ehrenmänner und ce petit grain de folie nur Zeichen der Zeit. Dannecker gehört zur Opposition — wie denn kein Skulpteur die Mittelalterskunst ertragen kann — die deutsche Malerei:

eine Natur in dem Charakter der alten Malergestalten, eine Nacktheit, wie sie mit schönen blau und roten Gewändern behangen malten, würde ein Scheusal sein. Nein, gottlob! ein Bildhauer kann keine Scheusale machen! Aber ich spreche wie ein Blinder von der Farbe und wie eine unabhängige, kecke, alte Frau."

Mit der Besprechung ihrer Redaktionsthätigkeit, der Vorführung ihrer litterarischen Urteile kann die Würdigung ihrer geistigen Arbeit nicht zu Ende sein. Wichtiger als beides sind die Zeugnisse ihrer selbständigen litterarischen Thätigkeit. Manches Stück aus dieser ist bereits erwähnt und gewürdigt: die Erinnerungen an die in der Schweiz gestorbene Tochter, Briefe einer Mutter an ihre verheiratete Tochter, Biographie Hubers, Briefe aus Holland, Nekrolog des Vaters (oben S. 97, 140, 155 f., 191 ff., 198); von ihrem größten Werke, das zum Gedächtnis ihres ersten Gatten bestimmt war, ist in anderem Zusammenhang zu sprechen. Weder dies, noch die Huberbiographie bieten dasjenige Buch, zu dem sie recht eigentlich prädestiniert war, das von denen, die ihr Wesen ahnten, z. B. Rahel Levin (Januar 1819), begierig erwartet wurde und zu dem sie, wie aus einigen Konzepten ersichtlich ist, sich rüstete: ihre Selbstbiographie. Hier hätte sie ihr ganzes Können zu entfalten vermocht: glänzende Darstellungsgabe und psychologische Erkenntnis, ihren reichen Humor hätte sie nicht minder bewähren können als ihr treues Gedächtnis, der Haß hätte seine Opfer gefordert und die Liebe ihre Segnungen verteilt. Aber zu diesem Werke kam es nicht, entweder weil sich gerade beim ernstlichen Beginnen die Bedenken häuften, die selbst ihr, der rücksichtslosen Wahrheitsverfechterin zu groß wurden, oder weil sie, wie natürlich, ein derartiges Werk als Uebersicht ihres Gesamtstrebens immer wieder hinausschob, bis sie schließlich an seiner Ausarbeitung durch den Tod gehindert wurde.

Für das Fehlen dieses Hauptwerks können die zahlreichen Einzelarbeiten nicht entschädigen. Sie setzen sich zusammen aus Uebersetzungen und selbständigen Erzählungen. Unter den Ueber-

setzungen befinden sich nämlich nicht bloß Wiedergaben einzelner Artikel fürs „Morgenblatt" oder Zwangsarbeiten, wie die bereits erwähnte Uebertragung der Memoiren der Frau v. Genlis, sondern selbständige Bearbeitungen freigewählter Romane. Das Buch, das sie am meisten bekannt gemacht hat, „Ellen Percy", ist eine freie Wiedergabe eines älteren englischen Werks. Sie dachte über diese Art von Thätigkeit durchaus nicht gering. (An Aimé, 26. April 1819.) „Geistlos ist für mich das Uebersetzen gar nicht, weil bei meinen Gegenständen der Uebertragung viel mehr Willkür gelassen ist, ich also nachdichte, und bei meiner Etymologisierlust sehr mit dem Worte beschäftigt bin."

Neben diesen Uebersetzungen, bei denen sie den fremden Ursprung bekannte, stehen die Originalarbeiten, oder solche, bei denen sie die Anlehnung verschwieg. Es sind gewiß 60 kleinere und größere Erzählungen[137]), die im Laufe eines Menschenalters, 1795—1829 in Zeitschriften, Kalendern oder als selbständige Werke erschienen und vielfach, wie bei manchen der letzteren Nachdrucke beweisen, ein großes dankbares Publikum fanden.

In diesen Erzählungen fehlt gerade das, was ihre Briefe so bedeutend, fast vollkommen macht: Geist, Humor, satirische und gemütvolle Bemerkungen. Ihre Romane machen den Eindruck, als hätte sie absichtlich einen anderen Ton beim Schreiben angenommen: so unpersönlich, so der Individualität entbehrend ist der Stil. Nicht minder sind die geistigen Interessen, die sie im Leben vertrat, in ihren Geschichten vernachlässigt, auch die Gesellschaftssphäre, in der sie sich bewegte, vergessen.

Charakteristisch für unsere Dichterin ist sodann, daß der Ausgang ihrer meisten Erzählungen ein zufriedenstellender ist. Auch in diesem Verfahren liegt ein seltsamer Widerspruch zwischen ihren Erfahrungen und Lebensanschauungen einer- und ihrem künstlerischen Bemühen andererseits. Sie, die genug Trübes erlebt und schwere, verdiente und unverdiente Schicksalsschläge anderer mitangesehen hatte, wollte in ihren Dichtungen so wenig ein Abbild des wirklichen Lebens schaffen, daß sie verhärtete Verbrecher Reue verspüren, den vom Unglück lebenslang Verfolgten endlich die Sonne des Glückes scheinen, unentwirrbar scheinende Knoten leicht sich lösen ließ.

Ein fernerer Widerspruch zwischen den Ansichten, die sie im Leben verteidigte und denen, welche sie in der Dichtung verkündigte, liegt darin, daß sie, die bei ihren Töchtern und den Mädchen ihrer Bekanntschaft Wahrung weiblicher Würde forderte, die streng war in der Verurteilung sittlicher von Leidenschaft verschuldeter Vergehen, in ihren Novellen den Fall wohlerzogener, freilich nur von Vätern, nicht von Müttern behüteter Mädchen als etwas Gewöhnliches darstellt („Die Familie Seldorf" und „Vergeltung"), und mit einer grenzenlosen Naivetät glauben machen will, daß Schwangerschaft und Entbindung von niemandem gemerkt wird.

Der krasseste Gegensatz zwischen dem Leben der Wirklichkeit und dem der Einbildung besteht indes darin, daß sie, die festgefügte Ordnung, durchsichtige, bestimmt zu berechnende Verhältnisse über alles liebte, in ihren Erzählungen die seltsamsten Verschlingungen, die abenteuerlichsten Erlebnisse auftischte. Wer noch so fest davon überzeugt ist, daß der Zufall im wirklichen Leben eine merkwürdige Rolle spielt, wird gleichwohl überrascht sein von den zahllosen Beispielen der Wiedererkennung, zufälligen Vereinigung Getrennter, plötzlichen Erscheinung Verlorengeglaubter.

Wer so, wie unsere Schriftstellerin, im Gebiete der Phantasie weilt, muß das Gebot künstlerischen Ebenmaßes oft verletzen. Daher fehlt häufig die präzise Charakteristik der auftretenden Personen, die logische, gerade durch naturgemäße Darlegung überzeugende Entwickelung der Charaktere, die plastische Vorführung der Situationen, die reizvolle Schilderung der Landschaft.

Andere Berufserzählerinnen — natürlich die wirklichen Dichterinnen ausgenommen, die einer unaufhörlich erklingenden Stimme ihres Innern folgten und folgen mußten — schrieben oder schreiben zur Ausfüllung ihrer müßigen Stunden, zur Ertötung der Langeweile; Therese schrieb aus Not. Daß sie zum Schreiben Talent hatte, hatte sie schon als Kind gemerkt; sie hörte als Mädchen und als junge Frau anerkennende Worte über die Anmut und Lebhaftigkeit ihrer Briefe; aber sie fühlte keinen inneren Trieb zur Verwertung dieser Gabe. Erst die

kläglichen Verhältnisse, in die sie durch die Verheiratung mit Huber geriet, zwangen sie zum Schreiben. Die also entstandenen Briefe, Erklärungen zu Kupferstichen, Erzählungen, von Huber durchgesehen und zurechtgemacht, erschienen unter Hubers Namen in Zeitschriften und behielten diesen Autornamen bei, auch als sie als selbständige Sammlungen vor das Publikum traten.

Ueber die Entstehung und die Art dieser Thätigkeit schrieb sie ihrem Sohn, kaum daß dieser mannbar geworden war (Januar 1817): „Endlich im Jahre 1794 sah ich ein, daß wir nicht ausreichen würden. Ich versuchte einen französischen Roman zu übersetzen. Es ging elend. Vater Huber strich mir seitenweise durch. Ich verzweifelte fast. Da war denn endlich die Uebersetzung fertig, die hieß ‚Die notwendige Ehescheidung', das Ende davon mißfiel mir; ich sagte zum Vater: ‚Da irrt sich der Verfasser; diese Menschen werden nicht glücklich sein in der Zukunft.' — ‚Das beweise du einmal,' sagte der Vater. Ich setzte den Roman fort und spann das Schicksal der Helden nach psychologischen Folgerungen ab. Der Vater war ganz erstaunt über die Leichtigkeit meines Erzählens und Erfindens. Von da an habe ich meine Erfahrungen alle in meinen kleinen Romanen niedergelegt. Es ist deren keiner, der nicht lauter Abstraktion der Erfahrung und der Selbstbeobachtung wäre, viele sind aus lauter wahren Zügen zusammengesetzt. Ich verdiente also die Hälfte unseres Einkommens, ohne je ein Hausgeschäft zu versäumen."

In Verfolg dieser Auseinandersetzung und an vielen anderen Stellen legte sie dar, daß sie den Moment ersehne, da sie, der Sorge für den Unterhalt ihres Sohnes entledigt, dem Schreiberhandwerk sich entziehen könne; als aber der Augenblick gekommen, war sie des Auftretens auf dem Büchermarkt so gewohnt, daß sie vom Fabulieren nicht mehr lassen konnte. Auch durch den Beifall war sie verwöhnt. Denn wenn auch einzelne ungünstige Rezensionen erschienen (Malsburg im „Hermes" 1820); im allgemeinen wurde sie öffentlich und privatim sehr gelobt, nicht bloß von ihrem Stammpublikum, Verwandten und Bekannten — die Mutter schrieb ihr einmal (23. November 1819): „Du glaubst nicht, wie unsere Bekannten auf Deine Erzählungen

versessen sind" —, sondern auch von Fremden. Ueber Ellen Percy schrieb sie (an Aimé, 2. Dezember 1822), es habe „eine solche Sucht des Beifalls erregt, daß mir stockfremde Leute Danksagungsschreiben schicken und alle Stände sie wie im Fieberanfall durcharbeiten. Die Leihbibliotheken haben hier und in Karlsruhe das zweite Exemplar kaufen müssen." (Die letztere Bemerkung ist für die Zustände der Zeit und für die Bescheidenheit der Verfasserin höchst charakteristisch.)

Nicht nur über Entstehung und Wirkung ihrer novellistischen Arbeiten, sondern auch über ihre Art geben die obigen und einige sonstige Bekenntnisse manchen Fingerzeig. Das Wesentlichste davon ist, daß Therese nicht erzählte, weil der Stoff ihre dichterische Phantasie reizte und ihrer Gestaltungskraft zusagte, sondern weil sie Verlangen empfand, Ereignisse aus ihrem Leben, Personen aus ihrer Umgebung, Vorgänge, die sich in ihrer Nachbarschaft zugetragen hatten, zu schildern oder Lehren zu verkünden, die ihr gerade für den Kreis ihrer Leser nützlich oder nötig schienen. Nicht also künstlerischer Zwang, sondern tendenziöses Streben und Lust an Selbstbekenntnissen hielten sie beim Novellenschreiben fest, zu dem Not und das ehrenwerte Streben, für die Bedürfnisse des Tages mitzuerwerben, sie getrieben hatte.

Auf einem undatierten Zettel (vermutlich aus den zwanziger Jahren) schrieb sie folgendes nieder:

„Julius und Juliette — wie's weiter heißt, weiß ich nicht — es ist in Viewegs Almanach. — Es ist mein Jugendsein, mein Jugendleben — ist ich, in dem Verhältnis, in dem ich war, da ich Forster heiratete. Ludwig ist aber nicht Forster, ist Huber — so würde Huber gehandelt haben. —

„Sophie — schrieb ich, da Huber im Jahre 1793 auf dem Wege war wie Sophiens Gatte zu fehlen (in einem Briefe von 1804 dagegen deutete sie an, es behandle die Zeit, ‚da Huber vom Liebhaber zum Ehemann überging') — ich wie Sophie empfand — wie ich ihn die Handschrift lesen ließ, ergriff ihn die Darstellung mit zerreißender Heftigkeit.

„Athanasia erkennst du selbst als das Resultat meines Lebens.

„In Pauline (Dupuis) und Deborah versetzte ich mich am mehrsten außer mir selbst. Rosalie soll sehr schön sein — mir machte sie Freude — alles andere entstand mehr oder weniger in meinem innern Herzen, interessiert mich aber wenig.“

Auch sonst kann man an einzelnen Beispielen zeigen, daß sie Vorgänge aus den verschiedenen Epochen ihres Lebens in ihren Geschichten behandelte. Einen der besten Tänzer aus ihrer Göttinger Ballzeit, Miloradovich, der als Militärgouverneur von Petersburg in dem Aufstand (14./26. Dezember 1825) fiel, führte sie in der kleinen Erzählung „Die goldne Hochzeit“ vor (an Böttiger, 10. Januar 1826). 1819 (an Cotta) sprach sie von einer kleinen Geschichte, „die sich in ihrer Jugend hauptsächlich in Göttingen so zugetragen“, über eine andere Erzählung, welche die Scenerie und ein Hauptereignis dem polnischen Aufenthalt entnahm, schrieb sie ihrer Tochter (März 1820). In der „Vergeltung“ (1805) wird auf den Tod Marschalls und die treue Pflege, die er durch einen seiner Genossen (1782) empfing, angespielt. In „Die Ehelosen“ (1829), von denen noch in anderem Zusammenhang zu reden ist, wird das Verhältnis Luisens zu Emil v. Herder und Sandoz, bei der Schilderung der Brautschaft der Heldin Elisabeth und des Benehmens, welches deren Bräutigam Walo gegen einen innig geliebten Freund Hugo der Braut einschlägt, verwertet.

Eine sehr wichtige Rolle spielt in ihren Erzählungen das Religiöse, zu wiederholten Malen wendet sie sich entschieden gegen Frömmler. Doch auch bei der Behandlung des Religiösen tritt das am stärksten hervor, was ihrer Individualität entgegensteht. Wenn sie auch fromm war, so war sie von Aberglauben weit entfernt, — und doch werden in der Erzählung „Die Warner“ Totenerscheinungen, Blendwerk eines gemordeten Kindes benutzt, um ein Liebespaar von vorzeitigem Liebesgenuß zurückzuhalten. Die Helden dieser Geschichte sind Katholiken; auch in vielen anderen Novellen werden treue Anhänger dieses Glaubens vorgeführt. Ist es schon seltsam, daß die Protestantin sich in solcher Weise dem katholischen Glauben geneigt und in seiner Darstellung beflissen zeigt, so ist es noch eigentümlicher, daß sie, obgleich der protestantischen Hauptgemeinde angehörig,

gerade eine Sondergemeinde, die herrnhutische, mehrfach zur Darstellung wählte. Dies geschieht in zwei Erzählungen „Das Urteil der Welt“ (1802) und „Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling“ (1821). Beide Geschichten waren damals sehr beliebt. Ueber die erste Erzählung schrieb die Mutter (1804), die in Neudietendorf nach dem Schwesternhause suchte: „Diese Erzählung hat einen unbeschreiblichen Reiz für mich“. Schiller rühmte „die Simplizität und Klarheit“ (an Cotta, Oktober 1802); das Publikum sei erfreut, meldete Therese, die hinzusetzte: „es ist fromm wie alle Teufel und interessant wie die Schwerenot“ (an ihre Tochter, 23. Oktober 1802). Ueber die zweite schrieb Therese (an ihre Tochter 1822): man bringe in sie, die Geschichte des darin vorkommenden Komturs zu schreiben. Mit der eigentlichen Herrnhuterei hat dieser zwar nichts zu thun; er vertritt mehr die Idee des Tempelherrentums. Bei der Darstellung männlicher und weiblicher Mitglieder aus der herrnhutischen Gemeinde waltet keine bestimmte Tendenz vor. Betbrüder, die die Elenden erbarmungslos darben lassen, stehen darin neben kräftigen Männern, denen Religion Herzenssache ist; pietistische, scheinheilige, moralisch verderbte Frauen sind ebenso häufig, wie weibliche Muster der Entsagung, die ihre ernste Frömmigkeit nicht durch Worte, sondern Thaten bekunden.

Dieses Religiöse ist bei ihr eng verknüpft mit dem Moralischen. Sie schrieb selbst einmal (an Frau v. Reden 1818): „Meine Romane sind nicht schwankende Exertionen zweckloser Phantasie. Ich habe — ich glaube nicht einen einzigen — dieser kleinen Aufsätze niedergeschrieben, ohne eine klare, abgeschlossene moralische Ansicht, diese gründete sich auf meine Erfahrung an mir und den Menschen in den vielfältigsten Gestaltungen. Deshalb habe ich auch in der letzten Zeit den Ton der Zeit gewonnen und ein paarmal etwas Legendenartiges gemacht — ich hatte die klare Absicht, in dieser Gattung zu zeigen, wie man ihr treu in Stil und Ansichten bleiben müßte und dennoch die Vernunft herrschen lassen. So entstand ‚Die heilige Elisabeth‘, ‚Der christliche Jüngling‘, im ‚Morgenblatt‘ (Jahr 1816—1817?) und ‚Die Heidenbekehrung‘.“

Was die Komposition anlangt, so liebte sie es, dieselben Motive mehrfach zu verwenden. Dazu gehört: daß einer, der zu Gelde kommt auf eine unredliche Weise, sei es, daß er selbst die Schuld trägt, oder als Erbe gleichsam die Schuld des Erblassers auf sich nimmt, mit diesem Geld den Geschädigten Wohlthaten zu erweisen sucht. Das geschieht z. B. in „Die Ehelosen", wo der Alte seinen Neffen, der durch das Testament seines Vaters geschädigt ist, zum Erben, bezw. zum Schwiegersohn einsetzen will, ferner in „Vergeltung", wo Burgdorf das durch Mißbrauch an sich gebrachte Geld dem Sohn seines betrogenen Freundes zuzuwenden gedenkt.

In sehr vielen Geschichten — zu häufig, als daß es absichtslos sein könnte, ist das Ende ein anderes, als der logisch denkende Leser erwartet, ja nach bestimmten Voraussetzungen schließen muß, so z. B. „Ehestandsgeschichte", wo alles zu der Lösung zu zwingen scheint, daß die Heldin Julie ihren ersten Geliebten heiratet, sie aber schließlich dem ihr einmal Verbundenen treu bleibt. Ein solches Verfahren ist daher bei der Schriftstellerin ein wohl beabsichtigtes: sie will den Leser bis zuletzt spannen und ihn gerade dadurch interessieren und beschäftigen, daß sie seinen Scharfsinn herausfordert und täuscht.

Nannte sie am Schlusse einer oben angezogenen Briefstelle eine litterarische Quelle, der sie folgte, so bekannte sie im Verlaufe desselben Briefes, daß zufällige Begegnisse sie an Thatsachen erinnerten, die sie miterlebt hatte und daß sie nun durch diesen Zufall Erlebtes wiederauffrischte und sich veranlaßt sah, es dichterisch zu behandeln. Sie schrieb: „Vor einigen Jahren traf ich mit einem sehr gescheiten Polen in der französischen Armee zusammen; es kam die Rede auf seine Nation und ich schwatzte nach meiner Art unbefangen in den Tag hinein. Nach einer Zeit rief er betroffen: ‚Durch was für sonderbare Umstände lernten Sie mein Volk so genau kennen?' — Nun fiel mir's selbst erst ein — ich sagte beschämt — ich lebte drei Jahre in Polen — und dieser Ausruf schuf noch an demselben Abend den Plan zum ‚Klosterberuf' — einem Roman aus lauter einzelnen Wahrheiten zusammengesetzt, in dem ich Polen und den Polen schilderte, wie ich ihn ansehe und kannte."

Wie in diesem Fall die gelegentliche Begegnung Ursache zur Reminiscenz an frühere Zustände und deren Darstellung wurde, so in vielen anderen der Umgang mit Personen verschiedener Art, die Beobachtung der Eigenheiten von Freunden, Verwandten und Fremden. Von zwei Personen einer sehr verschieden beurteilten Erzählung „Die Häßliche" (1824) — von Malsburg getadelt, von Frid. Brun und Böttiger gelobt — sagte sie (an Böttiger, 25. Mai 1825): „Daß Anna und Hugo wahr sind, weiß ich, weil ich sie nach dem Leben malte, und erfuhr ich, weil ich bis zum Komischen oft hören mußte: Anna ist die leibhaftige Nanne, oder Christel, oder Fieke — und Hugo: — so trieb's unser armer Karl und Fritz und Pepi!"

Auch das machte ihr, die mehr Nachahmerin und Moralistin als Dichterin war, Freude, wenn sich Näherstehende in den Geschichten erkannten. So meinte die Tochter Claire, sie sei im „Jugendmut" abgebildet und die Mutter bekannte (an ihre Tochter Therese, 5. März 1824), es seien Züge von jener und von ihren eigenen Schwestern Jeannette und Laura in der Charakteristik enthalten. Auch in der Erzählung „Zum Laufen hilft nicht schnell sein" gab sie zu, die Wirklichkeit porträtiert zu haben.

(An Böttiger, 3. Februar 1820.) „Die ehrlichen Menschen, die es malt an der Donau und am Neckar, rufen einer über den anderen: ‚Ach das ist Fr. N. N.! Ach das ist Herr v. B.!' und sie sind's selber, aber in so fremde, rein erfundene Verhältnisse gestellt, daß niemand sich erkennt."

In der „Unpassenden Heirat" wollten Benzel-Sternaus einen ihnen Nahestehenden, die Tochter Therese jenen Alphonse Sandoz abgebildet finden; die Berliner „Tanten", Georg Forsters Schwestern zürnten, daß eine Berliner Dame darin arg mitgenommen sei, so daß Therese (an ihre Tochter, 13. Dezember 1819) halb belustigt, halb ärgerlich ausrief: „Si tous ceux qui m'ont prêté des couleurs pour mes romans vouloient venir me faire le procès, je me verrois un beau cortège! à commencer par bon Rougemont que j'ai représenté tout vivant, et Marianne et Vous tous tout que Vous

êtez — Vous ne Vous reconnoissez pas, parce que personne ne se connoît bien lui même."

Manche ihrer kleinen Erzählungen sind bloße Anekdoten: „Die Dorfliebschaft" („Morgenblatt" 1816), „Geschichte eines Mörders" (derselbe Jahrgang), „Muß man deshalb nach Amerika gehen?" (daselbst 1812); einzelne der größeren Stücke sind Experimente, wie die schon erwähnte „Die Häßliche"; andere sind Exempel gewisser Tugenden, z. B. der Entsagung („Kindestreue") 1823.

Die Sprache der Novellen ist durchaus nicht tadellos. Es finden sich in ihnen wie in den Briefen zahlreiche kleine Verstöße gegen die Grammatik, selbst in einfachsten Dingen, wie Gebrauch des Kasus nach Präpositionen. Außerdem begegnen sehr häufig Gallicismen, ebenso in den früheren, wie in den späteren Schriften, erklärlich aus dem Umstand, daß Therese ihre wahre Bildung in Frankreich gewonnen, und den Gebrauch der französischen Sprache in ihrer Korrespondenz mit Kindern und einzelnen Freunden gewahrt hatte. Es bedarf nur der Konstatierung dieser Gebrechen, die ihre Sprache verunzieren; eine Aufzählung der Fehler und der ausländischen Anklänge wäre Pedanterie, weil durch beide weder für die Sprachgeschichte noch für die individuelle Ausdrucksweise einer geistreichen Frau Material gewonnen wird, sondern nur gleichgültige Zeugnisse für ihre Unwissenheit oder Flüchtigkeit gesammelt würden.

Nach allen diesen Ausführungen über ihre Novellen kann nicht der Versuch gemacht werden, alle einzeln zu besprechen; es dürfte vielmehr genügen, über vier größere Werke etwas eingehender zu handeln. Sie sind nicht willkürlich ausgewählt, sondern wegen ganz bestimmter Gründe aus der Masse ihrer Erzählungen herausgehoben. Die erste ist ihr frühester Versuch auf diesem Gebiet; die zweite (1805 erschienen), wahrscheinlich die älteste der Geschichten, bei denen Huber gar nicht mehr beteiligt war, daher als erster Versuch selbständiger Erfindung und Ausführung besonders wichtig; die dritte ist wohl die ausführlichste Novelle, die der französischen Revolution gewidmet ist; die vierte eine Verkündigung und Ausführung des Grund-

satzes, daß keineswegs alle Mädchen zur Ehe bestimmt sind, sondern daß sie in einem bestimmten Berufe, in ihrer Thätigkeit für andere ihr wahres Glück finden können.

„Die Abenteuer auf einer Reise nach Neu-Holland" (1793) (siehe oben S. 88), sind ein von Unwahrscheinlichkeiten aller Art wimmelndes Werk. Sie enthalten die Erzählungen von einer englischen Frau, die wegen eines angeblichen Diebstahls, in Wirklichkeit unschuldig, zum Transport nach Neu-Holland verurteilt und dorthin geschickt wird. Diese steht einer Dirne in Kindesnöten bei, erwirbt durch ihr Betragen die Achtung des Kapitäns und die Liebe des Arztes, und kommt in Neu-Holland nicht nur zu ihrem totgeglaubten Mann, der gleichfalls und zwar wegen eines Aufstandes zur Deportation nach Neu-Holland verurteilt worden war, sondern findet auch ihre Eltern wieder, die sie seit vielen Jahren tot wähnte. Die Art, wie alle diese Personen zusammengebracht werden, wie der Gatte jener Frau schon jahrelang bei seinen Schwiegereltern arbeitet, ohne daß durch eine Erzählung, ja auch nur durch eine einfache Nennung des Namens die Verwandtschaft festgestellt wird, wie dann schließlich die Mutter durch den Biß eines tollen Hundes zu Grunde geht, ist so seltsam und willkürlich, daß sie den ungeübten Anfänger verrät. Was aber bei dieser Geschichte einzig und allein interessiert, ist die Person des Briefschreibers Rudolf, der allen diesen Vorgängen nur als Zuschauer beiwohnt, und von dem Gesehenen seinen Lieben in der Heimat Bericht erstattet. Dieser Briefschreiber ist eben Forster; Reinette und Berthold, die Briefempfänger, sind Huber und Therese. Man sieht, daß Rudolf, auch wie Forster, sich von der Heimat und denen, die ihm am liebsten auf der Erde waren — denn selbst die Kinder werden einmal erwähnt — getrennt hat, um ein neues Leben zu führen. Es ist „der alte Mann, der sich den junggebliebenen Leutchen in der Heimat entgegenstellt", auch er ist ein Flüchtling, der den Freiheitsideen diente, aber in seinem Ideale ernüchtert wurde. „Ich bin wie ein armer Vogel," schreibt Rudolf und gewiß hätte Forster so schreiben können, „dem der Sturm oder eine Rotte mutwilliger Buben sein Nest zerstörte. Ich fliege freilich ein bißchen verscheucht — denn

welcher Heimatlose ist das nicht —, fliege umher und suche neue Materialien zu meinem Neste.“ Und es ist der ganze Forster mit seinem warmen und weichen Herzen, den wir zu hören glauben in den Worten Rudolfs: „Ich habe mich nie mit meiner Stärke gegen euch gebrüstet, ihr erwählten Kinder meines Herzens! Und so wird es mich bei euch nicht herabsetzen, wenn ich euch gestehe, daß meine Weisheit noch nichts weiter über mein Herz gewonnen hat, als daß ich mich nun über das Laster betrübe, anstatt darüber unwillig zu werden. Ich habe lernen müssen, es zu erdulden, ja sogar, weil es einmal vorhanden war, es zur Erzielung des Guten zu gebrauchen; aber in der bloßen Anschauung ängstigt und verwundet es mein Herz wie der Anblick einer vom Wetter verwüsteten Gegend.“ Wenn schon in den Abenteuern in Neu-Holland ihre Ehe mit Forster und ihr Verhältnis zu Huber gestreift war, so haben sie in der Geschichte „Sophie“ (wiedergedruckt in Hubers Erzählungen, 3. Sammlung, Braunschweig 1802, S. 46—224) viele einzelne Züge geliefert. Sophie ist nicht ganz das Ebenbild Theresens; indessen für ihre zweimalige Ehe, die eine mit einem ungeliebten Gatten, dürfte ihr eigenes Verhältnis vorbildlich sein. Allerdings, Sophiens zweiter Gatte liebte diese schon vor der ersten Ehe, welche sie schloß und auch in die zweite Ehe tapst ein Störenfried hinein, der ihr schon während ihrer ersten ehelichen Verbindung nachgestellt hatte (vgl. S. 344). Im Gegensatz zu diesen Verschiedenheiten erinnert an Theresens Schicksal die Geschichte von der Unordnung der Mutter, der selbständigen Entwickelung des Kindes, der Art, wie sie während des Tages Lektüre trieb, um den vielbeschäftigten Vater abends zu unterhalten, ihre Auffassung von ihrer eigenen Unsinnlichkeit und der verschiedenen Empfindungsweise der Liebe durch Mann und Weib.

In der zweiten Geschichte, „Die Vergeltung“ (1805), ist die Erfindung nicht schlecht, die Erzählungsweise oft spannend: Zwei arme, innig befreundete Beamte, die sich redlich plagen, Burgdorf und Werner, spielen in der Lotterie; der erstere vertauscht sein Los mit dem des letzteren, und dieses unrechtmäßig in seinen Besitz gelangte Los trägt den Hauptgewinn davon,

während sein eigentliches Los mit einer Niete gezogen wird. Er kann sich indessen des unrechtmäßigen Gewinnes nicht freuen: seine Frau stirbt, sein Leben wird von Gewissensqualen zerstört. Er sucht sich Ruhe dadurch zu erkaufen, daß er den Sohn seines Freundes August ausbilden, studieren läßt, ihn in seiner Carriere mächtig fördert, aber schließlich kann er nicht umhin, sein Verbrechen seiner Tochter und August einzugestehen und durch eine Ehe dieser beiden, zu deren Schließung die Auflösung eines früheren Brautstandes der Tochter nötig ist, wirkliche Vergeltung eintreten zu lassen. — Neben dieser Haupthandlung gehen manche Nebenhandlungen einher. Die Schilderung frömmelnder Kreise, in die sich Burgdorf aufnehmen läßt, nachdem ihm die diebische Dienerin Margarete darin vorangegangen ist, mancherlei Abenteuer, die August in der Fremde und in der Heimat erlebt, Schilderungen eines pietistischen Pastors, der eine Schwester Augusts geheiratet hat — lauter Ranken, die sich von dem Hauptstamm abschneiden lassen, ohne ihn zu schädigen, die aber die geschäftige Phantasie der Verfasserin beweisen.

Das Ganze beruht indessen auf großen Unwahrscheinlichkeiten: Werner ist ein schlechtgestellter Beamter, der kein Geld für überflüssige Zwecke hat, der als ordentlich, pedantisch dargestellt wird. Es ist daher undenkbar, daß er sein Los, wenn er wirklich eins spielt, nicht sorgfältig verwahrt und genau aufschreibt, so daß, wenn Burgdorf selbst das Los stiehlt, die Aufzeichnung Werners den Diebstahl und Betrug sehr bald offenbaren müßte. Es ist ferner sehr unwahrscheinlich, daß gerade dieses gestohlene Los den Hauptgewinn erhält. Die Chance des Diebes ist jedenfalls eine sehr kleine, denn es könnte ja gerade auch sein ursprüngliches Los das glückbringende sein. Sehr unwahrscheinlich ist auch, daß Agathe, Burgdorfs Tochter, welche ihren Bräutigam, den Grafen wirklich liebt, nicht bloß plötzlich eine so hochgradige Zuneigung zu August bekommt, daß sie ihre Brautschaft als eine quälende Last empfindet, sondern daß sie, ohne daß der Bräutigam überhaupt darum gefragt wird, ganz allein dem Zwang des Vaters folgend, die frühere Verbindung auflöst, um August zu heiraten. Es ist sodann schwer denkbar, wie die seit Jahrzehnten fortgesetzten Diebereien der Margarete im Hause Burg-

dorfs in einem geordneten Haushalt vorkommen oder infolge ihrer Häufigkeit und derselben Art der Ausführung verborgen bleiben konnten. Auch ist es wenig wahrscheinlich und nicht genügend motiviert, daß ein Mädchen wie Adelheid sich mit einem Franzosen einläßt, und geradezu undenkbar ist es, daß sie, die doch die ganze Last der Wirtschaft, der Sorge für den Vater, der Unterweisung der Kinder auf sich ruhen hat, sich nicht durch ihren körperlichen Zustand verrät und das Einschreiten des Arztes als gebieterische Notwendigkeit hervorruft. Die Art übrigens, wie sie das neugeborene Kind verbirgt und nach drei Tagen aussetzt, ist, wenn man nicht etwa Rousseausche Einwirkungen hier annimmt, den schlechten Romanen jener Zeit nachgeahmt; sie könnte außerdem geradezu als Vorläufer einer bekannten Stelle aus einem Zolaschen Romane betrachtet werden.

Der dritte Roman, vielleicht ihr meistgenannter und eine Zeit lang unendlich viel gelesener ist die „Familie Seldorf“, 1796. Therese schrieb darüber an Böttiger (7. Dezember 1811): „Mein häusliches Publikum taugt vollends den . . . nichts. Sie kennen meinen Haß gegen mein litterarisches Pfuschen so gut, daß sie nie sagen dürfen: ‚Mama, das ist von dir‘ — aber wenn ich so eine Schnurpfeiferei ins Morgenblatt schicke, merk’ ich’s immer an den milden Thränen, die sie weinen, daß sie mich unter Händen haben. Da gibt’s eine meiner dicksten Sünden, die im Jahre 1796 herauskam, die ‚Familie Seldorf‘ genannt, die tituliere ich gar nicht anders als ‚Mittel gegen den Stockschnupfen‘, wegen der unsäglichen Thränen, die sie kostet. Viele von den Weiberchen lasen sie zum vierten-, fünftenmal und nahmen die Partie, gleich beim ersten Bogen zu weinen. Wir hatten einst einen großen Jubel darüber. Der junge Schweizer Tavel, der Ihnen, glaub’ ich, einen Brief von mir brachte, dem die Empfindsamkeit gewiß nicht anhing, äußerte: er habe nie bei einem Buche geweint.“ Und dann berichtet sie, die Töchter hätten an ihm die Probe mit der „Familie Seldorf“ gemacht und richtig, nach dem ersten Halbband habe er geweint wie ein Kalb.

Zum Verständnis dieses Romans ist der Hinweis auf die Stellung Theresens zur französischen Revolution notwendig (S. 69 f.).

Sie gehörte bekanntlich nicht zu den Enthusiasten, daher brauchten die Mordscenen keinen völligen Umschlag in ihr hervorzurufen, aber sie wurde doch mit der Zeit ruhiger und sah die ganze Umwälzung historisch an. Im allgemeinen billigte sie die Ideen, wie denn der Gedanke der Völkerbefreiung ihr immer sympathisch blieb: daher wählte sie außer dem Hinweis auf die französische Revolution gern Scenen aus dem Polenkampfe als Thema ihrer Erzählungen und schob, wie sie überhaupt für die Griechen schwärmte, auch über diese einzelne anerkennende Bemerkungen in ihre Geschichten ein.

Die „Familie Seldorf" mag heute noch manchen zu Thränen rühren, obwohl im ganzen das gegenwärtige Geschlecht weniger thränenreich bei der Lektüre von Erzählungen ist als das frühere — aber es ist und war kein sehr gutes Zeichen für einen Roman, wenn er den Taschentücherverbrauch steigert. Der hier erwähnte gibt hauptsächlich die Geschichte eines jungen Mädchens, Sarah Seldorf, der Tochter eines hohen französischen Offiziers, der, von einer größeren Reise zurückgekehrt, seine Gattin der Untreue bezichtigen muß. Sie lebt mit Vater und Bruder (Theodor) nach dem Tode der Mutter, der denn auch nach einigen Jahren die Frucht jener Untreue ins Grab folgt, in Zurückgezogenheit in der Nähe eines Herrn Berthier und seines Sohnes Roger; dieser liebt Sarah, sie aber kann für ihn nur Freundschaft, nicht Liebe empfinden. Die französische Revolution bemächtigt sich aller Helden der Erzählung. Berthier, ein alter Republikaner, bestimmt seinen Sohn zu gleichen Ansichten, Theodor schließt sich den Königlichen an, beide gehen nach Paris. Unterdessen siedelt sich ein Graf L . . . in der Nähe der Güter an, eine sehr zweifelhafte Persönlichkeit, die unter dem Deckmantel eines guten Republikaners Propaganda für das Königtum macht. Sarah wird seine Geliebte, ein Kind entsprießt diesem Bunde. Glücklicherweise stirbt der alte Seldorf, ohne die Schande seiner Tochter zu erfahren, Berthier aber und selbst sein Sohn Roger nehmen sich der Verlassenen an. L..., der nur die Heirat verweigert, sonst aber für die Geliebte gesorgt hat, bringt sie nach Paris. Dort merkt sie nicht nur das politische Treiben ihres Galans, der bei der Verteidigung des Louvre sogar gegen sein

Wollen und Wissen ihr Kind tötet, sondern erfährt auch, daß er verheiratet ist, hat eine furchtbare Begegnung mit seiner Frau, schließt sich den wilden Revolutionshorden an, kämpft verkleidet als Mann in vielen Schlachten, wird zum Kommandanten befördert, verrichtet Wunder der Täpferkeit, bis sie endlich, nachdem sie L. entgegengetreten und seinen Tod bewirkt hat, bei einem plötzlichen Zusammentreffen mit ihrem Bruder einer Ohnmacht erliegt und ihr Geschlecht verrät. Sie kann die Hinrichtung ihres Bruders nicht verhindern, aber sie hat noch Zeit und Kraft, für das Kind ihres Verführers zu sorgen und Roger, der gleichfalls die Unbilden der furchtbaren Zeit an sich erfahren hat, da er trotz allem ihre Hand begehrt, aufs neue zurückzuweisen. Diese konsequente Ausführung eines Gefühls, die große Kraft in der Schilderung des Gräßlichen, die geschickte Behandlung der Ideen und Thaten der ganzen Revolutionszeit, teils in einem friedlichen Winkel in Paris, teils in den Schlachten der Revolutionsarmee mögen als Vorzüge des Buches betrachtet werden; aber der ganze Charakter des Mädchens ist so unwahrscheinlich, die Verknüpfung einer Masse von Schicksalen und Personen, selbst zu einer Zeit, in der vieles über den Haufen geworfen wurde, so wenig glaubwürdig, daß man aus einer höchst peinlichen Verwunderung bei der Lektüre des Ganzen nicht herauskommt.

Je länger Therese schrieb, je mehr die Zeit fortschritt, desto mehr wandte sie sich von politischen Fragen ab und der Behandlung sittlicher zu. In einer ganzen Anzahl von Romanen behandelte sie die Verbindung der beiden Geschlechter und zwar verschieden gearteter und verschieden gestellter Menschen: bald das Schicksal von Frauen, die in ihrer Jugend entehrt, ein schmachvolles Leben durch den Tod sühnen (Pauline Dupuis), bald das Zurückweichen des Mannes, sobald er erkennt, daß die, die er liebt, sich ihm nicht zuneigen will oder kann („Erziehung ist besser als Opfer“), bald die Schwäche des Mannes, der durch seine allzugroße Rücksicht auf die Frau diese selbst aus der Bahn der Tugend entfernt und sie zwar nicht zur Untreue treibt, aber ihr diesen Uebergang erleichtert („Geschichte einer Reise auf die Freite“). Zu allermeist aber interessiert sie

die Frage, ob es ratsam ist, junge Mädchen zur Ehe zu drängen, ob ihr wirklicher Beruf der sei, Hausfrau und Mutter zu werden. Diese Frage, das Verhältnis beider Geschlechter überhaupt, behandelte sie am ausführlichsten in ihrem letzten Roman, „Die Ehelosen". Ihre Tochter Luise berichtete in einem Briefe, wie schwer der Mutter das Komponieren, nicht bloß das manuelle Schreiben dieses Werkes geworden sei, „sie hatte wenig Freude daran, ein Beweis, wie schwer ihr die Arbeit wurde". Wirklich weist der Roman gar manche Spuren des Alters auf, aber die Idee, die den Roman durchzieht, ist keineswegs eine den letzten Jahren entstammende, sondern eine, die Therese lange beschäftigt hat.

Manche Reminiscenzen aus ihrer eigenen Jugend, aus dem Leben der Ihrigen, die in dem großen Werke vorkommen, sind schon erwähnt; vor allem aber ist darauf hinzuweisen, daß der Roman dazu bestimmt ist, ein Ehrendenkmal der Freundin Auguste Schneider und ihres Verhältnisses zum Herzog von Gotha zu sein. Wäre dieser Umstand nicht aus direkten Zeugnissen Luisens bekannt, er würde sich ohne weiteres jedem Leser, der die Zeit einigermaßen kennt, aufdrängen. Dieses Verhältnis jedoch ist nicht die Geschichte, sondern nur die Vorgeschichte des Buches. Elisabeth, welche die Freundin (Sophie) pflegt, ist die eigentliche Heldin und neben ihr eine Anzahl Frauen, die in edler Thätigkeit ihr Leben zubringen, ohne in den Ehestand zu treten, zu dem sich Bewerber genug finden. Auch in diesem Roman stehen neben den eigentlichen Helden, den wesentlichen Personen der Erzählung, eine Masse Nebenpersonen und Nebengeschichten: daß schließlich der Sohn jener Fürsten-Freundin den Lebensbund mit einem wackeren Mädchen schließt, dadurch verfeindete Familien vereint, mag nur beiläufig erwähnt werden. In gewisser Weise ist das Buch Theresens Vermächtnis, und es ist kein Zufall, daß vier jüngere Menschen mit großen Rollen in dem Buche bedacht sind: ein Arzt, der seinen verantwortungsvollen Beruf mit Eifer ausfüllt — so dachte sie sich ihren Sohn —, ein älteres Mädchen, das mit großem Eifer, aber nicht immer mit Glück ihrem Erziehungsberufe nachgeht, eine etwas oberflächliche, mit Kindern gesegnete Frau, endlich ein

liebes, hingebendes Geschöpf, das nach manchen Unbilden des Lebens Glück genießt: das sind ihre drei Töchter, deren Wesen, Vorzüge und Fehler sie klar erkannte. Das ganze Werk, als Roman zu lang, zu ermüdend, nicht einheitlich genug, ist ein Erziehungsroman von idealer Tendenz. Als Motto der Erziehung gibt sie einmal an (Band 1, S. XI) „die Erziehung soll den jungen Menschen durch Sittlichkeit geistig frei machen" und am Schluß (Band 2, S. 328) definiert sie ihr Streben dahin, sie habe zeigen wollen, „wie die Denkart die Schicksale ebensowohl lenkt, als die Schicksale die Denkart erzeugen oder befestigen, wie demnach zur Selbsterziehung anleitende Erziehung unserer Kinder der einzige Bürge ihrer moralischen Wohlfahrt bei allem Wechsel des Lebens ist".

In einem Briefe, der gegen Ende ihres Lebens geschrieben wurde, brauchte Therese einmal das Wort, daß in zehn Jahren von allen ihren Romanen keiner mehr gelesen werden würde. Freilich geschah eine solche Aeußerung nicht etwa im Anfluge einer bei ihr nicht häufigen, übergroßen Bescheidenheit, sondern in dem Bewußtsein, daß sie mit ihren Anschauungen gar manchen Meinungen der Zeit widersprach. Ihre Prophezeiung hat sich im ganzen erfüllt. Ihr fehlten zur bedeutenden Nachwirkung als Romanschriftstellerin das echte dichterische Genie, die große Gestaltungskraft. Trotz aller trefflichen moralischen Tendenz, trotz reger Phantasie, trotz vielseitiger Lektüre, die ihr hübsche Stoffe zuführte und sie in Führung der Intrigue unterwies, trotz scharfen Blickes für die Einzelheiten des sie umgebenden Lebens, der sie in den Stand setzte, mancherlei interessante Mitteilungen über Ereignisse und Stimmungen ihrer Zeit zu machen, vermochte sie doch als Erzählerin keine bleibende Wirkung auszuüben.

Zehntes Kapitel.

Augsburg.

1823—1829.

So wohl sich Therese gleich von Anfang an in Stuttgart gefühlt hatte, so unbehaglich war ihr in Augsburg zu Mut; in jener Stadt ein Kreis lieber Menschen, von denen sie viele von früher her kannte, in dieser meist Fremde; statt der festgefügten Gesellschaft die Notwendigkeit, sich einen neuen Kreis zu schaffen. Damals hatte sie Luise bei sich gehabt, jetzt war sie allein, und so gern sie Claire und deren Kinder hatte, so fand sie in ihnen keinen Ersatz für das Lieblingskind, das ihr überall fehlte. Als sie nach Stuttgart kam, war sie zwar auch schon 52 Jahre alt gewesen, aber sie besaß trotz ihrer Jahre etwas Jugendliches, Kampflustiges; jetzt war nach sieben arbeitsreichen, mit Schmerzen und Enttäuschungen angefüllten Jahren etwas Müdes in ihr. Ihre Gesundheit hatte gelitten, außer dem Alter fühlte sie die Krankheit. Zu jener Zeit hatte sie geglaubt, Aimé würde ihrer Weisung folgen, hatte sich ausgemalt, wie sie mit ihm zusammenleben wollte; nun war er ihrem Willen entgegen seinen eigenen Weg gegangen, und auch seine Zukunft war ihr wie die ihrige unsicher. Wie die Menschen, so hatte in Stuttgart auch die Natur sie gelockt; das weinreiche, sonnige Hügelland, das ihr schon früher seine Reize gezeigt hatte, war ihr, wenn sie schon einmal ihre Schweiz entbehren mußte, sympathisch — in Augsburg konnte sie nichts für das Verlorene entschädigen. Vor allem aber: in Stuttgart wartete ihrer eine neue, wie sie hoffte, erfreuliche und lohnende Thätigkeit, in Augsburg mußte

sie sehr bald erkennen, daß die Stellung, die sie bisher eingenommen, zu Ende, und sie in der unholden Gegenwart, unter fremden Menschen dem traurigen Beruf der bloßen Schriftstellerei ohne amtliche Thätigkeit wieder anheimgefallen sei. Am 23. Oktober 1823 nahm sie von ihrem Stuttgart Abschied, am folgenden Tage traf sie in Augsburg ein.

Ueber ihre Einrichtung, die Stadt selbst, über ihren Verkehr und einzelne Vorgänge in Augsburg gab sie in Briefen an ihre Freundin Mariette und deren Tochter Emilie folgendes trotz mancher Klagen anmutende Bild:

An Mariette. Augsburg, 29. November 1823: „Jetzt versammelt ihr euch zum Kränzchen und ich darf hoffen, ihr denkt an mich. Ich erwarte meine Kinder zum Thee und da sprechen wir von euch ... Meine Zimmer und Haushalt sind nun quasi in Ordnung. Die Zimmer sind recht artig aber dunkel. Sie haben die Sonnenseite, allein eine so enge Straße bei hohen, hohen Häusern, daß es mir nichts nützt. Ein Zimmer hat viel Sonne, aber gerade dies bewohne ich nicht. Ach, könnte man nur heizen! Das Holzwesen ist hier ekelhaft — kein rechtlich Buchenholz, ich werde ungeheuer Holz brauchen. Mit der Magd wird's Not brauchen ... Ich bin sehr angegriffen und verlassen, nur die Arbeit am Schreibtisch — die stärkt mich. Ich bin unlustig, Menschen zu besuchen, was soll das? wenn ich leben bleibe, sterbe ich doch nicht hier, sondern wo anders — die Leute sind mir nicht anziehend, und mich muß man lange kennen, um mir mein Gutes und Fehlerhaftes zu verzeihen. Ihr kanntet mich und verziehet mir. Greyerz sind ein excellentes Geschlecht voll Güte und Rechtschaffenheit. Greyerz' Gehör scheint so schlimm wie meine Augen, so werde ich nächstens seine Nase für einen Fensterriegel halten und er meine Stimme für eine knarrende Thür ... Dich bitte ich, mein Herz, wenn jemand bei meiner Abreise vernachlässigt wurde, so versöhne ihn. Ich gab dem Bedienten Karten und ein Verzeichnis, traue ihm aber einige Nachlässigkeit zu. Ich möchte sehr gern, daß mich in Stuttgart niemand falsch beurteilt, wo mein Wille es verhindern könnte.

„Dienstag haben wir das Augsburgische Lesekränzchen.

Zwei Fräulein Heilbronner, zwei Gräfinnen Isenburg, von denen eine Stiftsdame, der Mann der anderen ein Herr v. Ecker, also neun bis zehn Personen. Ich übernehme es auch. Da ist's in vier Häusern, denn die Mutter der Fräulein v. Heilbronner ist stocktaub, hält es deshalb nicht."

An Emilie. Augsburg, undatiert (jedenfalls aus der ersten Augsburger Zeit). „Höre, bis jetzt ist doch am Lech kein Gräschen, das mir Spaß macht: es ist nichts garstig oder mir widrig — gar nicht! Die Stadt ist schön, der Rahm ist viel besser als in Stuttgart, die Straßen sind viel reinlicher, in dem Nebelpatsch kann man ganz säuberlich gehen — die Schwarzwurzeln schmecken mir, meine Wohnung ist so warm, daß heute, wo der Schnee hoch liegt, ich mit meinem ziemlich kalten Ofen zwei Zimmer wärme, wovon das kleinste, wie der Fußteppich beweist, fast so groß ist wie mein seliges gelbes, das andere viel größer. Nun sieh mal, in diesem kleineren liegt der Teppich und steht mein Bett ganz schweizerisch behangen, mein kleines Sofa, und darin bin ich mit täglichem Besuche und wenn unerwartet bei mir Thee getrunken wird. Daneben ist ein viel größeres Zimmer, da sind zwei Wände mit Bücherbrettern, eigentlich drei, hat drei Fenster, zwei Spiegel, darin arbeite ich und esse und frühstücke. Dann ist ein großes Eckzimmer mit hübschem Fußboden, vier Fenstern, wo ich meine Gesellschaft annehme. Das ist sehr hübsch, überall doppelte Fenster und wie mein Beutel sehr wohl vermerkt, Rouleaux, wodurch aber abends alles sehr wohnlich ist: meine Wirtschaftsangelegenheiten sind so bequem wie möglich. Meine Magd ist etwas taub und viel dumm, die Leute, wo sie früher gedient hat, müssen in ihren Häusern wie die Vandalen leben, denn sie kann noch nicht begreifen, daß ich wirklich alle Tage zweimal frisches Waschwasser neben meinem permanenten Lavoir brauche, daß jedes Zimmer ein bestimmtes Wischtuch hat, daß sie mir nichts in der Hand bringen darf, sondern auf dem Teller, daß kein zersprungener oder lückenhafter Teller auf den Tisch kommen soll — das hält sie immer für eine außerordentliche Begebenheit, die im täglichen Leben schon aufhören wird. Oft lache ich, oft möchte ich wild werden. Wenn sie nun aber gehört und begriffen hat,

so macht sie ihre Sache gut. Wenn man über die Fehler dieser Leute nachdenkt, liegen sie doch alle in der ersten Erziehung und ihre leichten Sitten in dem Beispiel der Oberen gar zu oft . . ."

Undatiert. „. . . Die Leute in unserem Lesekränzel gefallen mir schon. Frau v. Morell ist auch darin aufgenommen und ich habe nun jemand im Auge, wodurch wir unserer zwölf sind in vier Häusern. Nur einer der Herren liest vor, aber wie! gerade das Widerpart von unserem alten Matthisson: er deklamiert wie ein Heide, interpunktiert, pausiert — zum Sterben. Aber die Herren sind den Damen sehr dankbar, daß sie das Buch nehmen und die Gräfin Luise v. Isenburg, Claire und Molly lesen vor. Die beiden Male, daß ich das Kränzchen erlebte, las man Zufälligkeiten — den Walter Scott haben sie alle gelesen — da die Gesellschaft mir fremd ist und ökonomisch nicht günstig dazu scheint, mag ich unsere Manier des Vorlesens nicht vorschlagen, fürs erste muß ich zusehen. — Molly hat sich in den paar Monaten sehr gut gemacht. Sie versieht ganz die Stelle, welche ihr zukommt als Tochter und Schwester. Ihr Verhältnis zu Claire scheint sehr gut. Die Kinder werden nach dem Weg, den sie geführt werden, zweckmäßig erzogen und gefallen mir sehr. Keiner scheint besonderes Genie zu haben, und ihr Schulgang scheint mir auch nicht gemacht, dergleichen zu erwecken — im Gegenteil zeitigt er viel Wortkram und weiß diesem keinen Geist einzuhauchen. Ich hüte mich wohl, diesen Gang zu tadeln, aber ermahne, ihn eifrig fortzugehen . . . Die alte Liese ist eine lästige Zugabe, aber die beste Seele von der Welt — es ist eine seltene Treue in dieser Seele. Wenn Besuch kommt, so knurrt sie, sind es Leute, die sie nicht mag, so bellt sie. Den Nationalkonventsmann Thibaudeau haßt sie wie den Tod, weil er Ludwigs XVI. Tod votiert hat, wie ihr die Wäscherin versichert hat und wahr ist . . ."

5. Mai 1824. Augsburg. „Hier habe ich noch nichts von Kunst gesehen als Herrn Zimmermanns Atelier, er malt die Geldsäcke in Sammet und Seide. Da ist der größte Geldsack Süßkind, der ist von zwei Frauen geschieden und zwei sind ihm gestorben. Jetzt hat er eine arme Waise geheiratet, die er neben seinen Töchtern erzog. Das Konsistorium hat ihm aber

angedeutet: ‚nun ist's all nach grad' genug geheiratet, das sechste Mal würde man's doch lieber nicht sehen'. Die hat Zimmermann auch gemalt in einem sehr herrlichen Ponceausammet, wie sie vor einer violetten Draperie sitzt, wie die Königin Zenobia, und ein Taschenbuch in der Hand hält. Das Pendant ist der vielfach Beweibte selbst in einem sehr schön gepolsterten Sessel, der sehr wohlbehalten und listig aus einem blonden, rundlichen Gesicht heraussieht. Recht hübsche Bilder, damit sie aber die Nachwelt nicht für gekrönte Häupter im Familienleben hält — sollte doch jedem ein Zettel — er könnte ja von Silberstoff mit echten Perlen eingefaßt sein — aus dem Munde gehen, auf dem aus Shakespeare stände: ‚Die Leute sagen, die Eule sei eines Bäckers Tochter gewesen, lieber Gott, wir wissen kaum, was wir sind, noch weniger, was wir gewesen' . . .

„Ersäufen und erschießen thut man sich hier wie bei euch. Den letzten Jahresabend erschoß sich ein dreiundzwanzigjähriger Commis um nichts und wieder nichts — er war eben des Lebens müde, weil er es nicht zu benutzen wußte. Seine Mutter, Schwester, Bruder, hatten ein schreckliches Neujahr — obwohl diese schreckliche That auch gar nicht mehr die Sensation macht wie sonst. Es ist eben ein gestorbener Herr! und da er doch melancholisch, liederlich, arm oder auf irgend eine Art lästig war, ist's doch eine Erleichterung, die, wenn man sich's auch gefühl- und ehrenhalber nicht eingesteht, den Schmerz mildert. Denn die unfromme Denkart, welche den Selbstmörder in die dunkle Zukunft jagte, umfängt auch die Ueberlebenden. Die Aufklärung ist so weit gediehen, daß man meint, Gott wirft den Selbstmörder nicht in das ewige Höllenfeuer, an das man nicht mehr glaubt; aber die Aufklärung wird nicht unterrichtet von der viel höheren Lehre, der zufolge jeder Schritt im Dasein hinauf- oder hinabwärts führt, und der Unglückliche durch willkürlichen Tod nach einem verkehrten Leben sich so weit hinabwärts senkte, auf Bahnen, wo er entfernt von allen, die ihn liebten, ungemessene Zeiten hindurch streben muß, den besseren seiner Erdenbrüder wieder nahezukommen — aber Predigen ist ja nicht mein Beruf."

Auch ihren männlichen Korrespondenten gab sie Schilderungen von ihrem neuen Aufenthaltsort aus; in diesen wiegt nicht das Hausfrauliche vor, sondern es zeigt sich in ihnen mehr das allgemein Litterarische, man könnte sagen das Kulturhistorische. Auch hier ist es interessant, zu bemerken, wie sie jedem ihrer Korrespondenten das zumißt, was gerade für ihn paßt: Usteri gibt sie mehr ein allgemeines Bild der großen Gesellschaft, Reinhold schildert sie die kleinen Züge des Volkslebens, mit Böttiger unterhält sie sich über das Litterarische.

An Usteri, 30. Dezember 1823. „Daß es in Augsburg fühlbar ist, daß nur Geld und Handel, aber gar nicht Wissenschaft hier Heimat hat, divertiert mich sehr, weil ich Stuttgart immer vorwarf, unwissenschaftlich zu sein. Die Gesellschaft ist hier absolut Null. Einiger verlumpter hoher Adel, der mit trockenem Munde ganz unter sich lebt; einige steinreiche Bankiers, die gern gegen Lob und Hofieren gut zu essen geben möchten, wozu sie den Adel nicht kriegen, weil er zu hochmütig, und die honetten Leute nicht, weil sie honett sind — jedoch die meisten leben wie die Eulen, wenden auf Putz, Essen und Handel — keine Liebhaberei keiner Art ist zu spüren. Die Herzogin von St. Leu hatte die Schwäche, hier einen Hof halten zu wollen, also beschränkte sich ihr Einfluß auf die Gesellschaft dahin, daß sie alle Woche Gesellschaft gab — das hol der T.....! Der Präsident von Grafenreuth ist geizig, launig, lebt schlecht mit seiner Frau, ist nirgend beliebt, gibt notgedrungen ein paar große Gesellschaften im Jahr. Die Männer gehen in die Klubs und spielen, die Weiber machen tagsüber kleine Visiten, lesen aufs höchste abends in der Kinderstube einen Roman und steigen mit den Hühnern ins Bette. Ausnahmen gibt's sehr wenig. Die Schulmänner sind wie die Eulen, die Pastöre lächeln, verbeugen sich, machen den reichen Beichtkindern die Cour und sitzen bei ihrer Pfeife hinterm Ofen. Der Bischof ist ein kluger, milder Mann, der einen Italiener zum Sekretär und — ich wette — zum Spion seines Thuns hat — er ist von Familie und gibt im Winter Gesellschaften."

An Reinhold, 20. März 1825. „Augsburg wird mir je länger je widriger — nicht um mir's zu verleiden, hier zu

wohnen — was ich brauche, habe ich — aber als Gegenstand der Beobachtung — die Menschen haben gar keinen Trieb, gar kein Band, das sie einte, an nichts Teilnahme, die Reichen sind bloße Geldsäcke, die für Kunst, Wissenschaft, Mitteilung keinen Sinn haben, die anderen — denn die Reichen sind mit einem Dutzend ausgezählt — ziehen täglich ins Wirtshaus, wo Pfeife und Bier das Gespräch ersetzt, und ein paar stereotypische Späße allein die Rauchwolken hie und da durch ein Gelächter in Bewegung setzen. Das Volk ist häßlich, bettelhaft, faul, ungeschickt. — Da sende ich ein paar Tischmesser mit neuen Ringen zu belegen und zu schleifen. Ich frage nach ein paar Tagen die Magd: ‚Sind die Messer fertig?‘ — ‚Ja vom Messerschmied wohl; nun habe ich sie nach der Schleifmühle getragen.‘ — Nach anderen zwei Tagen frage ich wieder. ‚Ja, nun habe ich sie zum Polierer getragen.‘ — Endlich kommen sie und nun ich sie in die Hand nehme, sind sie vom Polierer gar nicht abgewischt, sondern meine Hand war besudelt und der Steinmergel hing an der Klinge vom Polierer. Nun sehen Sie: Der Messerschmied durfte nicht schleifen, der Schleifer nicht polieren und der Polierer bekümmerte sich nicht ums Abputzen — das ist Zunftgeist. Ein ekelhaftes Volk! Die Wirtshäuser sind im Sommer täglich gestopft voll, solche Art Guinguettes, wo unter ein paar Bäumen oder nur beim Schatten einer Mauer 10—30 Tische stehen, an dem sitzen die Gesellen wie Lehmhaufen — essen Würste, Rettiche, Käse und Bier, vom Regierungsrat zum Schneider. Bücher kaufen zwei, drei Leute — doch was gehen sie mich an, wenn sie sich nur von Aimé Pillen wollen verschreiben lassen, so bin ich's sehr zufrieden."

Böttiger, der Allerweltshorcher, der für jeden Klatsch und für jede litterarische Nachricht empfänglich war, ersteren unter die Leute brachte und aus letzterer Notizen für seine eigenen Korrespondenzen zog, wurde namentlich über den Betrieb der Cottaschen Anstalten unterhalten. In einem an ihn gerichteten großen Schreiben (4. Dezember 1826) gab Therese, veranlaßt durch seine Frage über den Nachfolger Stegmanns, eine Schilderung des Cottaschen Hauses, seiner Maschinen, und ging dann auf die Persönlichkeiten, die Leiter der „Allgemeinen Zeitung"

bis herab zu den niedrigsten Angestellten ein. Von dem oben genannten Stegmann, der damals ziemlich arm gestorben war und unversorgte Kinder hinterließ, hatte sie schon früher an Böttiger (24. Januar 1824) geschrieben, „daß er für den Verkehr ein ganz subalterner Mensch und in politischer und religiöser Rücksicht ein Achselträger sei“. Der eben erwähnte Redakteur, der Nachfolger ihres Gatten in der Leitung der „Allgemeinen Zeitung“, ist uns schon bei der Schilderung der Ulmer Zeit begegnet (S. 145 f.). Er war, wie sie in dem vorher angeführten Briefe schrieb, Vormund ihrer Kinder, hatte aber als solcher nichts zu thun. Der dritte der genannten Redakteure, Kolb, damals ein Anfänger, wurde bekanntlich später erster Redakteur und hat jahrzehntelang der „Allgemeinen Zeitung“ mit großer Tüchtigkeit vorgestanden. Ueber die genannten und die übrigen Mitarbeiter der Cottaschen Firma sprach sich Therese an Böttiger (14. Dezember 1826) folgendermaßen aus: „Stegmann — der kränklich, abgestumpft für alles Große, Schöne, Gewagte, an kein Besseres und keine Besserung, an keine Palme, an keinen Lorbeer mehr glaubt — so ein fertiger Mensch, dem zum Totsein nur das Begraben fehlt, der das Leben nur noch an dem Mittagstisch empfindet, den habe ich seit 22 Jahren verschrumpfen sehen — er hätte recht erfreulich altern können, aber das Irdische nahm die Oberhand und die Erde ward sein Zweck. Dem folgt Lebret. Ein ehemaliger Professor der Naturgeschichte in Stuttgart. Ein Anbeter Napoleons — da thäte er sehr wohl daran, aber er ist es fanatisch, und hat für nichts anderes Sinn, liest, denkt, hört nichts anderes — ein sehr guter weicher Mann, der mit allen in Frieden leben will, also es niemand recht macht, endlich vereinzelt steht, Cottas âme damnée, dem er nie zu widersprechen wagte, aber der Denkart nach ein redlicher Mann, seltsamerweise nebst Stegmann mit allen Unsichtbaren brouilliert. Lebret ist Maschinenintendant, Hausoberaufseher, Berichterstatter und hat Wiedemanns Arbeit (ich denke nebst Salär) übernommen, woraus Sie sehen können, wie gering die Arbeit ist, denn daneben fällt Zeit genug zum Spazierengehen, Harmonie und etwa auch Gesellschaft ab. Dann gibt es seit Wiedemanns Tod einen,

von Stuttgart geschickten Dr. Kolb, der ist Korrektor und Uebersetzergesell und gelehrter Aushelfer. Soll ein fixer Kerl sein, hatte ‚umgetrieben‘ und saß zwei Jahre auf dem Asperg! — Dann der eigentliche Faktor, Reichel, ein Chemnitzer, der nun 13 Jahre bei Cotta dient, stets Korrektorarbeit machte, Weib und Kind hat, alles Mechanische unter seiner Aufsicht hat, die Arbeiten Zeile für Zeile berechnet, die Leute auszahlt, die Druckerbübchen haut u. s. w. Dann folgen die 42 Setzer, 9 bis 10 Druckerbübchen, exquisite Galgenschwengelchen von 9 bis 14 Jahren, unter denen sich gewiß manch einer zu einem tüchtigen Kerl macht — der Himmel weiß, ob das Büchermachen magisch wirkt! es sind erzerweckte Bursche. Nun 4—6 Weiber, die waschen die Geräte, Buchstaben u. dgl., dann einige Holzhauer, 1 Einheizer, 4 Laufpersonen, die Zeitungen austragen, Postgänger — da! so steht es. Sie sehen also, daß gegen 70 und mehr Menschen bei der Sache beschäftigt sind.“

Wenn schon in den ersten Jahren, wie man aus dem Ton mancher vorstehenden Briefe erkennt, Augsburg ihr immer weniger sympathisch wurde, so steigerte sich ihr Unbehagen in den letzten Jahren immer mehr, namentlich infolge einzelner Familienscenen, ihrer immer schlechter werdenden Gesundheit, besonders auch des Gegensatzes, den sie zwischen Bayreuth, wo sie häufig weilte, und Augsburg empfand. In dieser Empfindung schrieb sie am 4. September 1828 bei Gelegenheit eines Aufenthaltes, den sie in Bayreuth nahm, an Böttiger folgendes: „Das widrige Augsburg, wo ich doch eine Reihe gar lieber Menschen habe — einen kleinen lieben Kreis. Aber die Masse ist drückend — die Stadt so klein, daß der abgesondert Lebende ein Sonderling scheint, daß sein einfacheres Thun, sein ernsterer Sinn dem Leichtsinn zum Vorwurf gereicht, weil bei 28 000 Menschen die zur Bildung berechtigten (darum nicht gebildeten) eine so kleine Zahl machen, daß keine Abstufungen unter ihnen Platz finden können! Und die armselige Natur! und die Notwendigkeit, innert den Stadtmauern zu wohnen. — O meine Wiesen, mein Friedenshügel von Bayreuth! — Da habe ich einen Hügel vor meinem inneren Fenster, auf dem auf 15 Minuten Entfernung ein Fräuleinstift liegt, eine Privatstiftung der

Familie Stein am Stein, für sechs Fräulein. Es heißt: die Birke, ist aber von einem halben Dutzend ungeheuren Linden beschattet. Von da bis an mein Fenster erstrecken sich Felder und Wiesen, hie und da von Büschen eingezäunt — wenn die Sonne in Westen sinkt, steht dieses Gebäude, mit seinem Meierhofe, seinen Linden, seinen Wiesen, wie eine Friedenswohnung da, der blaue Himmel über ihr, hinter ihr eine Reihe höherer Berge. Und aus dem anderen Fenster ist, jenseits einiger hundert Acker Kornfeld, ein Halbkreis von kleinen Häusern hinter Gärten liegend, von Pappeln und Obstbäumen umschattet, durchflochten — und dagegen soll ich nun in das Mauerloch, in das öde Stadtnest! Bierhäuser und Kasernen mir gegenüber, auf der breiten Straße ein Holzmarkt (der lutherische), bis ich zum Thor komme, bin ich ermattet, gelange ich vor die Stadt, so sehe ich den armen, kahlen Lechboden, einige alberne Landhäuser der Geldsäcke, hart an der Chaussee in Staub eingehüllt, und meine Zuflucht ist ein Biergarten, wo an vielen Tagen 500—700 Menschen auf zahllosen Bänken mit stieren Augen, breitem Maul, ihre unsterbliche Seele mit Biertrinken dämisch machen. Seit die Pfäfflein Seide spinnen, wird alles Dumme dümmer. Will der Römling alles römischer, so treibt der Lutheraner auch alles lutherischer, und dabei gewinnt nichts — als die rohe Indifferenz. Die Trennung der Gymnasien ist nun vollendet, und die katholische Bürgerschaft hat eine Bittschrift beim Könige eingereicht um die Errichtung eines Benediktinerklosters, um eine Pflanzschule katholischer Lehrer zu haben. Bis die Resolution kommt, lassen die Pfaffen unter der Hand Unterschriften zu dieser Stiftung sammeln."

Zu der traurigen Geistes- und Gemütsverfassung, über die sie während ihrer letzten Lebensjahre nicht Herr werden konnte, trug auch die Spaltung der Religionsparteien in Augsburg bei: sie, die Protestantin, die stets eine große Neigung für Katholiken gehabt hatte, mußte gerade an diesem letzten Aufenthaltsorte die starke Unduldsamkeit der Katholiken dauernd bemerken, während sich andererseits auch der Unwille gegen lutherische Intoleranz in ihr bestärkte. Wenn so die Stadt ihr immer weniger gefiel, dieses Mißfallen mit den Jahren stets

zunahm, wurden einige Menschen, die sie zufällig in Augsburg traf, ihr wert. Unter diesen befanden sich zwei ihr ganz besonders sympathische: der schon genannte Politiker Thibaudeau und ihr Arzt Weidenbach. Thibaudeau ging bald aus Augsburg fort, Weidenbach blieb bis zum Ende Theresens dort und stets mit ihr in Verbindung, freilich nur als Hausfreund, nicht als Arzt, denn er war ein reicher Mann, der ziemlich spät Arzt geworden war und nach nicht allzulanger Zeit seine Praxis niederlegte. Er hielt ihr 1829, sowie ihrem damaligen Arzt Stephan, einem Herrn v. Hertling und dem „langen Rittmeister", philosophische Vorlesungen über Geschichte der Philosophie und Ethik, gesprächsweise durch Fragen unterbrochen. Der zuletzt erwähnte lange Rittmeister „mit einer guten Baßstimme" ist jedenfalls der in Fröbels Lebenslauf Bd. I, S. 55 genannte Herr v. Heilbronner, der es später zu großen militärischen Ehren brachte. Thibaudeau und Weidenbach werden in einem Brief an die Tochter Therese folgendermaßen charakterisiert: „Je commence à former mes habitudes, et mon cercle qui n'est pas mal. Premièrement je suis bien avec tout le monde et j'ai trouvé quelques personnes avec lesquelles j'aimerois être mieux et avec lesquelles, en attendant, je cause immensement, l'un d'eux est Weidenbach, mon docteur, homme très intéressant, d'un âge mur, vielseitig comme les hommes sont rarement, éclairé, et aimant la discussion — et plus le Comte Thibaudeau le régicide, exilé pour la vie par la sage générosité des Bourbons, republicain dès l'âge de 25 ans où il fut nommé député de sa province de Poitou à la Convention Nationale, c'est un homme calme, brusque, franc, — n'ayant quitté les affaires durant toute la révolution, républicain de son origine jusqu'au Consulat à vie, où il entra dans l'opposition, jusqu'à la bien heureuse restauration qui le bannit. Grand admirateur des talents de Napoléon, grand ennemi de son pouvoir arbitraire, et juge éclairé de la grandeur de son successeur, et de la grandeur des alliés de celui-ci. Il publie, pour Cotta, la collection complète de toutes les pièces de la main et de la bouche de Napoléon, en ordre chronologique et avec des éclaircissements histo-

riques (vgl. oben S. 334), en outre il publie ses mémoires, tâche qui l'occupera une huitaine d'années, et afin que le Député, Sénateur, conseiller d'état, Préfêt de Marseille ne manque pas de distraction, il compose un roman à la Walter Scott, pris dans la guerre de la Ligue et un nouveau, jouant pendant la guerre de 30 ans. Sa femme est une pauvre personne, se regardant comme une victime courageuse et ne faisant que gémir, adorant son mari, frivole, ennuyée et ennuyant, se croyant la femme la plus malheureuse parce que son fils, âgé de 30 ans est établi à Paris où il forme une maison de commerce à laquelle s'associe un fils de nos Eichthal alias Juifs Seligmann."

Zu den Unannehmlichkeiten, die Therese bei ihrer Uebersiedelung nach Augsburg fürchtete, gehörte auch die, daß die Königin Hortense dort residierte und Therese sich nach der Meinung ihrer Tochter Claire bei ihr einführen lassen mußte. Ob dies indes der Fall war, vermag ich nicht zu sagen. Zwar wird von Elvers positiv davon gesprochen, daß Therese häufig bei der Königin gewesen sei, daß die Kinder der letzteren viel mit den Greyerzschen Kindern gespielt, ja, daß auch Aimé dort den späteren Kaiser Napoleon III. kennen gelernt hätte; aus den mir vorliegenden Briefen und Aktenstücken vermag ich indes für diese Behauptung einen Beweis nicht zu erbringen. Ein Augsburger Freund dagegen war der Oberleutnant Fugger, der, solange er in Augsburg war, jeden Mittwoch zu Therese kam. Er wurde Anfang 1827 nach München zum Kronprinzen gerufen und sollte zunächst auf acht Monate als Begleiter der Prinzen, als eine Art Hofmarschall fungieren.

Gelegentliche Besucher gab es in Augsburg viel weniger als in Stuttgart. Nur zwei von ihnen seien genannt. Gleich in der ersten Zeit ihres Augsburger Aufenthaltes lernte sie den Juristen und Philosophen Eduard Gans kennen, der ihr indessen sehr wenig imponierte. Auch Platen[138]) gehörte zu ihren Besuchern. Er, der am 27. Dezember 1823 in Bayreuth bei Luise gewesen war, die er eine junge, schöne, liebenswürdige Frau nennt, schrieb über Therese (September 1825): „Ich besuchte in Augsburg auch Madame Huber, welche ich in meinen

Kinderjahren bei meiner Mutter gesehen hatte und welcher Engelhart kürzlich einige meiner Sachen fürs ‚Morgenblatt‘ zuschickte.... Ich fand in Frau Huber eine sehr geistreiche und teilnehmende Frau, in deren Kreise ich gern längere Zeit verweilen möchte.“

1827 schreibt sie von Dr. Volz und Oehlenschläger, die an ihren Mittwochen erscheinen; auch lesen sie Stücke mit verteilten Rollen.

Während dieser ganzen Augsburger Zeit war es ihr am erquicklichsten, wenn sie nach Bayreuth zu ihrer Tochter Luise reisen konnte. Warum sie überhaupt nicht ganz ihren Wohnsitz dort aufschlug, ist schwer zu sagen: teils war es wohl die Rücksicht auf Greyerz', denen gegenüber sie Luise nicht so offen den Vorzug geben wollte, teils das noch immer nicht völlig geschwundene Unbehagen gegen Emil, teils und vor allem das Bedenken, daß Cotta, sobald sie Augsburg verließe, jede Verbindung mit ihr lösen würde, weil er in diesem Verlassen seiner Institute einen von ihrer Seite erfolgten definitiven Abbruch der Beziehungen sehen würde. So oft sie in Bayreuth war, wo sie z. B. 1824 mit den Göttinger Verwandten dort zusammen kam, schrieb sie entzückte Briefe. Nur eine kurze Probe dieser erfreulichen Stimmung mag hier mitgeteilt werden: Bayreuth, 2. Juni 1824. „Unser jetziges Beisammensein ist sehr anmutig. Herder ist so innig glücklich, Luisens Großmutter zu bewirten, die Tanten zu beherbergen und diese sind in ihn ganz verliebt. Wir sind alle logiert wie die Prinzen, und Luischen geht von ihren drei Schüsseln nicht ab. Mütterchen steht um sechs Uhr früh auf, frühstückt seulette und zieht ins Feld. Wir geben ihr schuld, sie liefe der Kavallerie nach, die hinter dem Garten exerziert. Um acht Uhr kommen die Schwestern und ich zu Luise zum Frühstück — da lesen wir Zeitungen bis um zehn Uhr. Jeder, der es anders will, geht seiner Wege; dann sind wir bis ein Uhr jeder auf seinem Zimmer oder sonst wo. Ich habe dieses Mal gar keine Besuche gemacht, außer bei Frau v. Welden, und wir schlagen alle Soirées aus. Nachmittags gehen wir zu Dorfe. Die Luft ist immer rauh, aber die Lichter göttlich. Mütterchen ist über die Gegend entzückt. Abends kommt ein oder der andere, am besten ist's allein ...“

Obgleich die Mutter ihr Glücksgefühl zum Ausdruck brachte, hatte sie mit Luisen manches zu dulden.

Luise verlor drei Kinder, zwei davon wenige Wochen, eines einige Monate alt. Erst der im Jahre 1827 geborene Sohn blieb am Leben. Der zweite Sohn Ferdinand wurde am 3. Februar 1828 geboren. Ein drittes Kind, eine Tochter folgte 1829.

Nach ihrer dritten Entbindung hatte Luise den Schmerz, daß Sophie Greyerz, die Schwester Gottliebs, die man ihr zur Stütze geschickt hatte, in einem Anfall von Schwermut sich tötete. Es scheint, daß Luise selbst sie tot aufgefunden hat. Sie wurde dadurch in ihrer Erholung aufgehalten. Bei den ersten beiden Entbindungen war die Mutter, bei der dritten die Schwester Claire zur Hilfe und Pflege anwesend.

Auch sonst fehlte es nicht an Sorgen und Quälereien; diese waren zum Teil außerordentlicher Art. Herder wurde 1828 quiesciert und erst 1829, kurz vor Theresens Tod, nachdem er als Organisator der Taxisschen Waldungen nach Regensburg berufen war, wieder in den bayerischen Staatsdienst aufgenommen und ihm Wohnort und Thätigkeit in Augsburg angewiesen. Zum Teil waren diese Plagen in der schon erwähnten Mißstimmung Theresens gegen Emil und in ihrer Reizbarkeit überhaupt begründet.

Bis zuletzt nämlich blieb Theresens Unbehagen gegen Emil bestehen, noch im Sommer 1828 schrieb Luise: „Wenn er durch nichts sich einen Stuhl im Himmel erwürbe, so wäre es durch sein Benehmen gegen Mutter, das sie übrigens rührend anerkennt. — Doch gewinnt er darum doch keine Gnade bei ihr."

Therese war so sehr vergrämt und erbittert, daß sie selbst bei ihrer Lieblingstochter Luise die innere Ruhe nicht fand und auch die äußere nicht zu geben wußte. Ihr herrisches verletzendes Benehmen gegen Emil entfremdete ihr diesen und beleidigte alle dort Verkehrenden, z. B. die Göttinger Verwandten, die es mitansahen, konnte aber die Engelsgüte Luisens nicht vernichten. Luise braucht einmal das Wort über die Augsburger Geschwister, daß ihnen und der Mutter das Zusammenleben schädlich sei. „Sie thun Unrecht gegen Mutter und sind sich

dessen bewußt, werden aber stetig durch eigene Schwäche und durch Mutters Eigenheiten zu neuem Unrecht hingezogen."

Luise verstand es freilich meisterhaft, so oft die Mutter zu ihr kam, ihr das Leben so behaglich wie möglich zu gestalten und Ruhe und Frieden um sie her zu verbreiten. Von Bayreuth aus unternahm Therese manche Ausflüge. Von dort aus, wenn nicht etwa von Stuttgart, war sie einmal in Arnstadt, wo sie ihre Tochter Therese aufsuchte und bei der Gelegenheit das prinzliche Paar begrüßte, bei dem die Tochter eine angesehene Stellung gefunden hatte. 1826 holte sie Therese von Arnstadt ab. Diese letztere Reise in Begleitung ihrer beiden Stiefschwestern und der Adele Blumenbach unternahmen zu gleicher Zeit auch Luise und Herder, die nach Weimar wollten, so daß, wie Therese an Böttiger schrieb, „13 Heynes: Töchter, Enkel und Schwiegersöhne", zusammen waren. Auf der Rückreise von Arnstadt besuchte sie das Zuchthaus auf der Plassenburg, von dem sie nicht ganz so ungünstige Eindrücke mit heimbrachte, wie sie erwartet hatte. Die letzterwähnte Reise (nach Arnstadt) hatte einen unerfreulichen Grund; während Therese am Leben ihrer Tochter Luise trotz des Uebelwollens gegen den Gatten reine Freude empfand, mußte sie mit ihrer ältesten Tochter mancherlei Sorgen durchmachen. Therese Forster nämlich war mit ihrer letzten Herrin in Differenzen geraten, es war zu einem unangenehmen Briefwechsel gekommen, auf Grund dessen sich die Mutter genötigt sah, an die Fürstin das folgende Entlassungsgesuch für ihre Tochter zu schreiben (1826): „Meine Tochter hat mir mit der Offenheit, die ich meinen Kindern immer Dank gewußt habe, die Wendung mitgeteilt, welche ihr Verhältnis in Ihrer Durchlaucht innig verehrtem Hause genommen, sowie die briefliche Erklärung, welche sie veranlaßt hat. Ich ersehe daraus, daß Ihre Durchlaucht nur durch den Adel Ihres Mitgefühls verhindert werden, Theresen ihre Entlassung zu erteilen, und halte es für meine Pflicht, zwischen zwei Menschen zu vermitteln, die, wie sehr verschieden auch die Stufen sind, auf welche das Schicksal sie in dieser Welt stellte, beide das gleiche Verdienst haben, redlich das Gute zu wollen und danach streben, einer dem anderen Schmerz zu ersparen. Ihrer Durchlaucht heller Verstand hat Theresens

Fehler nie übersehen, dabei aber ihrem pflichterfüllten Gemüt immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, Therese, ihrer Fehler bewußt, hat nach Kräften gegen sie angestrebt und sich dem Wohl von Ihrer Durchlaucht liebenswürdigen Kindern von ganzer Seele mit zartem Gewissen gewidmet. Dennoch muß der Einfluß ihrer Fehler überwiegend geworden sein, wie die Zeilen, welche Ihre Durchlaucht an sie zu richten geruhten, mich einsehen lehren. Ich verehre die Vorsicht, mit der Sie durch Ihre Erklärungen Theresen lieber in den Fall setzten, ihre Entlassung zu erbitten, wie sie ihr zu erteilen. Im letzten Fall hätten Ihre Durchlaucht ihr ein Opfer abgefordert, in jenem erlauben Sie ihr, es Ihrer Durchlaucht Wünschen und ihrem eigenen Gewissen zu bringen. Zu diesem Schritte bestimme ich denn auch Theresen in meinem mit diesem zugleich abgehenden Brief. Der Entschluß thut mir in jeder Rücksicht weh, ist aber deshalb nicht weniger entschieden und wohl überlegt. Er thut mir weh, weil ich, unerachtet Theresens Fehler, die ich bei meinem mir stets in lieber Erinnerung stehenden Besuch in Arnstadt Ihrer Durchlaucht in einem Gespräch in dero Garten vor dem Thore selbst eingestand, dennoch überzeugt bin, daß das geistige und moralische Wohl Ihrer Prinzessinnen Töchter nie in bessere Hände kommen kann, er thut mir weh, weil ich Theresens Schmerz begreife, ihre geliebten Zöglinge zu verlassen und weil es meinem ganzen Charakter zuwider ist, ein ernstes, großes — in meinen Augen ein heiliges Werk unvollendet stehen zu lassen. So wie die Verhältnisse jetzt aber sich gebildet haben, ist dieses Werk schon unterbrochen; Theresens Gewissen sagt ihr, daß sie es nicht mehr vollführen kann, und das tieffühlende Herz von Ihrer Durchlaucht muß empfinden, daß Sie ihr, nach so ernstem Unwillen, nicht mehr einen Teil Ihrer Muttersorgen übertragen können. Therese opfere also die ehrerbietige Anhänglichkeit an Ihre Durchlaucht und den Prinzen, Ihren Gemahl, sie opfere die innige Zärtlichkeit für ihre fürstlichen Zöglinge, ja sie achte auch den zeitlichen Vorteil nicht, dem sie entsagt, und scheide aus dem Schoß Ihrer auf das innigste verehrten Familie, für deren Wohl meine Therese und ich immer unsere Wünsche vereinigen werden.

„Bei dem Widerstreben, mit dem ich die Bitte um meiner Tochter Entlassung Ihrer Durchlaucht vortrage, erleichtert mich der Umstand, daß mein zunehmendes Alter mir die Gesellschaft meines Kindes sehr willkommen macht, und ich vielleicht diesen schmerzlichen Hergang als eine Fügung der Vorsehung zu meinem Besten ansehen muß — denn ohne diesen Wink hätte ich es für sehr kurzsichtig und pflichtlos gehalten, sie zu einer Veränderung ihrer Lage aufzufordern. Da meine Tochter mir die unausgesetzte Güte und Nachsicht Ihres durchlauchtigen Gemahls immer mit der ehrerbietigsten Dankbarkeit rühmte, darf ich erwarten, daß er sie auch bei diesem Anlaß mit der edeln Milde seines Charakters beurteilen werde, und ich hoffe von Ihrer beider vortrefflichem Herzen, daß Sie, auch nach Auflösung dieses Verhältnisses, die Anhänglichkeit meiner Tochter an Ihr durchlauchtiges Haus huldreichst gestatten werden."

Deutlicher über das ganze Verhältnis, den Charakter und das Wesen der Tochter äußerte sie sich in folgendem Briefe an Adele Blumenbach (18. Juni 1826). „Theresens Rücktritt von Arnstadt geschah ohne meinen Beifall und gegen meine Ansicht der Dinge. Ich weiß jetzt ebensowenig, was ihre Verhältnisse bei Goldbecks gesichert hat, als ich begreife, wie sie die in Arnstadt so verderben lassen konnte. Wenn man den Ausdruck: ich begreife nicht, braucht, so meint man gewöhnlich, daß man es sich so oder so erklärt. Das erste wird mir aber schwerer zu erklären wie das letzte. War Therese zu alt, um den für ihre neuen Verhältnisse nötigen pli anzunehmen? Und entstand daraus ein Mißverhältnis der Ansprüche und Leistungen des Wollens und Müssens? Ich fand es auf Theresens Aeußerungen hin schon früh nötig, ihr zu sagen: ‚einmal: du erziehst nach dem Zweck, den die Eltern sich vorstecken; zweitens: du erziehst ihnen Prinzessinchen, nicht vortreffliche Menschen.' Da war also in Theresen schon ein Verstandesirrtum. Von früh her tadelte ich ihre Verschlossenheit über ihr Interesse und Schweigsamkeit über das Interesse anderer; tadelte das Nichtwollen und daraus sich bildende Nichtkönnen, durch alle Oktaven durch von sich und anderen zu sprechen, bald aus Herzlichkeit, bald aus Klugheit, Menschlichkeit, Höflichkeit, nie mit Erwar-

tung ungeheurer Teilnahme, aber mit passender Willfährigkeit. Sie war stets boutonnée — zum Verzweifeln! — Bei diesen Fehlern hatte sie so viele Eigenschaften, die sie zu ihrem Berufe fähig machten, daß ich stets des Sinnes war: sie solle sich bezwingen, bequemen und ihre Aufgabe vollends lösen. Einmal, weil ich dafür halte, man soll alles Angefangene vollenden; dann, weil ich wünschte, sie möchte die Pension erwerben, die ihr nach vollendeter Erziehung versprochen war. — In diesem Sinne schrieb ich ihr stets und ermahnte ich sie stets. Wie sie mich vor einigen Wochen mit dem Zustand der Dinge bekannt machte, mir einen Brief der Prinzessin mitteilte und ihre Antwort, sah ich, daß die Prinzessin sich über Theresens schädliche Zerstreutheit, Unordnung, Vernachlässigung und Eigensinn beklagte und daß Therese mit einer mein Herz zerreißenden Demut antwortete. Psychologisch betrachtet, mußte die Prinzessin recht haben, offenbar war Therese gequält, unbezweifelt konnte sie nun kein Gutes mehr wirken, und nun schritt ich ein und bat um ihre Entlassung, weil ich ihrer bedürfe.

„Therese folgte ihrem Beruf nie mit Freuden, weil sie die Idee hatte, sie würde im Elternhause, in der Mutter Witwenhause, glücklicher gewesen sein. Sie kannte beides nicht, sie war seit ihrem sechzehnten Jahre von den Eltern entfernt; wie sehr sie irren konnte, wahrscheinlich geirrt hätte, ist hier nicht der Ort zu erörtern. Nun sie 25 Jahre unter Fremden lebte, auf mein Zureden, mit manchem Opfer von ihrer Seite, manchem Zwang, mancher Bitterkeit, habe ich nicht das mindeste Recht, ihr eine längere Abwesenheit von mir zuzumuten, würde ich gegen Billigkeit und Menschlichkeit handeln, ihr die Mittel, zu mir zurückzukehren, nicht alle zu erleichtern, ob ich ihrer Nähe bedarf oder nicht! — Einer weiblichen Vorsorge für die Wirtschaft bedarf ich wohl, einer Pflege bei meiner zunehmenden Kränklichkeit, einer Führerin bei meiner zunehmenden Blindheit — allein Theresens langsames, unentschlossenes, stets fremde Entscheidung abwartendes und ihre Selbstheit doch immer gekränkt fühlendes Wesen wird bei meiner Raschheit, meinem sorglosen Durchgreifen, meinem Abfertigen alles Geringfügigen — kurz, was man gern Herrschsucht nennt —

leiden. Mit mir steht sich der Starke gut, denn ich bin sehr gern **überflügelt** — daher komme ich mit Luise und Aimé so gut aus; sie betragen sich als meine peers. Da man da, wo kein Gleichgewicht ist, Amboß oder Hammer sein muß, erklärt sich das, bon! — Da mein von Theresens peinlicher Lage tief verwundetes Herz mit meiner Vernunftansicht in Uebereinstimmung ihren längeren Aufenthalt unter Fremden verwirft, bin **ich** ihre natürliche Heimat und Stütze — ich will mit Freuden alles thun, sie zu erfreuen, und bitte Gott, mir zu helfen, meine Eigenheiten zu beherrschen, damit ich sie damit nicht verletze. Ist sie dann auch nicht so glücklich bei mir, wie sie wähnt, es sein zu können, so soll sie doch bei meinem Tod die Ueberzeugung erhalten, daß ich sie liebte, wie ihre Schwester geliebt ward."

Die Trennung der Tochter Therese von ihren prinzlichen Auftraggebern war schließlich eine durchaus freundschaftliche; die ehemalige Erzieherin wurde aufgefordert, eine Nachfolgerin zu wählen, und zärtliche Briefe wurden zwischen ihr und der Mutter ihrer Zöglinge gewechselt.

Infolge der Vereinigung mit ihrer Tochter lebte Therese nun nicht mehr allein, sondern mit diesem nun freilich gealterten Mädchen (sie war 41 Jahre alt) nach langer Trennung zusammen. Von diesem Zusammenleben entwarf sie 1826 Böttiger folgendes Bild: „Also habe ich meine gute, engelgute, verständig und aufopfernd gute Therese nun bei mir, und wir führen ein Alt-Jungfern-Wirtschaftel, das immer ein bißchen nach alten Emigrierten schmeckt: Zierlichkeit in der strengen Beschränkung (der Nachtisch von zwei Aepfeln und zwei Biskuits. — Sie kennen das bei alten Franzosen?) — Das geht recht gut. Röse liest mir abends vor, lernt Haushalten, und ist Schulmeisterin bei meinen kleinsten Enkeln."

Auch ihren Sohn Aimé sah sie mehrfach bei sich. Dieser Sohn, der ihr viel Kummer, aber auch viel Freude bereitet hatte, war, wie früher schon gesagt, lange unterwegs gewesen. Im Mai 1824 war er nach Deutschland zurückgekommen und war über Göttingen, wo er eine größere medizinische Arbeit zum Abschluß brachte, im September desselben Jahres nach Bayreuth gefahren, von wo er in Begleitung der Mutter

nach Augsburg ging. In Augsburg brachte er den ganzen Winter 1824/25 zu. Er dachte daran, später dort die medizinische Praxis auszuüben. Zu diesem Zweck mußte er aber außer dem Doktorexamen, das er schon vor einigen Jahren abgelegt hatte, noch das Staatsexamen machen. Darum siedelte er April 1825 nach München über und ging nun ernst auf sein Ziel los, nachdem er während des Augsburger Winters doch hauptsächlich allgemein litterarisch thätig und mit der Ausarbeitung seiner, auf der langen Reise gesammelten Materialien beschäftigt gewesen war. Zwischen Mutter und Sohn gab es infolge ihres verschiedenen Temperaments, infolge verschiedener politischer und religiöser Ansichten manches kleine und große Geplänkel, im ganzen jedoch sonnte sich die Mutter an der frischen Männlichkeit des Sohnes, und so völlig ging sie damals, nachdem sie einige Jahre vorher so lebhaft widerstanden hatte, auf seine Pläne ein, daß sie trotz ihres Wunsches, ihn als Arzt zu sehen und mit ihm zusammen zu leben, eine neue Veränderung seiner Lebenspläne gut hieß, ja sich fast mit ihm freute, daß die Münchener Examinatoren ihm allerlei Schwierigkeiten bereiteten, schließlich ihn sogar zu dem Entschlusse drängte, der medizinischen Laufbahn zu entsagen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Und wiederum war es Cotta, mit dem die Mutter üble Erfahrungen genug gemacht hatte, der in das Schicksal des Sohnes eingriff, ihm ein Jahresgehalt bestimmte und damit, wie er hoffte, die gesamte journalistische Thätigkeit des jungen Schriftstellers für seine Blätter, die „Allgemeine Zeitung“ und die „Annalen“, erkaufte.

Die Art, wie die Mutter den Sohn beurteilte, dessen Streitigkeiten mit Cotta teils aus Bedenklichkeiten vor der Zensur, teils aus dem Verlangen des Buchhändlers, daß die Thätigkeit des Schriftstellers ausschließlich ihm gehöre, entstanden, mag aus folgenden zwei Stellen erkannt werden: An Böttiger, November 1826. „Aimés gerader fester Sinn, sein Jugendmut will dergleichen Forderungen nicht eingehen, er dankt Cotta kindlich, er schätzt den wirksamen Mann sehr hoch, aber will seine Arbeiten unverstümmelt gedruckt sehen, auf *seine* Gefahr; denn er will dem Publikum bekannt werden, will von

ihm belehrt und gewürdigt werden ... Aimé hat recht, er muß frei arbeiten können, er muß nicht an Journalsübersetzungen verkrüppeln; ich lasse ihn seinen Weg gehen, der kräftig, rechtschaffen und gerad ist."

An Karoline Pichler, 24. Januar 1827. „O, ich habe ein gedrücktes Jahr gelebt! — Aber nun kommt das Gute. Das ist Aimés klares, festes, männliches Benehmen. Er hat, seit er sich nun ernstlich in Geschichte und Statistik geworfen, die Lücken seiner Kenntnisse kennen lernen; er arbeitet, sie zu ergänzen und dabei hat er Cotta lauter gediegene Aufsätze geschickt, denn er hat Scharfsinn, Geistesruhe und feste Moralität. Aber er will Cotta nicht leibeigen sein, sondern, wenn sein Sold abverdient ist, über seine Geistesprodukte frei verfügen. Die Art, wie er mit Cotta unterhandelt, seine Briefe an mich erfreuen mein Herz, und das Herz der Schwestern, Schwäger und zwei unserer Freunde. So kräftig und rechtlich äußert sich der Mensch. Er strebt nur nach einer Arbeit, die ihm seine sehr mäßigen täglichen Bedürfnisse sichert (und daran hat Weichlichkeit und Sinnenlust keinen Anteil), und sich Zeit zu sichern, um eine große historische Arbeit zuzubereiten und auszuführen. Er schreibt französisch, deutsch und englisch (so wie er es auch spricht) mit Leichtigkeit, kann also an den Journalen dreier Nationen arbeiten —, er hat um seinen Unterhalt keine Sorge, aber die Mutter wohl! von der kann und von der will er rechtlicherweise nichts mehr nehmen."

Aimé kehrte Mitte 1827 von seinen Reisen zurück, arbeitete in Hamburg und Göttingen an Aufsätzen und Büchern, die ihm einen bedeutenden Namen verschafften und nahm eine gut bezahlte Lehrerstelle in Bremen an, vor deren Antritt er noch eine Reise nach Italien unternehmen durfte. Auf dieser sah er die Mutter in Bayreuth und bemerkte ihre zunehmende Schwäche mit großer Betrübnis. Im Oktober 1828 trat er sein neues Amt an, das ihn gut ernährte und zunächst auch befriedigte.

Die Sehnsucht nach ihm, das Verlangen, mit ihm zusammenzuleben, schwand bei Therese freilich niemals, aber sie

bekämpfte es mit Stärke und freute sich an dem Bewußtsein, daß er glücklich war.

Ihre eigene Aufgabe betrachtete sie nun für erfüllt. Zwei Töchter waren versorgt, sie lebten glücklich mit Mann und Kind. Die älteste Tochter besaß aus einem Legat der Frau v. Charrière, aus der Hinterlassenschaft von Vater und Großvater, sowie aus ihren Ersparnissen ein kleines Vermögen, mit dem sie bei ihren geringen Bedürfnissen auskommen konnte. Nun war der Sohn zum Manne gereift, und damit die letzte Sorge von ihr genommen.

Sie bereitete sich auf das Ende vor. Schon 1824 hatte sie vieles vernichtet, das sie nicht verewigt zu sehen wünschte. An Emilie v. Reinbeck (Mai 1824). „Ich habe eine große Arbeit gemacht, die einen Stoff zu vielen ernsten, ernsten Stunden gab. Als ich nach Idas (Cotta) Abreise recht putzte und kramte, so entschloß ich mich, einen großen Waschkorb voll Papiere zu verbrennen, lauter Briefe. Da las ich manches und erinnerte mich aller Schmerzen, von denen ich nun nicht mehr begreife, wie ich sie ertrug. Ich kann nun noch eins so leicht sterben, weil ich so vieles der Vergessenheit übergab. Meine Kinder hätten nur Kummer gehabt zu lernen, wie vieles ich erkämpfte und ertrug. Ich bin aber davon sonderbar bewegt. Manch einer ging schlecht mit mir um und helfen that mir im großen und kleinen fast keiner:

‚Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz,‘

so kann ich auch sagen. Gott sei Dank, ich verbrannte die Briefe derer, die mir dankten und derer, die mir abschlugen — hier zählt sie nun niemand mehr, noch derer, die mich verwundeten. Es war ein trübes Geschäft. Drei Stunden verbrannte ich in großen Haufen."

Noch eine große Aufgabe hatte sie zu vollenden. Ihrem zweiten Gatten Huber hatte sie bald nach dessen Hingang ein Ruhmesdenkmal errichtet; noch aber war Forsters Andenken ungeehrt geblieben.

An Anstrengungen dazu hatte es nicht gefehlt; merk-

würdigerweise kam ihr von keiner Seite Anregung und nur wenige boten Hilfe. Zu diesen wenigen gehörte der alte Heyne. Er überschickte, als Huber und Therese 1803 zuerst daran gingen, eine Briefsammlung herauszugeben, die in seinen Händen befindlichen Briefe, so ungern er sich auch von diesem Schatz trennte. Hubers Vielbeschäftigung, die Uebersiedelung nach Ulm, Hubers Krankheit und Tod, die ersten Bedrängnisse der Witwenschaft und die der Ueberlebenden heiliger dünkende Pflicht, für Hubers Ehrengedächtnis zu sorgen, drängten den großen Plan zurück.

Kaum hatte aber Therese des geliebten Gatten Biographie vollendet, so dachte sie an den berühmteren, der noch immer, zwölf Jahre nach seinem Scheiden, ungeehrt unter den Schatten wandelte. Damals erfuhr sie von zwei Hauptkorrespondenten wenig Tröstliches: von F. H. Jacobi empfing sie böse Worte und von Sömmerring entschiedene Zurückweisung.

Wie ernstlich sie aber damals den Plan eines großen, Forster gewidmeten biographischen Werkes erwog, geht aus einem ausführlichen Schreiben an Usteri hervor (9. August 1806). Ihm, dem erprobten Freunde ihres zweiten Gatten, der ihr wohlwollte und für das Forster-Werk ein besonders erwünschter Ratgeber sein konnte, weil er, wie der Verstorbene, Politiker und Naturforscher war, übersandte sie viele Papiere aus der Mainzer Revolutionsperiode und vertraute ihre Verlegenheit über den naturwissenschaftlichen Nachlaß an. Ueber jene sollte er entscheiden und ihr abschriftlich das etwa Brauchbare übersenden; bei diesen bekannte sie, daß das meiste von Forsters selbständigen Arbeiten über die Südsee verloren sei. Ueber die Briefe aber schrieb sie: „In Forsters Briefen ist eine reiche Ernte psychologischer und politischer Bemerkungen zu machen. Ich lese jetzt alles, bemerke das, welches zu einem Ganzen gehört und werde dann ans Abschreiben gehen. Dieses muß ich alles selbst abschreiben. Man kann solche Dinge niemand Fremdem in die Hände geben, es sind viele Briefe an mich: die von 1792 an ausschließend. Höchst schwierig ist das Wählen, da so vieles Gegenstände berührt, die nur als Seelengeschichte vor das Publikum gehören. Allein diesen Gesichtspunkt der Seelen-

geschichte muß ich auch vorzüglich vor Augen haben. Dennoch fehlt es mir durchaus, wenn dann die Auszüge vollendet sind, an jemand, der ihren Wert sichtet. Ich bin zu innig mit der Sache vertraut, um ihren einzelnen Wert zu beurteilen. Aber der da urteilen soll, muß einen hohen moralischen Gesichtspunkt haben, Kühnheit, Freiheit des Denkens, keine Menschenfurcht — sonst verwirft er alles aus Furcht, bald diesen, bald jenen aufzubringen. Wohl wär's sicherer, ein paar Leute stürben bis dahin — aber mir thut ihr Leben und ihre üble Laune nichts."

Etwa ein Jahr später kam sie demselben gegenüber (11. Juni 1807) auf den Plan zurück. Man erkennt aus ihren Worten, wie ernst ihre Absicht war, daß sie sich aber nicht völlig die Kraft zu dem schwierigen Werk zutraute und in ihrer Hoffnung, gerade in Usteri den passenden Ratgeber zu finden, einigermaßen erschüttert war. Sie schrieb: „Es war meine Absicht, Sie zu bitten, viele von denen Briefen einzusehen, die ich von Forster in Druck geben will. Ich wollte Ihnen meinen Gesichtspunkt erklären, Sie zu Rate ziehen, mit Ihnen darüber diskutieren und mir dann einen festen Plan stecken, nach dem ich bei meinem Aufenthalt in Hofwyl abschrieb und einschaltete. Ihnen lasse ich ohne Widerwillen alle Briefe lesen, Sie haben einen Geist, den keine Meinung bindet, daher wird mir's auch leicht, sehr offen mit Ihnen umzugehen, wenn wir gleich nicht immer zusammenstimmen. Ferner habe ich eine Menge kleiner Aufsätze, von Forster, deren Wert und Unwert, schon Gedrucktsein, oder nicht, Sie mir in Hinsicht der Herausgabe bestimmen sollten. Meine Ruhe in Hofwyl muß benutzt werden, und muß es endlich dazu — die ganze Arbeit kostet mir durch Erinnerung einen Teil meines Seelengleichgewichts und meiner Gesundheit. Ich bin sehr Herr meiner selbst, aber der Ausdruck beweist ja schon, daß ich zu unterjochen habe, um Herr zu sein, und meine Herrschaft schließt wilde Kräfte unter ihr Joch. Die Arbeit muß gethan sein. Forsters Leben soll einmal wahr vor die Welt treten, einmal ein wahres Bild eines außerordentlichen Menschen. Aber so kaltblütig ich die Meinung der trembleurs zurückweise, so sehr wünsche ich An-

leitung von einem männlichen Geiste. Ich hoffte sie bei Ihnen zu finden."

Auch an Böttiger wandte sie sich, nicht um ihn als Redakteur oder Ratgeber zu erhalten, wozu er in diesem Fall am wenigsten geeignet gewesen wäre, sondern weil sie durch ihre Freundin Lisette v. Struve die Nachricht erhalten hatte, Böttiger sei einer wichtigen Korrespondenz Forsters auf der Spur. Bei diesem Anlaß schrieb sie ihm (5. September 1806): „Ich bin mühselig für mein Gemüt, meine Augen und meinen Geist beschäftigt, jetzt alle seine Briefe durchzulesen, die von und die an ihn. Wo ich aus den letzten errate, daß seine Antworten Interesse haben können, suche ich sie durch Tausch zu verschaffen. Es ist, wie Sie leicht denken können, viel Anziehendes in diesem Briefwechsel. Darin ist ein sonderbarer Unterschied (wie in allem) zwischen Forster und Huber. Hubers ganzes geistiges Wesen konzentrierte sich in den Kreis seines Herzens — er sagte wenig von sich, er suchte nichts für sich, aber alles, was sich ihm nahte, nahm er auf wie eine reine Lilie den Strahl der Sonne, Luft, Regen und jede Wirkung der erhabenen Mutter Natur — für ihn ward alles Gedeihen zur stillen, einfachen Schönheit. Daher sind seine Briefe an euch, die er doch liebte und ehrte, eher trocken und kurz. Nur an mich schrieb er sein Gefühl hin — Forster lebte dagegen nie in sich, sein Gemüt glich einem Spiegel, in dem alles wiederstrahlt, mehr noch einem Wasserbecken, das immer wiederstrahlt, aber das von jedem Winde bewegt wird, so unendlich vielseitig kannte ich nie einen Geist. O, welch ein reicher und durch unvermeidliche Verkettung des Schicksals fürchterlich verkümmerter Mensch! — Aber werde ich aus all diesen Materialien in Forsters Charakter einmal einen sehr merkwürdigen Menschen mit kühnem Umriß und deutlichen Zügen ganz wahr zu malen Nutzen ziehen können?"

Demselben berichtete sie etwa ein Jahr später ihr Schwanken und deutete zugleich an, daß sie wohl — im Hinblick auf neuere Veröffentlichungen aus Gleims Nachlaß — daran gedacht hätte, aber wieder davon abgekommen wäre, die Sammlung zu vollenden, die Herausgabe jedoch ihren Kindern nach ihrem Tode zu über=

lassen (9. Oktober 1807): „Der Briefwechsel ist ein Schatz von psychologischen Datas, wenn ich ihn (insofern er auch mich angeht), ganz drucken lasse. Ob ich es mir erlauben darf, so sonderbar vergöttert von dem Manne zu erscheinen, den ich ebenso unglücklich machte, wie er mich? — vor mir, meinen Kindern, meinen Freunden? Ohne allen Zweifel. Vor der Welt? — Aber der Seelenkenner säh da ein Gewebe wunderbaren Edelmuts, rührenden Irrtums, der Menschenfreund weinte ihm eine ehrende Thräne, dem Mann, der nie glücklich zu werden verstand. — Was soll ich da thun? Oft dachte ich, daß ich alles ordnen und bis zu meinem Tod zurücklegen wollte; allein in meiner Kinder Zartgefühl könnten dann Hindernisse gegen die Bekanntmachung der Papiere sein. — Kommt Zeit, kommt Rat. — Jacobis Feuerlärm gegen Körte hat mich auch degoutiert. — Mir kommt das nicht liberal vor. Ein jeder Narr ist Herr von meiner Ehre, und ich habe mir immer ein Fenster am Herzen gewünscht; warum also die kleinliche Scheu, der Welt die wahren Seiten von Dingen vorzulegen, welche sie falsch zu beurteilen sich nie scheute? Außerdem könnte ich mir den Possen thun, lange zu leben, dann wär' das Interesse an Forsters Andenken geschwächt und der Eindruck, also der Nutzen nicht so groß."

Jahre vergingen, ohne daß die Sache gefördert wurde. Da brachte ein Zufall ihr den Plan wieder in Erinnerung. Erfolgte auch damals keine Ausführung, so sei der folgende Brief (an Emil v. Herder, 21. Januar 1811) mitgeteilt, weil er Andeutungen über Forsters Korrespondenz und Beiträge zu ihrer Beurteilung des Gatten enthält. Ihre Worte lauten: „Mir lag ein großer Pack gleichgültiger Briefe an Forster im Wege, die zu jedem beliebigen Gebrauch bezeichnet waren. Ehe ich sie aufgab, wollte ich sie durchsehen, und da sitze ich seit ein paar Tagen während des Thees und lese oder lasse auch die Kinder die alten Chiffons lesen. Eine sonderbare Revue. Die Bildung eines Charakters in Wirkung und Rückwirkung! In allen Briefen an Forster drückt sich eine durch alle Modifikationen durchgehende Verehrung aus. Vom Bettelstudenten bis zum Fürsten ist das eine Tendenz. Der Einfluß einer solchen Wirkung auf den Haufen, bei der Unfähigkeit, die Art Liebe und Glück zu er=

langen, die er bedurfte in einem Zirkel, mußte sehr heftig sein. Er mußte die anderen beschuldigen, ihn nicht zu lieben, konnte nicht begreifen, nicht liebenswürdig zu sein. Dabei finde ich in den Antworten einiger Personen wieder Beweise seines Dursts, zu gefallen, die bängliche Sorge, wenn er glaubt, so ein Fürst, Staatskanzler oder dergleichen hätte ihn vernachlässigt! — welch ein Leben voll Qual!

„Was uns wehmütig macht, und auch lachen, sind die vielen Avanturiers-Briefe — Leute, die ihm die befremdlichsten Abenteuer erzählen, um sein Mitleid und seine Freigebigkeit zu gewinnen. Da sind originelle Schmierereien, aber auch höchst traurige Belege von menschlichem Elend zu lesen. Transsylvanische Freiherrn — die haben einen Stilus, über den man sich totlachen möchte. Sie bescheiden Forstern zur Belehrung alsofort ins ewige Leben. Aber ein armer Sachse schreibt im Jahre 1784, um ein kleines Amt zu erbitten, weil er im Jahr 1762 als Leutnant in der Brust verwundet, seitdem kränkle, mit Unterricht sein Brot erwerbe, und nun mit Weib und Kind sich nach einem sicheren Brot sehne. Mein Gott! — so ein Kleben im Elend durchdringt mich; von 1762 bis 1784 nach sicherem Brot ringen mit Weib und Kind!"

Der Aufenthalt ihrer Tochter Therese in Berlin gab dem alten Plan neue Anregung, erhöhte aber auch die Bedenken. Forsters alte Schwestern sahen die Nichte häufig und trugen ihr die Besorgnisse vor, Therese möchte zu viel und Ungünstiges publizieren, diese versuchte die Tanten durch den Hinweis zu trösten (21. Januar 1813), daß sie nichts ohne Heerens Billigung veröffentlichen würde, hätte aber gern von ihnen Berichte aus der Kinderzeit des Gatten erlangt. Indes auch ein erneuter Versuch, von dem ein Brief (30. Juli 1818) Kunde gibt, mißlang. Durch Berichte der Tochter wurde Therese ferner auf Berliner Persönlichkeiten aufmerksam, mit denen Forster ehemals regen Verkehr unterhalten hatte. Sie sprach ihre Absicht aus, sich an den alten Freund Spener zu wenden, teils um von ihm Briefe zu erlangen, teils um durch ihn Nachrichten über Forsters Leben von der Zeit zwischen der Weltreise und der Niederlassung in Kassel zu erfahren. Trotz dieser mehr-

fachen Wiederaufnahme rückte Therese die Vollendung des Plans immer weiter hinaus, mit Rücksicht auf die Ueberlebenden aus Forsters Familie, besonders auf Jacobi, dessen Abneigung gegen derartige Veröffentlichungen sie kannte und schonte.

Jacobi starb 1819, aber es dauerte lange, bis sein „Auserlesener Briefwechsel“ — darin auch Forsters Briefe — erschien (2 Bände, 1825—1827); 1826 starb die letzte aus der älteren Generation stammende Trägerin des Namens Forster.

Ueber diesen Todesfall äußerte sich Therese (an Cotta, 23. November 1826): „Das letzte von Georg Forsters Geschwistern ist nun auch gestorben: Justine Forster, Joh. Reinholds jüngstes Kind. Die Eltern ließen sie ohne alle Mittel zurück, sie war die hilfreiche, geliebte Aushelferin bei allen Verwandten und starb vor wenigen Wochen bei Professor Hefter in Bonn, der ihre Nichte geheiratet hatte, die sie im Kindbett verpflegte. Sie lebte 63 Jahre in Liebe, Sorge und Armut. Das Honorar für ihren kleinen biographischen Aufsatz, den Sie ins ‚Morgenblatt‘ aufnahmen, Graf Sonnenfelt (oder ..fels), wird helfen, ihr Begräbnis zu bestreiten. So erlosch nun diese ganze Familie seit meiner Heirat mit Georg Forster. — Vater, Mutter und sieben Kinder. — Und keinem lächelte das Glück und alle mühten sich redlich. — Irgendwo muß es gefehlt haben — ‚die Götter entscheiden dort oben‘.“

Auf Jacobis Briefwechsel wurde Therese, wie es scheint, durch die alte Freundin Frau Liebeskind hingewiesen, nicht ohne indirekte Mahnung an die von ihr noch nicht eingelöste Schuld. Frau L. schrieb (1827): „Wir lasen diese Woche Jacobis Briefwechsel (den L. noch nicht kannte). Wie viele Erinnerungen der früheren Zeit stiegen da wieder in mir auf. — Doch ist manches in diesen Briefen wirklich ekelhaft. — Anfangs die widrige, süßliche Schmeichelei, womit sich Wieland und Jacobi gleichsam die Zuckerhüte an den Kopf werfen und dann das ganz gemeine Zerfallen, welches sich bloß durch die edlere Sprache von ganz gewöhnlichem Weibergeklatsch und Gezänk unterscheidet. Auf Goethe wird anfangs geschimpft, dann steht er da wie ein Gott, ohne daß jedoch seine Gottheit sich zu vielem Briefwechsel herabließe. Mir fällt denn dabei ein, was

er in seiner Beschreibung der französischen Epoche mit so scharfer Ironie von dem Aufenthalte in Pempelfort erzählt, wo er sich gar nicht in die Sentimentalität stimmen konnte und für einen ruchlosen Freigeist galt. Der alte Jacobi selbst war denn noch immer der vernünftigste und billigste in der ganzen Sippschaft. Die Briefe während der Münchener Epoche bis zu seinem Tode sind gerade die unbedeutendsten, weil Roths Pusillanimität gerade die interessantesten ausließ. In dieser Hinsicht sind Sie mit Forsters Nachlaß freier, da keine Rücksicht auf noch lebende Personen oder Regierungsmeinungen Ihnen die Hände binden."

Durch diese Publikation wurde alles Zaudern Theresens beseitigt. Die Rücksicht auf die Abnahme ihrer Kräfte drängte zum Abschluß der stets gewollten und immer verschobenen Arbeit. Ueber die Art, wie sie bei dieser Veröffentlichung zu Werke ging, erstattete sie Usteri folgenden Bericht (26. Februar 1827): „Ich las Heynens Briefe — diese zufällig, allein Forsters Briefe an Jacobi, an Heyne, an mich, las ich in der Absicht, sie von Familienverhältnissen gänzlich geschieden dem Druck zu übergeben, so daß sie, durch biographische Ergänzungen verbunden, seine Korrespondenz und Lebensgeschichte zugleich darstellen. Sie fangen mit Forsters Briefen an seinen Vater 1778 an, dann folgen die an Jakobi, Heyne und mich — also Kassel, Wilna, Mainz, Paris. — Ich beschneide alles, was nur Gefühlspinselei ist, lasse alles ins Reine schreiben, werde dann meine Ergänzungen hinzufügen und dann — muß sie ein Mann lesen, der Forsters Zeitgenosse war, der Charakter hatte, fort zu denken, ohne Furcht und ohne Trotz gegen das Mögliche und Thunliche. — Und von allen meinen Bekannten sind Sie der einzige Mann, dem ich die Eigenschaften zutraue, diese Blätter zu lesen, um noch einmal zu streichen, was ohne Interesse ist, hie und da, um den Anlaß einer Erwähnung historisch zu erklären, in einer Ergänzung oder Note. — Wollen Sie Forsters Andenken diese Ehre erzeigen? Theresen und Clairen diesen Dienst thun? Außer einer mir nötigen Entschädigung für meine kostbare Zeit sollen die beiden Töchter die paar hundert Gulden Honorar teilen. Ich rechne auf drei kleine Bändchen im Druck. Antworten Sie mir!

„Sehr viel Arbeit macht mir das Unternehmen — aber Arbeit erhält meinen Geist gefaßt bei so vieler Sorge und wohl auch Kummer. Daneben hat das Durchlesen dieser Briefe von dem Jahre 1774 an eine ganz besonders unterrichtende Wirkung, so daß es mich überzeugt hat, ein Geschichtschreiber der neueren Geschichte von Deutschland sollte Gelegenheit suchen, mancherlei Privatkorrespondenz gescheiter und gewissermaßen angesehener Leute zu lesen, um den Standpunkt der Geister, die Ansichten kennen zu lernen, welche die Menschen damals von den Begebenheiten hatten, sowie die Form, in welcher manche Begebenheit damals in dem Privatleben dargestellt, aufgefaßt ward; ebenso die Wirkung der damaligen Sitten, Familienverhältnisse u. dgl. (Stand der allgemeinen Bildung) auf das Ein- und Fortwirken der Revolution. Was die Herren Autoren aus gedruckten Nachrichten und Zeitungen abstrahieren und mit dem Mörtel ihrer Weisheit verbinden, ist nicht Beobachtung der Gegenwart, sondern Reflex ihnen unbekannter Aeußerungen, Darstellung durch die dritte bis vierte Hand, oder auch Darstellung befangener Augenzeugen. Das ist recht, und ein gesundes Urteil benutzt diese Elemente zweckmäßig — allein eine solche Briefsammlung versetzt in den Augenblick der Begebenheit — man sieht von Datum zu Datum sich die Zeit bilden.

„Wie Forster vom frömmelnden Optimisten zum spekulativen Republikaner und dann zum entschiedenen Revolutionär heranwuchs, ersieht man in seinen Briefen, und in seiner Seelengeschichte die Bildungsgeschichte der mehrsten Menschen zum Revolutionieren, endlich zu Umtrieben (alles in Deutschland). — In Heynens Briefen sieht man den mühselig aufwärts gelangten, moralisch gediegenen Mann; mit gestähltem Geistesmut, aber Ungeschicktheit im Weltleben, und ausschließender Furcht das Bestehende aufzuregen und unter dem Bestehenden seine Georgia Augusta stets oben an. Er äußert sich über seine Regierung stets klagend, stellt sie miserabel, zerstört dar; dann aber alles lieber wie ein Aufsehen machen, Anstoßen, Verletzen, anders machen. — Lange spricht er von französischer Revolution wie von einem anziehenden Märchen aus Serendib, wie aber der 10. August vorüber ist, hält er den Teufel für losgelassen,

Frankreich für ewig zerstört. Wie Hannover in Besitz genommen wird, versichert er: das Land sei nun gänzlich ruiniert, er und alle völlig verarmt, die Universität dahin. — Im nächsten Brief ist dem nächsten Jammer vorgebeugt, ist ihm entgangen — aber ein neuer, ebenso zerstörender unausweichbar. — Doch da müßte ich viel schreiben. — Aber die Menschen, die seit 1763 in unterthäniger loyauté eines langen Friedens ihre mühseligen kleinen Gewerbe getrieben, ihre spekulative Gelehrsamkeit gepflegt, ihre 64 souveränen Landesväter verehrt hatten, waren dämisch, bis ihnen der Strom der Begebenheit übern Gürtel stieg, und nun patschten sie darin herum, jeder nach seinen Kräften, alle um aufs Trockene zu kommen; und wo sie Fuß faßten, spekulierten sie, was die Wasserbaukunst solchen Strom wohl einzudämmen für Mittel besitze? — und so trieben sie es nach jeder Flut und treiben's noch so. Keiner lernt schwimmen, steuern, und die Mehrzahl lebt im Sumpfe, den der Strom zurückließ, ihre Froschexistenz fort."

Therese arbeitete rüstig fort. Noch immer war sie entschlossen, bloß Briefe mitzuteilen und diese durch Zwischenbemerkungen zu erläutern, obgleich sie sich die Schwierigkeit der Aufgabe und den Anstoß, den sie da und dort erregen würde, nicht verhehlte. So schrieb sie Böttiger (20. März 1827): „Ich werde ohne Zweifel manchem Kalb ins Auge schlagen, denn mein Begriff von Publizität ist etwas robust und meine Anerkennung der Gottähnlichkeit im Menschen sehr ausgedehnt. Ich erschrecke deshalb oft nicht vor Schwächen, über welche man insgemein ein Mäntelchen hängt, das man nach der christlichen Liebe tauft, da es doch die Menschenfurcht oder die Höfelei und Kriecherei, aufs beste die Schlaffheit geliefert hat. Wenn eine Biographie recht geschrieben wäre, sollte sie die Parodie von Greys Worten zum Epitaph haben:

Nun wage ehrfurchtsvoll das Heiligtum zu schauen,
Das seine Tugenden und seine Fehler mißt —
Denn beide liegen sie mit freudigem Vertrauen
In dessen Brust versenkt, der Gott und Vater ist."

Auch damals, einen Monat nach ihrem Briefe an Usteri, dachte sie an diesen als Korrektor. „Wenn das Manuskript

fertig ist, werde ich es einem Mann senden, der mit Forster jung war, mit ihm strebte, hoffte, resignierte, aber seinem Glauben treu blieb und noch in ansehnlicher bürgerlicher Wirksamkeit steht. Der soll streichen, wo es sein muß."

Durch Böttigers Vermittelung wünschte sie einen gutzahlenden Buchhändler zu erlangen, da sie bei Cottas damaliger Stellung zu ihr und bei seinen politischen Grundsätzen an eine Verlagsübernahme seinerseits nicht glaubte. Trotzdem wandte sie sich an ihn mit einem längeren Exposé (7. Juni 1827), aus dem nur der folgende Satz hervorgehoben werden mag, der wie ein Motto ihres ganzen Werkes erscheint: „Die Wahrheit ist der siegende Verteidiger eines guten Menschen, wie schwach und sich selbst betrügend er auch war."

Cotta lehnte den Verlag ab, Brockhaus übernahm ihn. Aus einem Briefwerk mit verbindendem Text wurde eine Briefsammlung, der eine Biographie vorangestellt wurde. Das Politische trat zurück; infolgedessen wurde Usteris Mitarbeit, zu der dieser sich bereit erklärt hatte, unnötig. Von dieser Aenderung und dem Abschluß der Arbeit gab sie dem alten Freunde durch folgenden Brief Kunde (7. Januar 1828): „Forsters Briefwechsel kommt bei Brockhaus heraus. Ich konnte Ihre gütige Einwilligung, das Manuskript durchzusehen, nicht benutzen. Ich nahm in der Arbeit wahr, daß die politische Gefahr ganz illusorisch sei — die Briefe sind bis zur Revolution viel mehr sentimental und philosophisch, wie politisch; nachher, bis zu Forsters Tod, sind sie ganz unpolemisch — er kennt keine Partei mehr, nimmt keiner Dasein mehr an, sondern ist Republikaner. Wo es irgend dienlich war keinen Namen zu nennen, war die einzige nötige Vorsicht. Die von mir verfaßte Lebensgeschichte, die den Briefen vorangeht, endigte ich so spät, nach dem stipulierten Termin, daß ich es für eine Gottesgabe ansah, sie noch einem sehr wackeren, rüstigen bayerischen Staatsdiener (dem Regierungsrat Volz) mitteilen zu können. Er kannte Forster gar nicht, mich erst seit zwei Monaten, ist bei der Rheinprovinzrevolution ein Knabe gewesen, also ohne allen persönlichen Anteil. Er stellte mir das unbefangene Publikum recht gut dar. — Ich darf hoffen, daß er mir nicht schmeichelte, wenn

er zufrieden war. Der Druck beginnt mit diesem Monat und endet im Sommer, so daß gegen Michaelis beide Bände zugleich herauskommen. Das bedung ich ausdrücklich. — Ich bin von dieser Arbeit sehr angegriffen worden — sie war mühselig für Augen, Geist und Gesundheit. — Jetzt empfinde ich es. Das Manuskript ist fertig, aber meine Augen versagen mir bei Licht allen Dienst, und das ist hart bei diesen langen Nächten."

Der Druck des großen Werkes (2 Bände, im ganzen 1703 Seiten) dauerte länger, als sie berechnet hatte; am 6. März 1829 bot sie Usteri ein Exemplar an. Sie hätte gewünscht, daß dieser über das Buch schreibe; ob dies geschah, ist mir nicht bekannt. Aber Böttiger schrieb und erhielt für seine Rezension folgenden Dankbrief (6./8. April 1829): „Ihre Anzeige von Forsters Briefen, mein geehrter Freund, ist zu gütig, aber mit vollkommen richtiger Seelenkunde gefällt. Sie faßten die Herausgeberin und den Gegenstand ihrer Bemühung so richtig auf wie möglich, allein weder Sie noch ein Mensch, der da lebt, errät den Grund unserer unglücklichen Ehe. — Man glaubt und muß glauben, mich habe eine fremde Neigung Forster abwendig gemacht — das war nie der Fall. Ich bat ihn vergeblich, mich oder den Mann, der mir lieb war, zu entfernen — er bestand darauf, daß er in engstem gesellschaftlichen Verhältnis mit uns bleibe — das konnte die Welt nicht erraten, und ich hatte nie einen Vertrauten. — Ich bat oft und flehend vergebens. Aber auch ohne die Dazwischenkunft eines dritten wäre meine Ehe für mich unselig gewesen, weil bei mir Gefühl und Geist allein herrschte, und ihn das harte Geschick mit einer tierischen, heftigen Sinnlichkeit begabt hatte. Deshalb konnte ich seine Ehefrau nicht bleiben, denn die Zeit verstärkte in uns beiden diese ehezerstörende Differenz. Diesen Umstand vertraue ich Ihnen, damit Sie mich, die Sie so gütig behandeln, beurteilen können. Ich wäre Forster in jedem Augenblick seines Lebens in Not und Armut gefolgt — aber als Ehefrau — elend. Wie die Revolution für uns Exaltierte die bürgerlichen Rücksichten aufhob, befolgte ich die große Moral auf Kosten der kleinen — trennte ein unwürdiges Verhältnis und setzte mich in den Stand, meine Kinder zu erziehen, mein Dasein zu retten. — Wenn Sie

fähig sind, dieses Anvertraunis zu mißbrauchen, mißverstand ich Sie, und Sie weichen mir jenseits aus. Und nun meinen und meiner Töchter innigen Dank für diese Rezension."

Ihr Lebenswerk war vollendet.

Litterarische Arbeiten beschäftigten sie immer weiter, aber sie fühlte ihre geistigen Kräfte schwinden. Auch Reisepläne faßte sie noch — so gab sie dem Drängen ihrer Göttinger Verwandten nach, im Sommer 1828 nach ihrer Vaterstadt zu kommen —, aber aus dem Plan wurde nichts, da sie schwer erkrankte. Ihre Erhaltung preist Luise als das Beste an diesem Sommer. „Wiederherstellung kann ich's nicht nennen, denn wiederhergestellt kann sie nicht werden."

Sie selbst wußte mit gutem Humor sich auch in diese Lage zu finden. So schrieb sie an Böttiger (20. Juni 1828): „Mir geht es ganz wie dem bourgeois gentilhomme — Verse mache ich nicht, aber ich bin erstaunt, eine praktische Philosophin zu sein. Nämlich, weil nun gar nichts auf mein permanentes Fieberlein wollte wirken u. s. w., so erklärte mir der Arzt: ich solle es mit dem Zu-Bett-liegen versuchen — er hätte bei Konstitutionen meiner Art dieses bloße Bettliegen für durchaus wohlthätig erprobt. Ich schrie wie ein Adler, bedung endlich bis zwölf Uhr im Bett zu bleiben. — Und zu meinem Erstaunen bewirkt diese ungewohnte Ruhe, Lage, Wärme — was weiß ich? — die günstigste Veränderung, indem ich wirklich eine Empfindung von Besserwerden spüre. Also könnte die alte Madame noch einmal echappieren. — Daß sie im Bette schreibt, kann ihren Korrespondenten nicht viel Freude bringen — es ist für eine fast Blinde eine üble Aufgabe."

Ein gewisser Humor lebt auch in der ausführlichen Schilderung ihrer Gesundheit, ihrer Lebensweise und ihrer Zukunftspläne, die sie am 14. Januar 1829 der treuen Freundin Mariette machte: „Da sind wir nun in das neue Jahr geraten und nichts ist neu geworden, denn so jämmerlich es in der Welt hergeht, gibt es doch noch tausend Ursachen, Gott zu danken.

Und wie gestört alles Gute auch wird, hindert uns nichts, an unserem eigenen Gutwerden zu arbeiten. Danach strebe ich denn auch von Herzen. Zuvörderst mit Heiterkeit meine geschwächte Gesundheit und geminderte Arbeitsfähigkeit zu tragen und dann mich an der Zukunft, welche diese beiden Punkte herbeiziehen kann: große Beschränkung meiner Einkünfte und drückendes Gefühl von geistiger Unthätigkeit — dieser Sorge zu entziehen. Meine Gesundheit bleibt so reizbar, daß ich wohl selten einen Abend ganz fieberlos sein mag, und von Zeit zu Zeit zeigt sich diese Reizbarkeit als entzündlicher Zustand ... Bei dem allen sind meine Augen drückend dunkel, sobald eine Steigerung des Uebels eintritt, und immer umflort genug, um mir alles Sehen sehr angreifend zu machen. Dabei ist mein Geist fast unangefochten heiter, meine Lebenskraft, selbst die vegetabilische, unerschöpflich ... Ich finde das Nichtausgehen sehr ökonomisch für die Toilette. Ich brauche weder Hauben, Hut, Handschuhe noch Schuhe. Mit zwei Merino, die ein um den anderen gebürstet werden, repräsentiere ich am Tage, mit zwei kattunenen wattierten Mänteln, oder was es sei, am Morgen ... Gesellschaft darf ich nicht versammeln, habe auch jetzt ein zu kleines Lokal, aber die meisten Abende ist jemand da ... Die Apotheke kostet mir, was einer anderen Frau der Wein kosten würde.

„Außer Claires Familie, die ich herzlich liebe und achte, ist mir hier alles zuwider. Die Natur ist armselig, die Gärten Lustorte, eine Kolonie Bierbänke, wo jede Tasse Kaffee ungeheuer verteuert wird, wo der große Hause Bier säuft, der kleinere sich dick füttert, und einer, der Rahm und Milch fordert, scheel angesehen wird. Bei meiner Gesundheit sind sie alle zu weit, um zu Fuß zu gehen, und zum Fahren, das hier gerade das Doppelte wie in Bayreuth kostet, hab' ich kein Geld. Die Wohnungen sind teuer, Gesinde ist teuer, die Gesellschaft ist für mich ganz Null. In Stuttgart bin ich in manchen Laden gekommen, wo man mir Scharmantigkeiten sagte, wie ich meinen Namen aufschreiben ließ, ja, ich sei die Frau Therese Huber; hier weiß keiner der Geldsäcke und beau monde, daß ich existiere oder wer ich bin. Der Rang meines Mannes, der mir nach

dem Hofkalender einen sehr ehrenvollen Platz anweist, ist hier vergessen, da ich keine Gesellschaften gebe, mich nicht zum Courmachen bequeme, nicht nach Einladungen schnappe, die ich nicht annehmen würde, weil ich mein Geld nicht in Putz stecke. Die Geldsacksdamen sagen: ach, die kann man ja nicht einladen, die kommt nicht, denn sie kann sich nicht anziehen ... so sagen sie von den Leuten, die lieber von ihren Fêten wegbleiben, weil sie das Rechte dem Flitter vorziehen. Die Gesellschaft, die ich hier regrettieren würde, sind ein paar Männer, die mir Bayreuth nur mit der Zeit ersetzen würde, weil die Männer dort wie überall sich entwöhnt haben, mit Frauen umzugehen. Aber unabhängig von Herders Wirtschaft und doch in seiner und Luisens Gesellschaft unter Theresens Pflege würde ich schon fertig. Die Bayreuther liebe Gegend, die kleine Stadt, wo ich gleich im Freien bin, das Dutzend Höfe, Wirtschaftsgärten, wo ich für sechs bis neun Kreuzer meinem Geschmack an Rahm genügen, mir meinen selbstmitgebrachten Kaffee kochen kann ... Dann für den ganzen Nachmittag eine gute Chaise für 18 Batzen ... das wäre mir alles ein lieberes Leben wie hier. So wie die Sachen jetzt stehen, kann ich gar nichts beschließen, nur so viel ist gewiß, daß ich den Sommer nicht hier bleibe; ob ich den nächsten Winter zurückkehre, bleibt dann unentschieden, am unentschiedensten, ob ich ihn erlebe ..."

So krank sie auch war, so hatte sie doch keine bestimmte Ahnung von ihrem Tode. Noch am 3. März 1829 schrieb sie: „Diesen Sommer will ich ordentlich faulenzen. — Was schenkt mir der nächste Sommer?"

Selbst ihr letzter Brief an den Sohn, 2. Juni 1829, ein Brief, in dem sie ihm Mut zusprach in seinen Liebesnöten und hoffte, daß sein Zaudern nicht lange währen würde (ein Stück bei Elvers), wahrscheinlich das letzte, was sie überhaupt geschrieben hat, schließt mit den Worten: „Wann werde ich wieder lesen? Denken? Gott leite Dich."

Therese Huber starb am 15. Juni 1829 und wurde in Augsburg begraben. Statt einer Krankheitsgeschichte stehe zum Schluß ein Brief von Luise v. Herder, die ihre Mutter in Regensburg erwartete und, als sie von der schweren Erkrankung hörte,

am 8. Juni zu der Leidenden eilte. (Luise an Emilie v. Reinbeck. 26. Juni 1829.) „Zwei Stunden vor Mutters letztem Atemzuge hörte ich sie in ihren Phantasien den Namen Mariette aussprechen. Wenn Deine liebe Mutter wieder wohl genug ist, daß man ihr von ihrer alten Freundin erzählen kann, so wird es sie um so mehr freuen, da die Phantasien der lieben Verklärten in den letzten Stunden alle so ernst und erhaben waren.

„Ich fand sie sterbend, aber auch sterbend einzig und allein mit dem Plan beschäftigt, mit mir sogleich die Reise nach Regensburg anzutreten. Drei Tage litten wir die Qual, ihren Anordnungen zur Reise, ihren Bemühungen, sich so stark zu zeigen, um uns zu überreden, daß sie reisen könne, zusehen zu müssen.

„Sie fühlte das Herannahen des Todes, sie hat Augsburg nie geliebt, sie hat es sogar gehaßt, sie wollte hier nicht sterben. ‚O, nur fort, nur fort von hier!‘ hat sie hundertmal gerufen. Endlich, da wir fürchten mußten, daß die Anstrengungen, die sie machte, um sich für die Reise abzuhärten, die wenigen ihr zugemessenen Stunden nur verkürzen möchten, sprach ihr Freund und Arzt ernstlich mit ihr, sie möchte ihre Reise für jetzt verschieben, ich würde hier bleiben, bis sie wohler wäre und wir dann zusammen nach Regensburg könnten; sie ergab sich drein und sagte mir ein paar wehmütige Worte, wie ich sie gleich darauf sah.

„Aber von diesem Augenblicke an war ihre Kraft gebrochen. Ihr Geist hatte bis dahin die sinkenden Kräfte erhalten . . . durch einen Zweck, der Zweck fiel weg und damit ihr letztes irdisches Wirken und Wollen. Von nun an ward dieser mächtige starke Geist nur in ihrem inneren Wirken thätig, ihre Phantasien bewiesen die herrliche Richtung, die er genommen hatte. Sie litt viel durch den Schmerz ihrer armen kranken Kehle, durch hämorrhoidalische Schmerzen, am meisten durch ihre unaussprechliche Schwäche. Das war ihr Tod! Sie klagte wehmütig über ihre Leiden und Du weißt, wie wenig sie klagte, solange sie noch diesem Leben angehörte. — Ich glaube auch gewiß, daß ihr peinigendster Schmerz im Gefühl der Kraftlosigkeit bestand. Drei Tage lang sah ich sie so, nicht mit dem Tode, nein mit dem Leben ringen. Ihre letzte Stunde war

schmerzlos und bewußtlos, ihr Tod süß, und daß sie in meinen Armen starb, einer der wenigen Wünsche, die ihr hienieden gewährt wurden, und mir eine Heiligung für die Wallfahrt, die ich noch zu bestehen habe. Ihre Liebe zu mir äußerte sich, sowie sie aus ihren Träumen erwachte. Es sollte alles durch meine Hände gehen; was ich ihr that, und wenn es ihr noch so schmerzhaft war, nahm sie ruhig und zufrieden hin. Mein Nantchen (Ferdinand) war der einzige Gegenstand, den ihre stets geschlossenen Augen suchten; wenn sie sein Stimmchen hörte, belebten sich ihre Züge, und sie öffnete ihre trüben, umflorten armen, armen Augen."

An Usteri schrieb Luise 16. Juni 1829. „Verehrtester Freund! Heute brachte uns Stegmann Ihren Brief an meine teure Mutter. Er hatte ihn vor einigen Tagen erhalten, glaubte aber, und mit Recht, daß sie ihn nicht mehr selbst würde lesen können. Sie entschlief gestern nachmittag sanft in meinen Armen. Sie kannten ihre Liebe zu mir, ihr Wunsch war immer, bei mir zu sterben. Er ward ihr gewährt! Meine Schwestern riefen mich hierher, wie sie sahen, daß die Krankheit bedenklicher wurde. Sie kränkelte lange, seit anderthalb Jahren hatte sie keine Stunde Gesundheit, vor drei Wochen zog sie sich eine Erkältung, ein Fieber zu, das schnell die wenigen Kräfte verzehrte, die ihr ein schweres schmerzvolles Leben gelassen hatte. Ich wünschte, sie hätte Ihren Brief noch gelesen! Es wäre noch eine Freude am Schluß ihrer Laufbahn gewesen. Ich danke Ihnen dafür! Was Sie über Forsters Briefe sagen, ist so schön! Gewiß hat sie Forstern und meinem Vater das schönste Denkmal damit gesetzt, aber es hat auch ihr Ende beschleunigt. Diese Arbeit, verbunden mit tiefem Gram und anderen Verhältnissen, untergrub ihre eisenfeste Natur und zog ihr die Krankheit zu, die sie schon voriges Jahr an den Rand des Grabes brachte. Werter lieber Freund! Lassen Sie mich Erbin eines Teils der Freundschaft sein, die Sie meinen beiden Eltern schenkten. Ich bedarf der Stütze und des Trostes. Durch sie verlor ich mein besseres Selbst. Mir läßt Gott noch einen Schatz häuslichen Glücks, aber in ihr lag mein moralischer und geistiger Halt, dem ich es danke, daß ich vielen Schmerz überwunden habe."

Den schönen Worten der Tochter mögen einige Sätze des Sohnes angereiht werden, geschrieben 1867 bei der Schilderung seiner Hofwyler Lehrzeit, zunächst mit Bezug auf die damals erhaltenen Briefe der Mutter, aber passend auf alle ihre brieflichen Darlegungen: „Schwerlich dürfte die freilich so oft schmerzlich gefährliche und doch die edelsten Naturen bezeichnende Gabe idealer, ja poetisch-phantastischer und tief gefühlvoller Auffassung der Menschen und Dinge mit dem schärfsten raschesten Blick für jede Realität, dem selbständigsten ja kühnsten Urteil, dem schärfsten Witz und der mildesten Gesinnung sich in höherem Maße vereinigt finden als bei der Verfasserin dieser Briefe."

Die Trauer um den Verlust war in dem Freundeskreise allgemein. Als Ausdruck der Empfindung aller, die das Glück hatten, der Verstorbenen näher zu stehen, mag folgende Aeußerung Wilhelms v. Humboldt hier ihren Platz finden: „Sie war nach Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in neueren Sprachen gelesen und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die inneren angeborenen Geisteskräfte, die keine Erziehung und Bildung hervorbringen kann und durch die Fülle einer reichen ewig gestaltenden schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste, weibliche Einfachheit und eine sichtbare, ihr angeborene Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung."

Schlußbetrachtung.

Therese war eine denkende Frau. Das Romanschreiben galt ihr nicht als einzige Lebensaufgabe. Schriftstellerin und Frau sein, waren bei ihr Gegensätze; durch Bethätigung ihres Frauenberufes erkämpfte sie sich erst, wie sie meinte, das Recht zum Schreiben. Eine ihrer politischen Tiraden schloß sie damit, daß sie eine Reihe von Beschäftigungen aufzählte, die sie im Haushalt, in der Küche, in der Nähstube verrichtete; damit habe sie, wie sie sich ausdrückte, Proben ihres Frauenberufes gegeben und dürfe nun schwatzen. Es war also ein Doppeltes, das sie als Wesen der Frau betrachtete: bescheidenes Zurückziehen auf die Thätigkeit in der Wirtschaft, Verschweigen und Verbergen des Namens vor der Oeffentlichkeit.

Sie war nichts weniger als eine emanzipierte Frau. Sie nahm es ernst mit ihrem Beruf als Hausfrau; dafür sind Zeugnisse genug vorhanden, obgleich natürlich die Zeitgenossen, die von ihr reden, gerade diese Seite ihrer Thätigkeit außer acht lassen. Aber sie selbst bietet einige Andeutungen. Ein Grund ihrer Streitigkeit mit Forster lag darin, daß sie im Gegensatz zu seiner Unordnung auf strenge Ordnung und Pünktlichkeit hielt. Als sie nach Mainz ging, lag ihr der Transport ihrer Sachen sehr am Herzen, als sie von Mainz fort mußte, war es der Verlust der Kleider und des Hausgeräts, den sie besonders bedauerte. Vermißte sie irgendwo Ordnung und Sauberkeit, so tadelte sie es scharf. Auch bei reichen Leuten war es ihr wohlthuend, wenn Prunk nur dann entfaltet wurde, wenn es nötig war: bei offiziellen Veranlassungen. Die Art, wie sie einer anderen Schriftstellerin gegenüber, Frau v. Chézy, die

Haushaltsverhältnisse in Stuttgart auseinandersetzte, zeigt ihr sorgliches Eingehen in alle Einzelheiten der Wirtschaftsführung. Da sie bis zum Ende ihres Lebens in beschränkten ökonomischen Verhältnissen lebte, also nicht viel, kaum genügend Dienerschaft halten konnte, so durfte sie, die schon als junges Mädchen bei ihren jüngeren Geschwistern Pflegerin zu sein gewohnt gewesen war, sich nicht mit Anordnen und Ueberwachen, der einzigen Thätigkeit vieler unserer Hausfrauen, begnügen, sondern mußte energisch im Hauswesen und der Küche eingreifen: sie rühmte sich ihrer Geschicklichkeit in allen weiblichen häuslichen Arbeiten und war stolz auf ihre Kochrezepte. Es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn sie sich auf diese häusliche Thätigkeit hätte beschränken, vor der Außenwelt verschwinden können; dort sollte der Mann herrschen und bestimmen. (An Usteri, 25. August 1815.)

Der Mann, der im Hause befahl, sollte auch in Dingen der Welt und des Geistes das Wort führen. In den Dingen der Welt, das hieß zunächst der Politik. Von den Forderungen moderner Frauenrechtler, die für die Frau Stimmrecht, Zugang zu den Berufen, die man zunächst als männliche bezeichnet, Anteil an den gesetzgebenden Körperschaften verlangen, war Therese weit entfernt. Ja, sie hatte eine solche Scheu vor der Oeffentlichkeit, daß sie es zunächst für sich als Frau, besonders als Witwe, peinlich empfand, mit ihrem Namen hervorzutreten. Aus diesem Grunde blieb sie, solange Huber lebte, anonym, ja ließ mehrere Sammlungen ihrer eigenen Erzählungen unter dem Namen Hubers erscheinen. Später war sie unangenehm berührt, wenn die freilich leicht erkennbaren Anfangsbuchstaben ihres Namens: Th. H. geb. H. genannt wurden, und schmerzlich betroffen, als durch Brockhaus zum erstenmal ihr voller Name genannt wurde. Seitdem dies einmal geschehen war, ließ sie es auch weiter zu, war aber doch bemüht, soviel wie möglich im Hintergrund zu bleiben, so daß die Verschweigung ihres Namens als Redakteurin des „Morgenblattes" durchaus mit ihrer Billigung geschah.

Indes diese Redaktionsführung war ein offenes Geheimnis und gerade diese Thätigkeit brachte sie mit vielen schriftstellernden Frauen in Verbindung. Als dies geschehen war, lag ihr

nichts ferner, als mit ihnen eine Interessenvereinigung zu schließen, um sich gegen die Männer zu wenden. War sie überhaupt gegen Frauen zurückhaltender als gegen Männer, auf Freundschaft mit den ersteren nicht allzu erpicht, so war sie doppelt vorsichtig Schriftstellerinnen gegenüber. Das Volumen ihrer Korrespondenz mit Frauen, wenn man die beiden Töchter, besonders die ein Vierteljahrhundert von ihr getrennte älteste Therese ausnimmt, ist erheblich kleiner, als das mit Männern. Zudem waren ihre hauptsächlichsten weiblichen Korrespondentinnen: Mariette Hartmann, Frau Dr. Kerner, Henriette v. Reden, Lisette v. Struve von der Schreibseuche nicht im mindesten angesteckt. Doch trat sie auch mit manchen weiblichen Autoren in Verbindung. Von Friederike Brun, Helmine v. Chézy, Fanny Tarnow ist bereits die Rede gewesen. Kurz mögen zwei andere genannt werden: Karoline Woltmann und Karoline Pichler, denen sie inhaltsvolle, zum Teil längst bekannte Briefe schrieb. Auch Rahel Varnhagen kann in diesem Zusammenhang genannt werden. Die Beziehung mit dieser ergab sich teils durch Varnhagen, der ihr durch die Vermittelung von Frau v. Reden bekannt geworden war, teils durch den Bruder Ludwig Robert, der als nicht immer erwünschter Mitarbeiter des „Morgenblattes" mit der Redakteurin zu thun hatte und dabei seine Schwester als Vermittlerin brauchte.

Ihre Freundinnen waren Frauen hoher Beamten, adelige Damen sehr hervorragenden Ranges. Die Schriftstellerinnen, mit denen sie verkehrte, nahmen, wenn sie auch heute mit so vielen Bedeutenden das Los der Vergessenheit teilen, damals einen sehr angesehenen Platz ein. Durch solche Freundschaften wurde Therese aber keineswegs ausschließlich den höheren Kreisen zugewendet, vielmehr behielt sie den Zug zum Volke, der ja auch ihre Politik bestimmte, bei und das Mitleid für Unglückliche. Aus diesem Gefühl heraus ist besonders ihr Interesse für Elise Bürger zu erklären.

Als Hauptaufgabe der Frau erklärte Therese den Unterricht und die Erziehung der Kinder — der Kinder, oder richtiger der Mädchen: denn sie erachtete zunächst sich, aber wohl überhaupt die Frau, als unfähig zur Knabenerziehung. Die

Knaben, so meinte sie, müßten von Männern erzogen werden, wobei ihr das Rousseausche Ideal, daß jeder Knabe zu Hause von einem Erzieher gebildet werden müsse, vorschwebte. Wenn sie ihren Sohn sehr frühzeitig aus dem Hause gab, so geschah dies nicht aus Bequemlichkeit — denn diese kannte sie nicht —, sondern aus einem starken Pflichtbewußtsein. Sie that den Schritt, der ihr, der Verwitweten, doppelt schwer wurde, weil er ihr Opfer auferlegte, die für ihre Verhältnisse sehr bedeutend genannt werden mußten, nur deshalb, weil sie glaubte, damit für das Wohl ihres Sohnes am besten zu sorgen.

Als Ziel der Erziehung der Frau schwebte ihr nicht deren Ausbildung zu einem gewerblichen oder wissenschaftlichen Berufe vor — nur die Thätigkeit als Krankenpflegerin schien ihr wegen der weiblichen Geschicklichkeit, Sorgsamkeit und liebevollen Hingabe für ihre Schwestern angemessen — sondern ihre Heranbildung zur Hausfrau, richtiger Haushälterin. Denn eine ausschließliche Vorbereitung zur Gattin dünkte ihr nicht das einzig erstrebenswerte Resultat zu sein. Nicht nur wegen der ihr bekannten Thatsache, daß viele Frauen ehelos bleiben müssen, sondern aus der Erwägung, daß eine Ehe mit schwächlichen, verderbten, unbegüterten und wegen einer oder aller dieser Eigenschaften sorgenbelasteten Männern für die Erwählte und deren Nachkommen ein Unglück sei. Je älter sie wurde, und je mehr sie durch eigene Anschauung die Mißstände vieler Ehen gewahr wurde, desto eifriger warnte sie vor dem Heiraten. Schritt sie zur Ehe, so sollte die Frau wahrhafte „Gesellin", Mitarbeiterin des Mannes werden; als Gattin oder Ehelose sollte sie sparsam, häuslich, thätig sein. Gewandtheit in weiblichen Arbeiten verlangte sie von jeder Frau. Eine tüchtige Bildung sollte ihr zu teil werden: das Parlieren fremder Sprachen, deren Nutzen Therese nicht verkannte, galt ihr nicht als Hauptziel; einseitig religiöse Unterweisung erschien ihr nutzlos, denn Religion ohne Erkenntnis und praktische Uebung der Moral kam ihr eher verderblich als segensreich vor. Sie, die selbst unmethodisch erzogen war und, weit entfernt davon, gelehrt zu sein, gerade die Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse zu beklagen hatte, verlangte für Mädchen eine wissenschaftliche Bil-

bung, in der, gemäß der Auffassung jener Zeit, die Geisteswissenschaften den hervorragendsten Platz einnahmen. Die also gebildete Frau, mehr beschäftigt und unterrichtet als erzogen, müsse sich dann im Leben ihren Platz erkämpfen.

Wie Therese dies that, ist in den voranstehenden Blättern gezeigt, sie, die wenig oder schlecht Erzogene, erwarb eine Meisterschaft, andere zu bilden und sich selbst auf eine hohe Stufe zu erheben.

Dem Bilde dieser ausgezeichneten Frau fehlten allerdings auch die Schatten nicht. Sie war nicht frei von Klatschsucht, namentlich Vielgenannten und Bedeutenden gegenüber. Zu dieser Klatschsucht gesellte sich manchmal Pietätslosigkeit und Frivolität. Jene zeigte sich z. B. in der Art, wie sie über ihre Mutter sprach, diese in der sogenannten Komödie, die sie bei der Verheiratung ihrer Tochter verfaßte (S. 145 ff.). Obgleich klug und scharfsichtig, war sie ungeschickt in der Wahl ihrer Vertrauten, z. B. Böttigers. Sie, die die Menschen eher unterschätzte, täuschte sich vielleicht geflissentlich bei der Beurteilung ihrer Freunde: Reinhold und Fellenberg. Auch von einer gewissen Falschheit wird man sie nicht freisprechen können: Böttiger, den sie ins Gesicht lobte, sagte sie hinter dem Rücken mancherlei Schlimmes, meistens Lächerliches, nach. Eine Art von Ueberhebung, fast Beweihräucherung ihrer selbst, stört den Leser ihrer Briefe bisweilen: die Nebenmenschen, selbst die Nächsten, geben dann das Piedestal ihrer eigenen Größe ab. Gerade diese Nächsten lösen sich bei ihr wie Soldatenposten bisweilen ab; ja, es kam nicht selten vor, daß, wer lange im vordersten Gliede stand, in das hinterste Treffen versetzt wurde und nie wieder vorrückte (Emil, Fellenberg).

Ein solches Schwanken ihrer Neigung war nicht Folge ihrer Laune, sondern Wirkung eines bei jenen erkannten Fehls. Wie alle kräftigen Naturen war sie ebenso stark in Liebe wie in Haß. Aber Liebe war doch das Gefühl, das sie völlig beherrschte. Was sie einmal an Adele Blumenbach schrieb (1820): „Ich liebe Dich und die Deinen, wie man liebt, wenn man

lebelang nichts anderes that und nun noch vor dem Abend viel thun will," das war nicht ein zufälliger Gefühlserguß, sondern Ausdruck ihrer innersten Stimmung. Ihre Liebe hatte etwas Ausschließliches. Nicht mit den Sinnen und nicht mit der Sucht, von dem Geliebten alle anderen fernzuhalten. Daher konnte sie von sich sagen: „Ich glaube nicht, daß ich je leidenschaftlich geliebt habe." Die Ausschließlichkeit bestand eher darin, daß sie in ihrer Neigung eben dieser Person den ersten, vielleicht einzigen Platz anwies und die anderen aus ihrem Herzen entfernte. Der Grund dieser Liebe war Mitleid. An Reinhold schrieb sie einmal (17. April 1816): „Hätten wir nicht das Bedürfnis zu lieben über alle andere Bedürfnisse Leibes und der Seele hinaus, so würden wir erstaunlich oft verachten — dieses Bedürfnis zu lieben operiert aber einen ganz eigenen Prozeß in unserer Seele — —: wir resignieren uns in die Notwendigkeit, welche die Veranlassung der Verachtung zur Bedingung machte, und diese unsere Verachtung neutralisiert sich in Mitleid, welches wieder die erste Stufe der Liebe ist." Mitleid war es, das sie zu dem meist verurteilten Schritte ihres Lebens führte, der Verbindung mit Huber, Mitleid, das sie an Emil, den Stotternden, Liebesarmen fesselte, das sie zu Alphons hinzog, dem unwürdigen, liebessiechen Jüngling. Es ist das Mitleid der Mutter, das in den Beziehungen der älteren Frau mit jüngeren Männern sich kundgibt und das man durchaus nicht mit Mannstollheit verwechseln darf.

Auch für andere Seiten ihres Wesens kann man in ihrer Entwickelung Erklärung und Begründung finden. Ihre Ueberhebung entstammte dem langen Alleinsein und dem Bewußtsein, sich das, was sie war, mühsam erkämpft zu haben, zum Teil war sie eine Rache für den Zwang, der seitens ihres Vaters und ihrer Gatten auf sie geübt, eine Folge der Unterdrückung, in der sie gehalten worden war.

Wenn ferner in ihren Schilderungen manches frivol klingt, so muß man sich hüten, ihr Lust an eklem Lebenstreiben oder Gefallen an zweideutiger Unterhaltung zuzuschreiben. Vielmehr stammt diese Eigenart daher, daß sie nur ihr Auge nicht verschließen konnte und wollte, und nicht das bemänteln mochte,

was sie sah. Diese Wahrhaftigkeit, die leicht zur Derbheit führt und fast als Frivolität gedeutet wird, war es denn auch, die ihre Pietät schädigte. Die Verderbnisse, die sie miterlebt hatte oder erlebt zu haben glaubte, enthüllte sie schonungslos. Was vielen wie ein Frevel vorkommt, daß sie der Mutter Schuld offenbarte und Forsters sittliche Vergehen dessen Tochter darlegte, das dünkte ihr eine heilige Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Trotz dieser scheinbaren oder wirklichen Pietätslosigkeit war sie fähig, Pietät zu erzeigen. Sie ehrte ihren Vater, obgleich sie schwere Hintansetzung durch ihn erfahren zu haben glaubte, und wenn sie auch viele seiner Ansichten nicht billigte. Sie liebte ihre Stiefmutter und rühmte sie trotz aller Verschiedenheit ihrer Lebensführung und ungeachtet des Gegensatzes ihrer Weltauffassung. Sie war eine treffliche Gattin, sobald sie liebte. Was sie in ihrer ersten Ehe gefehlt, machte sie in ihrer zweiten gut. Sie umgab Huber mit jener „echten Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt", und wahrte ihm die Treue nach seinem Tode. Sie war eine ausgezeichnete Mutter, zielbewußt, streng, wo es nötig war und milde zur rechten Zeit. Sie war nicht verblendet, denn sie sah ihrer Kinder Fehler; nur hütete sie sich nicht genug, diese Erkenntnis von den Schwächen der Ihrigen anderen mitzuteilen. Am klarsten erkennt man die Trefflichkeit ihrer Erziehung daraus, daß ihre Kinder unermüdlich blieben in der Lobpreisung und Verehrung der Mutter, und daß sie, so verschieden sie auch waren, durch dies Band vereint blieben, auch nach dem Tode der Verehrten.

Sie war eine treue Freundin. Blind konnte sie in der Freundschaft nicht sein, so wenig wie in der Familienliebe; darum sah sie auch bei erprobten, um wie viel mehr bei neuen oder zufällig gewonnenen Freunden Gebrechen und scheute sich nicht, diese zu rügen. Aber durch eigene Schuld verlor sie keinen Freund; wer einmal in ihrer Neigung feststand, konnte sie nur einbüßen, wenn er der Achtung unwürdig wurde. Verlangte sie so von Freunden und Freundinnen viel — von ersteren vielleicht mehr, — weil sie sich bewußt war, viel zu geben, so beanspruchte sie wenig von Fremden. Wenig in der Gesellschaft, noch weniger im Leben. In jener erstrebte sie nur

die Geltendmachung ihrer Persönlichkeit und wünschte ödem Klatsch, wie bloßem Zeitvertreib durch Spiel auszuweichen, in diesem genügte sie sich selbst. Hilfe begehrte sie nie: nur in der äußersten Not nahm sie Unterstützung an. Aber selbst zu spenden, trotz ihrer geringen Mittel, war sie unermüdlich; nicht die Würdigkeit allein, sondern die Bedürftigkeit erregte ihr Mitleid; sie diente mit tröstendem Zuspruch und energischer That. Wo sie auch lebte, von Göttingen bis Augsburg, von früher Jugend bis ins hohe Alter, ob es galt, für Soldatenweiber Briefe zu schreiben, Kranke zu pflegen, Ringende zu fördern, Trauernde zu trösten, sie ließ es an sich nicht fehlen. Das Wort ihres Dichters war bei ihr nicht ohne Wiederhall geblieben: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Sie spendete aus Eigenem, wie sie mit ihrer eigenen Kraft half; das Zusammenschließen mit anderen achtete sie gering. Dank begehrte sie nicht und fern von ihr war die Erwartung auf Wiedervergeltung. Nur eins lag ihr am Herzen, daß ihr keine Täuschung vorgespiegelt wurde, sie wollte Wahrheit hören, wie sie es für ihre Pflicht hielt, Wahrheit zu bekennen. Wahrhaft blieb sie gegen andere und gegen sich selbst. Wie sie bei einer der größten Thorheiten ihres Lebens, bei der ersten Verheiratung ihrer Tochter Luise, sich selbst ihre Fehler vorhielt, so scheute sie sich auch sonst nicht zu bekennen, wo sie gefehlt hatte. Darum verdient sie Glauben, wo sie zuversichtlich behauptet, selbst da, wo die Annahme ihrer Behauptungen nicht leicht wird, in den Zeiten ihrer Brautschaft und ihrer ersten Ehe.

Sie ward nicht müde an sich zu arbeiten. Sich selbst zu beherrschen, die Leidenschaften zu zügeln, stumm zu klagen, das suchte sie nicht bloß aus Marc Aurels Bekenntnissen, der ihr „von jeher ein wahrer Heiliger" war, zu entnehmen, sondern erprobte es in den Kämpfen des Lebens. Auch der Schmerz war ihr Lehrmeister. So schrieb sie einmal: „Der ungeheure Schmerz ist unaussprechlich schön — er erhebt uns zu etwas Höherem als unser kühnster Wille, er reißt den kleinlichen Maßstab dieses Lebens aus unserer Hand."

Sie hatte viel Uebles erfahren und hätte Gelegenheit gehabt, Böses mit Bösem zu vergelten, aber sie war keiner Rache

fähig. Geschah ihr Böses oder begegnete ihr Leid, so verzweifelte sie nicht. „Ich bin nicht mutlos und nicht bang, aber ernst und zornig im antiken Sinn" (14. April 1823). Vor Verzweiflung rettete sie ihr Humor und ihr Optimismus. Jener war nicht immer Wirkung innerer Ruhe und Zufriedenheit. Vielmehr schrieb sie es ihrer unzerstörbaren Lebhaftigkeit, die sie selbst eine ihrer Haupteigenschaften nannte, zu, manchmal zur Unterhaltung anderer lustig zu erscheinen, während sie von Schmerz zerrissen sei. Ihr Optimismus stammte aus der Betrachtung des Menschenlebens, der Natur und der Geschichte. „Von dem Tage an," schrieb sie, „da in Boston der Thee ins Meer geworfen wird bis heute (1819), 45 Jahr lang, sehe ich es heller werden und glaube an keine Verfinsterung mehr."

Dieser Optimismus hing mit ihrer religiösen Ueberzeugung zusammen. So Schlimmes sie erlebt hatte, sie fühlte sich in ihrem Gott geborgen; sie ließ auch für sich den Spruch gelten: „Wen Gott liebt, den züchtiget er." Einer gleich ihr geprüften Freundin rief sie zu: „Laß uns mit Ergebung den Pfad wandern, auf dem Gott den Menschen führt." Alte das Gottvertrauen lehrende Gesangbuchsverse, die sie in ihrer Kindheit gelernt hatte, sagte sie sich und ihren Vertrauten noch in späteren Jahren vor.

Ihr Gott war nicht der einer bestimmten kirchlichen Lehrmeinung. „Ich fand Gott überall, daher suchte ich ihn nirgends," schrieb sie einmal (1812). Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit waren festgewurzelt in ihr. Für jenen bedurfte sie keiner Offenbarung und keines Beweises; dieser konnte in ihr nicht erschüttert werden durch naturwissenschaftliche Zweifel. Wie sie durchdrungen war von der Macht und Wirksamkeit eines alliebenden Vaters, so war sie überzeugt, daß das Geistige im Menschen, seine Seele mit dem Schwinden des Körpers nicht untergehen könne. An ein leibliches Wiederfinden glaubte sie wohl nur, wenn sie in dem frischen Schmerz um eines ihrer Lieben sich verzehrte; an ein Aufhören der Liebe wollte sie nicht glauben, sondern erträumte sich einen Zustand seliger geistiger Erkenntnis. Sie war fromm, aber diese Frömmigkeit machte sie nicht zu einer fügsamen Tochter der Kirche. Vor dem Priesterstande

hatte sie Respekt und einzelne Vertreter des Standes wie „der Vater Schmid" blieben auch ihr ehrwürdig. Aber was sie von den Priestern jeder Konfession verlangte: Sittenreinheit, Hingabe, Werkthätigkeit, keusche Männlichkeit, glaubte sie nicht überall zu finden, statt dessen beobachtete sie oft Unduldsamkeit, Aeußerlichkeit, starre Gläubigkeit der einen, kleinliche Modernitätssucht der anderen, die ihr zuwider waren. Das Studium der Kirchengeschichte erwirkte bei ihr, wie bei so manchem Forscher, wenn auch nicht gerade ein Schwinden der Gläubigkeit, so doch mindestens eine Abneigung gegen die Kirche. Während sonst gerade Protestanten durch Versenken in die Reformationsgeschichte ihre Anhänglichkeit an ihren Glauben bestärkten, wurde sie durch ein solches Studium ihrer väterlichen Religion abgeneigt. Sie, die gern in der Bibel las, ging so weit, daß sie, durchaus antireformatorisch, die allgemeine Verbreitung der Bibel mißbilligte, ja ihr die in manchen Kirchen herrschende Schwärmerei zuschrieb. Sie beschuldigte den Begründer der Kirchenerneuerung des Despotismus, den sie gerade in den Dingen des Geistes verabscheute, sie hatte kein Gefallen an seinem und der Seinigen zu stark entwickelten Selbstvertrauen. Vielleicht wurde ihre seelische Abwendung vom Protestantismus — zu einem wirklichen Abfall kam es nicht — bestärkt durch Erinnerungen an ihre Mutter und durch den Einfluß ihres zweiten Gatten, die beide Katholiken gewesen waren; auch der Umstand, daß sie lange in katholischen Gegenden lebte, die Wirkung der äußern Pracht des katholischen Gottesdienstes, den sie in kleinen und großen Städten anschaute, mögen bei ihr mitbestimmend gewesen sein.

Sie hatte Liebe gesät, sie durfte Liebe ernten. Sie, die bei ihrer Flucht aus Mainz manchen ein Anstoß und vielen ein Abscheu war, die noch bei Hubers Tod einigen, die sie nur nach dunkeln Gerüchten beurteilten, als verdammenswert galt, hatte sich Ansehen, Freundschaft und Liebe erobert. Von ihren Kindern wurde sie vergöttert, von Freunden und Freundinnen geliebt, von weiten Kreisen als Schriftstellerin, als Brief-

schreiberin, als eine Frau, die angenehm zu plaudern und gut zu handeln wußte, verehrt. In diesem Gefühle der Befriedigung, heiter trotz vieler Schmerzen und der ihr erkennbaren Abnahme der Kräfte ist sie gestorben.

Die Nachwelt wurde ihr nicht gerecht. Körners und Schillers grollende Worte hallten hinter ihr her. Ihrer Nebenbuhlerin Karolinens Nachrede, die schon der Lebenden geschadet, heftete sich noch an die Tote. Wilhelm v. Humboldts schöne Würdigung (Briefe an eine Freundin, 6. Juli 1829) half nicht viel; Elvers' Charakteristik (1872, Biographie von V. A. H.) wurde nicht sehr beachtet. Möge es diesem Buche gelingen, das nicht bloß eine Revision bekannter Akten sein soll, sondern das die erste wirkliche Durcharbeitung, teilweise auch die Vorlegung des gesamten köstlichen Briefmaterials ist, ein treffenderes Bild der vernachlässigten und ungerecht beurteilten Frau herzustellen. Vielleicht stimmt dann mancher in das Urteil Wilhelms v. Humboldt ein, das Rahel der Niegesehenen übermittelte: „Die Huber ist durchaus die erste Frau, die ich kenne."

Anmerkungen.

(Wenn außer den Seiten noch die Zeile bemerkt ist, so ist im Texte die Anmerkungsziffer ausgefallen.)

---

[1]) Zu S. 7. Die Notiz enthält manche Irrtümer: gemeint muß Dalbergs Ernennung zum Statthalter von Erfurt sein, 1772, denn Koadjutor wurde er erst 1787; damals, 1772, war Heyne Anfangs der Vierziger, also kein „lieber alter Mann". Auch eine Schrift „Vom Verdienst" finde ich nicht angeführt. — Ausführliches über Theresens Jugendgeschichte, ihre Eltern nebst Angabe der Quellen und eingehender Darstellung bei L. Geiger, Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899. — Die an dieser Stelle zum erstenmal gedruckte Niederschrift über die Kinderzeit liegt mir nicht im Original, sondern in einer Abschrift der Tochter Therese vor. „Blauäugige Amöne" ist nicht der Titel eines Gedichtes von Gotter; vielmehr beginnt die zweite Strophe seines Gedichts: „Der Frühling", 1769 (Gedichte 1787, I, S. 26 ff.) mit den Versen: „Blauäugige Amöne — Ertönete mein Lied". — Voß (vgl. das ihm gewidmete Werk von Herbst I, 93) charakterisiert Theresens Mutter: „Frau Hofrätin Heyne, die viel Geschmack und Belesenheit hat".

[2]) Zu S. 8. Die Verse stehen in J. C. Blum: Rhapsodie eines Patrioten am 1. Januar 1772 im Göttinger Musenalmanach 1773, S. 1. — Das Gedicht „Der Selbstmörder" habe ich nicht gefunden. Die Blumschen Verse, von Therese willkürlich citiert, sind nach dem Original richtig gestellt.

[3]) Zu S. 10. Dieser Brief an Helmine v. Chézy, sowie die übrigen an dieselbe gerichteten in der Varnhagenschen Sammlung der k. Bibliothek Berlin.

[4]) Zu S. 10. Mancherlei Notizen über den Bruder finden sich in Forsters späteren Briefen, einzelnes auch in Sömmerrings Briefen an Forster. — Ein Freund Karls, Zimmermann, wird 1809 (S. 194) erwähnt.

[5]) Zu S. 12. Ueber den älteren Brandes und dessen Sohn Ernst vgl. die Allg. deutsche Biographie und die dort angeführte Litteratur. Ueber Ernst Brandes besitze ich eine merkwürdige Charakteristik der Schwester Georgine und viele Bemerkungen Theresens, die in diesem Zusammenhang nicht verwertet werden konnten.

[6]) Zu S. 15. Ueber den Aufenthalt in Göttingen 1808 s. S. 181 ff. Die Geschwister werden auch sonst erwähnt: Jeannette und Marianne waren längere Zeit in Theresens Haus, oben S. 56 und S. 113.

[7]) Zu S. 15. Ueber den Gatten Henriettens v. Reden vgl. A. d. B. 27, 507, und Varnhagen, Denkwürdigkeiten VI, 85 ff. (dort auch die angeführte Stelle über die Frau).

[8]) Zu S. 17. Die Briefe sind in meinem Besitz. Sie bieten einen interessanten Beitrag zur Kunstgeschichte im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts.

[9]) Zu S. 17. Ueber Lotte Rehberg vgl. die Notiz bei Weinhold, Boie 1868, S. 82 und A. D. B. 27, 571; über Luise Mejer, die spätere Gattin Boies, Weinhold a. a. O. passim bes. S. 80 ff., 112. Von den Beziehungen Theresens zu beiden Mädchen ist a. a. O. nichts erwähnt.

[10]) Zu S. 18, Z. 26. Bemerkungen über Holland 1811, S. 4 f.

[11]) Zu S. 23. Ueber Ramdohr A. d. B. 27, 209—211; eine böse Anklage R.s gegen Therese ist behandelt und zurückgewiesen in Geiger, Dichter und Frauen, N. S. S. 32. — R. besuchte Therese im Jahre 1810 in Günzburg und war in demselben Jahre mit ihr in Stuttgart zusammen. Damals rühmte Therese, die von seinen brieflichen Anklagen nichts wußte, seine Anhänglichkeit.

[12]) Zu S. 25. Vgl. die mutwillige Erinnerung in den: Fragmenten von Briefen einer Mutter im Taschenbuch für Damen, 1798, S. 126.

[13]) Zu S. 25. Dies nach einem Bericht der Therese an ihre Tochter: Juli 1803, vgl. Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899, S. 85 ff. Der Bericht ist auch für das Folgende: Karoline, benutzt. — Die Autobiographie Schlözers erschien unter dem Titel: „A. L. Schlözers öffentliches und Privatleben, von ihm selbst beschrieben", 1802, enthielt aber nur die Schilderung der Jahre 1761—1765.

[14]) Zu S. 26. Vgl. Meusel 6, 137; 10, 423. Eine Notiz bei Herbst, Voß II 1, 246, eine andere Muncker, Klopstock S. 451.

[15]) Zu S. 33. Ueber diese handelt ein ganzes Konvolut sehr ausführlicher Briefe, die Therese an ihre Eltern richtete. Sie verdienten als wichtiges historisches Dokument ganz veröffentlicht zu werden. Aus diesem Grunde wird hier keine weitere Mitteilung darüber gegeben. Publiziert ist nur der Brief über Weimar von Leitzmann in der Vierteljahrsschr. f. Litt.-Gesch. Bd. 1, die Mitteilung über den Besuch bei Knebel: Vorlesung aus Goethes Iphigenie von mir im Goethe-Jahrb. XVIII, 121 f.

[16]) Zu S. 33. Die Litteratur über G. Forster kann hier nicht im einzelnen angegeben werden. Vieles, das für die Zeit der Ehe in Betracht kommt, ist unten Anm. 20 angeführt. Eine kurze Würdigung von Alfred Dove in der Allg. d. Biogr.; eine erschöpfende Darstellung seines Lebens und Wirkens steht noch aus. Für die im Text gegebene Charakteristik, die nur für das hier zu behandelnde Ehedrama berechnet ist, sind einige Stellen aus meinem mehrfach angeführten Buche „Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899" benutzt; der dort S. 26—82 stehende Aufsatz gibt auch die Belege für das Verhältnis zwischen Therese und Meyer. Die im Texte mitgeteilten Briefstellen und Briefe werden hier zum erstenmal gedruckt.

[17]) Zu S. 39. Dieser Wrede ist also der in Theresens Brief 1806, Dichter und Frauen S. 33, 35 Gemeinte, den ich bei Herausgabe jenes Buches nicht nachweisen konnte.

[18]) Zu S. 39, Z. 26. Für diese Gothaer Zeit vgl. besonders den Forster-Sömmerringschen Briefwechsel, der viele wichtige Briefe Theresens enthält, ferner H. Uhde, H. A. O. Reichard, Stuttg. o. J.

[19]) Zu S. 44. Das Original, aber ohne notarielle Unterschrift und Siegel in dem Forsterkasten des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs, vgl. Einleitung.

[20]) Zu S. 46. Für das Folgende bis 1792 sind, da die Briefe Theresens an Forster nicht erhalten, mir wenigstens nicht zugänglich und da auch nur sehr wenige ungedruckte Briefe derselben aus jener Zeit bekannt sind, hauptsächlich benutzt die Briefe Forsters, herausgegeben von Therese, 2 Bände, Leipzig 1829. Ferner für Therese fast die wichtigste Quelle: G. Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring, herausgegeben von H. Hettner, Braunschweig 1877. Endlich von A. Leitzmann ediert: Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters aus ungedruckten Quellen (Briefe an Spener), Archiv für das Studium neuerer Sprachen 84, 370—404; 86, 129—226; 87, 129 bis 216; 88, 1—46. Von demselben: Ungedruckte Briefe Georg Forsters (an Fr. Nicolai, J. D. Reuß, dazu auch vier Briefe Theresens an denselben, Spener [Nachträge], Heyne), Archiv 88, 287—300; 89, 15—32; 90, 27—56; 91, 129—178; 92, 241—304; 93, 23—68. Einzelne Notizen aus Waitz, Karoline, Leipzig 1871. Vgl. besonders mein: Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899; aus diesem Buche mußte einzelnes für die Göttinger Zeit (1787/88) mit wenigen Veränderungen herübergenommen werden.

[21]) Zu S. 51. Vgl. darüber Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte Bd. 6, S. 588 ff. Ferner einen Brief Herders vom 14. September 1787, als Forsters noch in Weimar waren, Aus Herders Nachlaß 2, 403, und den Brief Knebels an seine Schwester Henriette vom 17. September, Briefwechsel 1858, S. 65. Dieser Bericht ist nicht ganz genau; er spricht z. B. irrig von zwei Kindern Theresens. Die Briefe Theresens an das Herdersche Ehepaar sind, einer Mitteilung B. Suphans zufolge, nicht erhalten.

[22]) Zu S. 54. Vgl. L. Geiger, Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899, S. 42—51.

[23]) Zu S. 58. Bemerkungen über Holland. Aus dem Reisejournal einer deutschen Frau, von Therese H. Leipzig 1811, S. 26 ff.

[24]) Zu S. 58. Der Brief an A. W. Schlegel in dem Schlegelschen Nachlaß der k. ö. Bibliothek in Dresden.

[25]) Zu S. 58. Vgl. Goethes Erwähnung des Zusammenseins mit Forster in: Campagne in Frankreich. Werke W. A. 33, S. 4. Zweimal Grüße an Therese, 1792 und 1789. Briefe IX, 313, 318, 340. Vgl. unten S. 426.

[26]) Zu S. 58. Vgl. meine Mitteilung „Briefe von und an Wilhelm v. Humboldt in der „Neuen Freien Presse“ Nr. 11777/79 (14. und 16. März 1898). Dort sind die beiden einzig erhaltenen Briefe Wilhelms an Therese,

einige von Therese an Wilhelm und Alexander abgedruckt und ihre Beziehungen zu beiden Brüdern dargestellt. Die hier im Text mitgeteilten Stellen sind dort nicht verwertet.

[27]) Zu S. 62. Vgl. Dichter und Frauen, N. S., S. 101 ff. Archiv f. d. Studium neuerer Sprachen, Bd. 89, S. 26, Bd. 92, S. 293 ff. Aeußerungen Karolinens in dem Anm. 20 citierten Buche von G. Waitz.

[28]) Zu S. 63. Der Brief, undatiert, von einem Landaufenthalt in der Nähe von Mainz, ist ungedruckt; ich benutzte ihn vor einigen Jahren aus dem O. A. Schulzschen Autographenlager in Leipzig.

[29]) Zu S. 64. Justus Erich Bollmann. Karlsruhe, 26. Oktober 1791, an seinen Vater in: F. Kapp, J. E. Bollmann, ein Lebensbild aus zwei Weltteilen. Berlin 1880.

[30]) Zu S. 64. Eine kurze Erinnerung an diesen Aufenthalt in Karlsruhe nahm Therese in ihre Bemerkungen über Holland, S. 2, auf.

[31]) Zu S. 66. Für dies und das Folgende vgl.: Jacobis auserlesenen Briefwechsel, Bd. 2, S. 27. Forsters Briefe an Jacobi in dem von Therese herausgegebenen Briefwechsel. Ferner: Aus Schellings Leben, Bd. II, S. 86, 309; die eine Stelle sehr merkwürdig über das Verhältnis von Therese zu Jacobi 1806, die andere eine Bemerkung Goethes über die Schwestern enthaltend.

[32]) Zu S. 69. Vgl. das Nähere in der Ausgabe der „Xenien" von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar 1897, S. 98 und 215. Für Huber und die „Xenien" meine Mitteilung im Goethe-Jahrbuch Bd. 19. Was in einzelnen Mainzer Schmähschriften über Theresens politische Anschauung und ihre Rolle als Forsters politische Verführerin gesagt wird, bedarf ebensowenig wie die dort vorgebrachten Anschuldigungen gegen ihre Sittlichkeit einer Widerlegung. Am schlimmsten geht mit Therese und ihren Freundinnen Karoline und Frau Forkel die Broschüre: „Die Mainzer Klubbisten zu Königstein. Ein tragikomisches Schauspiel in einem Aufzuge. 1793" (Mainzer Stadtbibliothek) ins Gericht. In einer Sammlung deutscher Curiosa könnte man markanten Stellen dieser Schmähschrift einen Platz gönnen; dieses Buch mochte ich durch derartige Auszüge weder beschweren noch verunzieren.

[33]) Zu S. 70. Solches wird behauptet in einer der Mainzer Schmähschriften: „Biographie des Mainzer Klubs, zum Zeitvertreib für die Mainzer Bürger", 1793, S. 8 f., wo gesagt wird, daß Therese auch ihre Freunde „durch Bitten, mit frauenzimmerlichen Reizen vorgetragen," zum Uebersetzen veranlaßt habe. Von der Uebersetzung Mackintoshs war oben S. 61 die Rede.

[34]) Zu S. 71. Vgl. Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899, S. 86, besonders das heftige Pamphlet (oben Anm. 32), in dem die direktesten Anklagen dieser Art gegen Karoline, freilich auch gegen Frau Forkel ausgesprochen werden. In derselben Schrift werden auch Theresens Beziehungen zu Huber in gehässigster Weise dargestellt.

[35]) Zu S. 72, Z. 28. Brief Forsters vom 15. Juli 1792. Leo Liepmannsohns Antiquariatskatalog 127, 1897, S. 20.

[36]) Zu S. 73. Die Korrespondenz zwischen Huber und Schiller liegt jetzt vollständig vor. Vgl. meine Mitteilung im Euphorion Bd. 7, woselbst die genaue Litteratur angegeben ist. Dazu meine Ausgabe des Schiller-Körnerschen Briefwechsels Bd. 4, 1896, wo das damals bekannte Material abgedruckt ist. Für Huber ist ferner die von Therese geschriebene Biographie, Sämtliche Werke seit dem Jahre 1802, Tübingen 1806, zu vergleichen. Ferner die bei Forster oben Anm. 20 angegebene Brieflitteratur. Briefe von Huber an Therese sind handschriftlich gar nicht, von Therese an Huber nur ein einziger erhalten. Einige der ersteren sind in der Biographie abgedruckt. Die (ungedruckten) Briefe Hubers an Heyne, die in meinem Besitze sind, beginnen erst nach der Verheiratung 1794.

[37]) Zu S. 78. Die Stellen über Brand in Briefen Theresens an ihren Sohn, 27. April 1816, 1826. Ueber Brands Leben findet sich im Dictionary of National Biography leider nichts; die hier und später im Text angeführten oder benutzten Notizen sind der Korrespondenz Theresens entnommen.

[38]) Zu S. 79. Rabany, Les Schweighauser, 1884, S. 71.

[39]) Zu S. 79. Dieses präzise Datum der Korrespondentin (4. Januar 1793) wird wohl festzuhalten sein; danach ist die Bemerkung Theresens, sie sei am letzten Tage des Jahres 1792 aus Straßburg fortgegangen, zu berichtigen.

[40]) Zu S. 80. Aus Straßburger Quellen ist für diesen Aufenthalt nichts zu entnehmen. Prof. Rud. Reuß schreibt mir, daß er „nie weder in handschriftlichen, noch in gedruckten zeitgenössischen oder späteren Quellen den Namen Therese Hubers gefunden habe". Auch der Tabakhändler Coeur und seine Tochter kommen weder in den Namensverzeichnissen des Jakobinerklubs, noch in den Protokollen der Vernunftsfeste vor; auch in dem Werke von Ad. Seyboth, Das alte Straßburg, 1890, in dem Besitzer und Bewohner eines jeden Hauses aufgezählt werden, wird sein Name nicht genannt. — Auch einzelne Bemerkungen des Textes sind dem Briefe des genannten Gelehrten entnommen.

[41]) Zu S. 84. Einzelne Aktenstücke und Briefe, die diese Sache betreffen, sind von Therese in Hubers Biographie, S. 72—84, S. 91—102, abgedruckt. Ich könnte sie durch einzelne vermehren, z. B. ein großes Schreiben Hubers an den sächsischen Minister vom 29. Dezember 1792, halte dies aber an dieser Stelle für nicht geraten. Im Dresdener Staatsarchiv befindet sich weder das Entlassungsgesuch Hubers, noch die Gewährung dieses Gesuches, dagegen fünf Bände mit meist chiffrierten Schreiben Hubers aus Frankfurt und Mainz, deren Durcharbeitung vielleicht lohnen würde. Meinem Zweck lag eine solche Arbeit fern.

[42]) Zu S. 85. Alles dieses ist nur aus einzelnen Aeußerungen seiner späteren Briefe und aus Theresens Reminiscenzen zu schließen; aus dieser Zeit hat sich kein zwischen beiden gewechseltes Schriftstück erhalten.

[43]) Zu S. 85. Sömmerring an Heyne 1. Juni 1793, in Sömmerrings Leben von Wagner, 1844, S. 208.

[44]) Zu S. 86. Auch dies aus einem Briefe Sömmerrings an Heyne, 27. April 1793, a. a. O. S. 202.

[45]) Zu S. 86. Therese hat diesen Brief ohne Nennung des Schreibers in der Biographie ihres Gatten, Briefwechsel Bd. I, S. 133, abgedruckt. In dem mir vorliegenden Original lautet die Adresse: Madame Forster chez Mons. de Rougemont, procureur général à Neuchâtel.

[46]) Zu S. 86. Musée neuchâtelois 15 (1878), S. 71 f., 17 (1880), S. 34 ff. Ph. Godet: Les intentions de la Prusse en 1707. Mus. neuch. 24, 240—251. Ein Bericht über den Aufenthalt Bévilles in Neuchâtel nebst seinem Porträt abgedruckt im Mus. neuch. 36, S. 7 ff.

[47]) Zu S. 86. Das Folgende aus einem großen französischen Schreiben Hubers an die Behörde, dessen Konzept mir vorliegt, 17. Oktober 1793.

[48]) Zu S. 88. Forsters Briefwechsel, Bd. 2, S. 599, 8. Oktober. Den ersten Druck der Schrift kann ich nicht nachweisen, ein Wiederabdruck findet sich in Hubers Erzählungen, 1. Sammlung. Braunschweig 1801.

[49]) Zu S. 89. Einleitung zu Forsters Briefwechsel, Bd. 1, S. 143 f.

[50]) Zu S. 91. Die genannten Zeugnisse Dardels und Mich. Hubers (im Original) in meinem Besitz.

[51]) Zu S. 94. Die hier benutzten Schriftstücke, sowohl die Empfehlung wie das Gesuch des Huberschen Paares vom 17.—20. Juni, sind in meinem Besitze, ihnen folge ich. Therese spricht in der Biographie ihres Gatten, S. 119 f., von sechs der angesehensten Einwohner der Stadt, die die Bittschrift für sie eingereicht hätten. Wenn sie hinzusetzt, diese hätten an ihre Studienzeit in Göttingen bei dem ehrwürdigen Heyne erinnert, so ist dies in den mir vorliegenden Aktenstücken nicht der Fall, nur in einem wird Therese als „würdige Tochter ihres gelehrten Vaters" bezeichnet. Es wäre daher leicht denkbar, daß Therese in diesem Falle die Sache ein klein wenig anders dargestellt hätte, um ihrem Vater gefällig zu sein. Unter dem gedruckten Material das Wichtigste ist der Aufsatz von Ph. Godet, Police secrète en Neuchâtel, 1794, Auszüge aus einem Heft: Plumitif de la commission patriotique commencé le 14 juin 1794 im Musée neuchâtelois, vol. 35 (1898), p. 85—88, p. 112—118.

[52]) Zu S. 94. Da ich weitere Notizen nicht zu geben vermag, so erwähne ich, daß die Kirche von Bôle abgebildet ist, sowie daß Notizen über sie mitgeteilt sind — der erste Prediger wurde 1639 installiert — im Musée neuchâtelois 21, 246 ff.

[53]) Zu S. 95. Für Hubers Publikationen sehr wichtig H.s Briefe an Usteri, für die Friedenspräliminarien speziell vgl. einen Brief Hubers an Voß, 12. Juni 1795, Original in der Berliner Bibliothek.

[54]) Zu S. 96. Für das Folgende, ebenso wie für manches Vorhergehende sind die ungedruckten Briefe Hubers an Heyne die wichtigste Quelle. Diese Briefe sind auch besonders interessant wegen ihrer politischen Berichte,

die freilich an dieser Stelle nicht weiter benutzt werden. Heyne, der fürchtete, Hannover werde unter den Kriegsunbilden leiden, horchte begierig auf jedes politische Gerücht.

[55]) Zu S. 104. Ueber Rougemont vgl. Jeanneret und Bonhôte, Biographie neuchâteloise, 2 vol., Locle 1863, II, 362 ff. (aus der Revue encyclopédique 1825, t. 26 von Courvoisier). Der Bericht über seine Mission nach Paris ist abgedruckt im Musée neuchâtelois 1874, XI, 9—26. Ueber die Familie Osterwald, in die er hineinheiratete, Ph. Godet im Musée neuchâtelois 22, 246—256, 261—271, 285—302, freilich nur bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

[56]) Zu S. 105. Ueber Benjamin Constant vgl. die glänzende Charakteristik seines Werkes „Adolphe" bei G. Brandes, Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. I, S. 84—116, ferner eine Reihe von Notizen in meinem Buche „Alt-Weimar", S. 78, 86 und 87.

[57]) Zu S. 105. Ueber Frau v. Charrière einen großen Aufsatz von Sainte-Beuve, ursprünglich 1839 erschienen, wiederabgedruckt in Portraits de femmes, Paris 1876, S. 411—457, mit guter Litteraturangabe; ferner: Benj. Const. et Mad. de Charrière, zuerst gedruckt 1844, aufgenommen in St.-B., Portraits littéraires, Paris 1864, III, S. 185—281. — Ich besitze einige Briefe von Huber an B. C., die Briefe des letzteren an Huber und Therese, ferner ein großes Konvolut von Briefen der Mad. de Charr. an Huber und Therese, die ältere und jüngere. Die Verwertung aller dieser Schriftstücke soll an anderem Orte geschehen. Briefe von Huber an Frau v. Ch. sind (in deutscher Uebersetzung) in Hubers ges. Schriften Bd. II gedruckt. Einzelne Notizen über Frau v. Ch. im Musée neuchâtelois 13, 198 f. Ausgewählte Auszüge von Briefen derselben, 1772—1779, an Mad. de Sévery (15), 1792—1800, an Mad. Karoline de Sandoz, geb. Chambrier, ca. 250, mitgeteilt von Ph. Godet im Musée neuchâtelois 23, 211—218, 229—238. Zwei andere Briefe derselben das. 25, 14 ff. Vgl. ferner Ph. Godet, Mad. de Charrière et les Jacobins montagnards im Musée neuchâtelois 33, S. 131—144. Einzelnes von ihr und über sie in dess. Une Neuchâteloise il y a cent ans (Frau Rose de Bosset de Luze besonders 1796 ff.), Musée neuchât. 32, S. 145 ff., 171 ff., 238 ff., 252 ff., wo auch von manchen anderen Bekannten Theresens, aber von ihr und ihrem Gatten nie die Rede ist.

[58]) Zu S. 110. Ueber die Quellen für diese Zeit ist folgendes zu bemerken: Die Briefe Hubers an Cotta, die sicheren Aufschluß geben könnten, sind verloren. Die schon angeführte Biographie Hubers ist gerade für diese Zeit dürftig. Der Briefwechsel zwischen Cotta und Schiller, herausgegeben von Vollmer, Stuttgart 1881, bietet manches Brauchbare, außer vielem anderen, S. 694, Auszug aus dem Honorarkonto, dagegen wenig Schäffles inhaltsarme Biographie Cottas (Berlin 1889). Manches aus Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung, 1798—1898, München 1898. Wichtig sind die Briefe Hubers an Heyne, vgl. Anm. 54. Glücklicherweise sind von nun an

die Briefe Theresens erhalten. In Betracht kommen besonders die an ihre Tochter Therese, an Freund Meyer, an Mar. Hartmann, einer an den Gatten; manche Reminiscenzen in Schriftstücken aus späterer Zeit.

[59]) Zu S. 113. Das Vorhergehende und Folgende aus Briefen Hubers an Heyne, den einzigen Zeugnissen jener Wochen und Monate; dessen Antworten, die Briefe Theresens an die Ihrigen, die Briefe der Ehegatten während der Trennungszeit sind nicht erhalten.

[60]) Zu S. 114. Diese Notiz aus einem Briefcouvert. Die Adreßbücher 1797—1803, 1816—1823 sind, wie ich einer gütigen Mitteilung des Herrn Oberbibliothekar Steiff entnahm, in Stuttgart nicht vorhanden. Eine Ausnahme macht Ebner, Wegweiser in Stuttgart 1800. Wenn es aber dort heißt: der Legationsrat Huber wohne auf der Leimengrube Nr. 12, im Hause des Kanzleibuchdruckers Cotta, so dürfte das so zu verstehen sein, daß die genannte seine Redaktionsadresse war.

[61]) Zu S. 115. Ueber das Hartmannsche Haus vgl. Erinnerungen an Joh. Aug. v. Hartmann ... Aus den Mitteilungen der Familie zusammengestellt. Mit der Grabrede von G. Schwab. Stuttgart 1849. — Hartmannbuch. Als Manuskript gedruckt. 1878. — Vgl. ferner die Notizen bei Schlossar, Nik. Lenaus Briefe an Emilie und Georg Reinbeck, Stuttgart 1896, S. 3 ff. Die Briefe Theresens an Mariette, einzelne an Hartmann und Emilie, auch viele Briefe der Kinder Luise und Aimé an Mitglieder der Hartmannschen Familie werden in der k. ö. Bibliothek in Stuttgart aufbewahrt (vgl. Einleitung); die Antworten Mariettens und ihrer Kinder sind mir unbekannt.

[62]) Zu S. 120. Der Bericht über Karoline ist abgedruckt in: Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899, S. 83—101, Frau Forkel das. S. 101—108.

[63]) Zu S. 123. Original in der Böttiger-Sammlung der k. ö. Bibliothek in Dresden. Einige Briefe von Carus an Therese in meinem Besitz.

[64]) Zu S. 127. Ueber J. Chr. Schmid vgl. Meusel, Gelehrtes Deutschland, Bd. 7, S. 204 f., Bd. 13, 18, s. v. Vgl. ferner Weyermann, Nachrichten von Gelehrten zu Ulm, freilich herrscht dort manche Verwirrung; einmal wird er als J. Chr. S. I., zweimal als II. bezeichnet, ihm wird auch einzelnes zugeschrieben, was ihm nicht angehört. Vgl. ferner Württ. Jahrbücher 1828, Bd. II. Dort wird auf einen Nekrolog verwiesen, den Therese dem alten Freunde in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1827 widmete.

[65]) Zu S. 131. Ueber den Besuch Vossens bei Miller vgl. Herbst, Voß II, 2, S. 32 f. Dort wird das Hubersche Ehepaar freilich nicht genannt.

[66]) Zu S. 135. Therese wünschte Adele von Frau Simanowicz, vgl. oben S. 216, malen zu lassen. Ueber den Verkehr mit dieser Frau vgl. Friederike Klaiber: Ludovike. Ein Lebensbild aus der nächsten Vergangenheit geschildert für christliche Mütter und Töchter unserer Tage von der Herausgeberin des Christbaums. Mit Originalbriefen von Schiller, Therese Huber und ihren Zeitgenossen. Stuttgart 1847, 2. (Titel-)Ausg. das. 1850.

[67]) Zu S. 136. Unzelina ist die obenerwähnte Schauspielerin Unzelmann; Dedem kann ich nicht nachweisen; die übrigen sind bekannte Staatsmänner. — Hubers „Der natürliche Sohn" wurde wirklich am 18. Oktober 1804 aufgeführt; ein Lieblingsstück der Berliner kann man es nicht nennen, denn es brachte es nur auf fünf Vorstellungen. Dagegen machten einzelne von Huber übersetzte Stücke in Berlin Glück: „Offene Fehde", 1788—1826: 75mal, „Das unterbrochene Opferfest", 1797—1853: 111mal.

[68]) Zu S. 140. Das „Schreiben einer Mutter an ihre Tochter" aus dem „Freimütigen" 1803 war 1829 in einer Augsburger Zeitung (?) abgedruckt. Der Abdruck machte Therese große Freude.

[69]) Zu S. 143. Die Aeußerungen über Hubers Tod findet man in Goethes Briefen (W. A.), Schillers Briefwechsel mit Cotta und Körner; die Briefe von C. Bertuch und Rochlitz sind der Böttiger-Sammlung in Dresden entnommen. — In meinem Besitz befindet sich u. a. ein Gedicht (gedruckter Quartbogen) von dem Setzerpersonal der Allg. Zeitung. — Haugs Trostgedicht ist in die Sammlung seiner „Ausgewählten Gedichte", Leipzig 1827, nicht aufgenommen, ebensowenig sein Hochzeitsgedicht, oben S. 210. Dagegen finden sich a. a. O. S. 47 vier andere Distichen, „An Luise v. Herder geb. v. Huber", die sie, Großvater und Vater rühmen.

[70]) Zu S. 153. Die merkwürdige Korrespondenz mit Meyer 1805 ist in meinem Buche Dichter und Frauen, N. S., Berlin 1899, gedruckt.

[71]) Zu S. 154. Einzelne dieser Briefe sind abgedruckt in dem Aufsatz „Aus Th. Hubers Herzensleben", Westermanns Monatsh. Bd. 81, S. 717 ff. Weitere Briefe an Rochlitz sind mir nicht bekannt; Antworten des Leipziger Schriftstellers haben sich nicht erhalten. Da in dem Rochlitz-Böttigerschen Briefwechsel, den ich genau kenne, Erwähnungen Theresens nicht vorkommen, die notwendig gewesen wären, wenn ihrerseits eine lebhafte Verbindung mit beiden Männern bestanden hätte, so darf man schließen, daß diese Korrespondenz bald aufhörte. Die Briefe von Carus und Haug an Therese und merkwürdigerweise auch die Theresens an Haug gehören dem in meinen Besitz übergegangenen Nachlaß Theresens an. Nach der in den Briefen von Carus gegebenen Notiz habe ich Hubers Beiträge für den „Freimütigen" zusammengestellt: Ztschr. f. vgl. Litt.-G., N. F., XII, S. 430 ff.

[72]) Zu S. 154. Ueber diese Notiz, die ich irrtümlich Carus zuschrieb, vgl. „Dichter und Frauen", S. 106 f.; das. auch über den Nekrolog im „Freimütigen"; Schulz' Artikel in Launs „Abendzeitung" kenne ich nicht.

[73]) Zu S. 155. 5. September 1806. Das Original befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Ein Wort Goethes über die Biographie in den Annalen 1806.

[74]) Zu S. 157. Die Briefe Hubers an Usteri werden im Usterischen Familienarchiv zu Zürich im Besitz des Herrn Oberstdivisionärs Meister aufbewahrt. Aus diesen Briefen sind schon oben manche Notizen benutzt. — Der Briefwechsel mit Böttiger von beiden Korrespondenten, ziemlich vollständig, befindet sich in der unerschöpflichen Böttiger-Sammlung der k. öffentlichen

Bibliothek in Dresden und ist durch mich in der Zeitschr. f. vergl. Litt.-Gesch., N. F., Bd. XII, S. 417 ff. gedruckt. — Die Korrespondenz Hubers mit Uxküll und Reinhold ist nicht bekannt, Theresens Briefe an Usteri und Böttiger befinden sich an den angegebenen Orten; ihre Briefe an Reinhold sind in meinem Besitz, die von Uxküll an Therese desgleichen. Die entsprechenden Teile der beiden letzten Briefwechsel sind mir nicht bekannt. Die angeführten Briefe bilden für alle folgenden Abschnitte eine der hauptsächlichsten Quellen. Litteratur über Usteri in der A. d. B. Bd. 39, S. 408, über Uxküll daselbst S. 440, über Böttiger in meinem Buch „Aus Alt-Weimar" (Berlin 1896), über Reinhold vgl. Hamburger Schriftstellerlexikon, s. v., Wohlwill, Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, N. F., Bd. 5, S. 228 ff., A. d. B. Bd. 28, S. 80—82, Reinholds Nachlaß, herausgegeben von Varnhagen v. Ense, 2 Bde., Berlin 1853. In den großen Schiller-Biographien von Weltrich und Minor, auch in der siebenbändigen Sammlung der Schillerschen Briefe von Jonas kommt Reinholds Name nicht vor. Ein wirklicher Genosse Schillers kann er nicht gewesen sein, da er zwölf Jahre jünger war als dieser. Sollten in dem Gedicht Reinholds (Nachlaß Bd. 1, S. 169) „In der Nähe von Stuttgart", 24. April 1804, die drei ersten Strophen Huber gewidmet sein? Das Gedicht daselbst, S. 23, „Die Verwandlung", könnte sich auf Adele und Huber beziehen. Reinholds Gedicht „An den Geist Hubers. Am Jahrestage seines Todes" Nachlaß I, S. 120—123, konstatiert nur, daß H. sein „vielgeliebter Freund" war, der „im Himmel meines Herzens die schönste Stelle füllt", gibt aber über die Entstehung des Verhältnisses keine Auskunft. Therese ist die folgende Strophe gewidmet, die von Reinholds Können keine glänzende Vorstellung fassen läßt:

Dich haben Arme hold umfangen
Und Herzen schön erkannt,
Was menschlich ziemet zu verlangen,
Hast liebend du gekannt.
Den Heißgeliebten rief das andre Werde
Und dein schon halbverklärter Blick
Sah wehmutsvoll auf nichts von dieser Erde,
Als auf die Liebe nur zurück.

75) Zu S. 166. Dieser Besuch der Frau v. Staël wird in der großen Biographie der Genannten durch Lady Blennerhasset, III. Bd. (Berlin 1889), nicht erwähnt (er müßte III, 188 stehen); die im Register über Th. H. angeführten Stellen sind ganz nichtssagend. — Die in dem Abschnitt über Frau v. Staël angeführten Schriften sind: A. W. Schlegel, Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide, Paris 1802; Constant, Wallstein tragédie en cinq actes et en vers, précédée de quelques reflexions sur le théâtre allemand et suivie de notes historiques, Genf 1809.

76) Zu S. 170. Für das Folgende ist das Buch von Elvers: Viktor

Aimé Huber, sein Werden und Wirken, 2 Bde., Bremen 1872, zu vergleichen. Der Verfasser, der Erbe des V. A. Huberschen Nachlasses, benutzte dieselben Materialien, die mir nun vorliegen, vor allem die Briefe Theresens an ihren Sohn, Fellenberg und Reinhold, die Antworten Fellenbergs und Aimés Briefe an die Mutter. Diese Schilderungen und Mitteilungen zu wiederholen liegt diesem Buche fern, das wesentlich dazu bestimmt ist, neues Material zu bringen. Ich trage daher wenige, dem Verfasser jenes Werkes unbekannte Einzelheiten nach und gebe aus seiner Schilderung nur einen gedrängten Auszug, soweit er für die Zwecke dieser Darstellung notwendig ist.

[77]) Zu S. 179. Genaue biographische Daten über Emil v. Herder vermag ich nicht zu geben. Daß sich Goethe für ihn interessierte, geht aus manchen Notizen der Briefe s. W. A. Register in Bd. 18 hervor. Emil überlebte Schwiegermutter und Gattin (gest. 1831) um mehrere Jahrzehnte. 1846—1848 gab er seines Vaters Lebensbild, chronologisch geordnete Briefe, in drei Bänden heraus. 1852 war er mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach befreundet. Vgl. Grün, Feuerbachs Briefe und Nachlaß, Bd. 1, 368, Bd. 2, 221.

[78]) Zu S. 187. Gemeint kann nur sein das Buch von C. A. D. v. Eggers, Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, das Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799, 6 Bde., Kopenhagen 1801 bis 1806. Leider habe ich mir nur die drei ersten Bände verschaffen können, die bloß den Anfang der Reise, den Aufenthalt des Briefschreibers in Rastatt behandeln, kann also die Stelle nicht angeben, die Therese im Sinne hat.

[79]) Zu S. 188. Joh. Georg Jacobi war damals 69 Jahre, geb. 1740, gest. 1814. Seit 1784 war er Professor der schönen Wissenschaften in Freiburg, lebte seitdem in behaglicher Muße, nachdem er in seiner Jugendzeit viele tändelnde Gedichte geschrieben hatte. — Beziehungen zu ihm hatte Therese durch die Bekanntschaft mit seinem Bruder.

[80]) Zu S. 188. Ueber Herrn v. Strick vgl.: van de Aa, Biographisches Woordenboek der Nederlanden, Bd. 17, 1874, S. 1045 f.; ferner Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe, Bd. 21, S. 253, dazu S. 475. Die in den dort abgedruckten Anmerkungen angezogenen Tagebuchstellen enthalten nur kurze Erwähnungen der von Strick übersetzten und an Goethe gesendeten italienischen Tragödie Cajus Gracchus von Monti.

[81]) Zu S. 190. Bilderdyk, geb. 1756, gest. 1831, war einer der angesehensten, wenn nicht der bedeutendste damalige Dichter Hollands. Er war schon seit 1776 thätig und hatte sich teils durch seine Lieder, teils durch seine Uebersetzungen einen Namen erworben. Gerade damals lebte er wieder, von langen Reisen zurückgekehrt, in Holland und hatte 1809 ein Gedicht auf des Königs Thronbesteigung gemacht.

[82]) Zu S. 191. N. T. Merkur 1810, Bd. I, S. 212—273, unterzeichnet Th.....: „Bruchstücke aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rhein-

fahrt bis Holland", mit folgender Vorbemerkung der Redaktion: „Wir glauben, der edeln, tieffühlenden, welt- und länderkundigen Verfasserin im Namen aller Leser des Merkurs den aufrichtigsten Dank für eine solche Mitteilung versichern zu können. Möge das Ganze, wovon dies nur ein kleines Bruchstück ist, bald uns mitgeteilt, ein Stoff vielfacher Belehrung und Unterhaltung werden." Bd. II, S. 106—129, unterzeichnet Th. H., steht ein Stück von der Reise in Holland, ebenso Bd. III, S. 16—69, gar nicht unterzeichnet, S. 112—138, unterzeichnet Th .....

[83]) Zu S. 191. Aus der Besprechung der holländischen Reise (Gött. gel. Anz. 1812, 11. St., S. 108—112), hauptsächlich Inhaltsangabe, sei folgender Satz hervorgehoben: „Wo neben hellem und gesundem Verstande eine solche Lebendigkeit des Witzes, eine solche Wärme und Tiefe des Gefühls und eine solche jugendliche Regsamkeit und Grazie der Phantasie sich zeigen, da haben wenigstens die Reize der geistigen Weiblichkeit nichts von den zerstörenden Einflüssen des herannahenden Alters gelitten."

[84]) Zu S. 195. Für das Ganze vgl. Briefe von Jacobi an Böttiger und einen Brief von Therese an Usteri, Aktenstücke, die ich in den Bayerischen Forschungen V (Ansbach 1897), S. 1 ff., S. 16 ff. veröffentlicht habe.

[85]) Zu S. 195. Beneb. Maria Leonh. v. Werckmeister, 1745—1823, katholischer Theologe, seit 1807 geistlicher Rat in Stuttgart, in hervorragender Weise am Zustandekommen der Schulordnung beteiligt, ein ungemein freisinniger Mann, der für Lösbarkeit der Ehe, moderne Erziehung des Klerus, Aufhebung des Cölibats eintrat.

[86]) Zu S. 200. Offenbar nur Konzept, auf der Rückseite eines Briefes von G. H. Schubert, unbatiert, nicht unterschrieben, in der k. Bibliothek Berlin.

[87]) Zu S. 225. Christian K. A. L. v. Massenbach, 1758—1827, preuß. Oberst, zuletzt Gen.-Quartiermeister beim Fürsten Hohenlohe, vor und nach 1806 an den schweren Schicksalen Preußens mit verantwortlich, schrieb zu seiner Verteidigung und zur Herabsetzung seiner Gegner viele Schriften, von denen in unseren Briefen citiert werden: Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806, Frankfurt und Leipzig 1808. Memoiren über mein Verhältnis zum preußischen Staat und insbesondere zum Herzog von Braunschweig, Amsterdam 1809.

[88]) Zu S. 226. Es sind die Briefe Eugens von Savoyen gemeint, von denen S. 334 ff. die Rede ist.

[89]) Zu S. 227. Ueber die Beziehungen Theresens zu Wilh. v. Humboldt vgl. oben Anm. 26. Erhalten sind nur zwei Briefe Wilhelms, 20. November 1805, 2. September 1812.

[90]) Zu S. 227. Nach dem Wortlaut unserer Stelle sollte man an eine politische Schrift denken. Vielleicht erschien sie anonym; erwähnt finde ich nur die folgende, die allenfalls gemeint sein könnte: „Erinnerungen für Studierende. Rede, gehalten am 2. Mai 1813. Zürich 1813."

[91]) Zu S. 231. Plimplamplasko, Der hohe Geist (heut Genie). Von Klinger und Sarasin. (Basel) 1780.

92) Zu S. 233. Das Morgenblatt brachte Nr. 101/2, 28./29. April 1819, einen Aufsatz „Züge aus Karl Sands Leben" mit einem Vorwort (von Therese), Nr. 103/104, 30. April/1. Mai: Karl Sand im Herbst 1817, unterzeichnet: V—g, P—l. Nr. 113, 12. Mai: Abschiedsgruß. Von Herrn v. Kotzebue (nach dessen Tode in seinem Nachlasse gefunden). Nr. 119, 19. Mai: „Bei der Nachricht von dem zu Mannheim am 23. März 1819 verübten Morde" (Gedicht). Nr. 122, 22. Mai: Berliner Korrespondenz (einzelne Notizen). — Daß in Cottas Zimmer (1821) ein Bild Sands hing, berichtet Börne, Nachgel. Schriften Bd. 1.

93) Zu S. 240. Das Original dieses Briefes in der Varnhagenschen Sammlung der Berliner Bibliothek, wo überhaupt die erhaltenen Briefe von Th. an H. v. Chézy sich befinden.

94) Zu S. 245. Für das Folgende ist wiederum, vgl. oben Anm. 76, auf das Buch von Elvers zu verweisen. Die dort benutzte Korrespondenz zwischen der Mutter und dem Sohn ist selbstverständlich nach den Originalen neu durchgearbeitet. Von den bei Elvers abgedruckten Briefen wird im folgenden nichts mitgeteilt; das hier und früher Verwertete ist solchen Stücken des Briefwechsels entnommen, die Elvers entweder nicht gekannt oder nicht veröffentlicht hat.

95) Zu S. 252. Eine im folgenden nicht wiederholte recht bösartige Schilderung Rückerts ist bei Elvers Bd. I, S. 138 gedruckt; einzelne Mitteilungen aus den Briefen an Böttiger sind von Boxberger, Rückert-Studien, veröffentlicht. Die im Texte mitgeteilten Briefe an Cotta und die Tochter Therese sind jedenfalls unbenutzt.

96) Zu S. 255. Das Gedicht Uhlands unter dem Titel: Katharina, Morgenblatt 5. Februar, Nr. 31. — Müllners Recension über U.s „Ludwig der Bayer", beginnend mit einem Heranziehen des Klingemannschen Stückes, erschien Litteraturbl. 1819, Nr. 37; eine zweite Besprechung desselben Stückes wurde nicht gebracht.

97) Zu S. 255. Vgl. Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, herausgegeben von Th. Kerner und Ernst Müller, 2 Bände, Stuttgart 1897. Dazu als notwendige Ergänzung meine Besprechung in der Ztschr. f. deutsche Philol. Bd. 31, S. 251—280.

98) Zu S. 259. Für Wangenheim, Wintzingerode, Thurn sind die Artikel der Allg. d. Biogr. Bd. 41, 43, 38 benutzt.

99) Zu S. 260. Die Litteratur über Charlotte v. Schiller soll natürlich hier nicht im einzelnen angeführt werden. Die Reise wurde unternommen, um den einen Sohn Karl zu besuchen (vgl. Karl Schmidt, Schillers Sohn Ernst, S. 167 f.). Ueber das frühere Zusammentreffen Theresens mit Charlotte handeln die hier nicht veröffentlichten Briefe aus der Schweiz. In der oben S. 260 veröffentlichten Stelle ist übrigens entschieden ein Irrtum. Gegen Huber traten die Xenien nicht scharf auf; gemeint ist das gegen Forster gerichtete Epigramm (oben S. 69), in dem H. fälschlich Therese mitangegriffen wähnte.

[100]) Zu S. 261. Auch hier denke ich durchaus nicht die leicht zugängliche Litteratur über die drei angeführten Personen zu bringen. Erwähnt sei nur, daß der große Brief an Henriette v. Reden in einem anderen Zusammenhange in der Neuen Freien Presse vom 16. März 1897 veröffentlicht und seine Wiederholung hier unterblieben ist.

[101]) Zu S. 261. Manche dieser Berichte sind abgedruckt, sowie eine Darstellung des Verhältnisses Jean Pauls zu Theresen gegeben in meiner Mitteilung „Neues von, an und über Jean Paul" in der Zeitschrift für Bücherfreunde, 3. Jahrgang, 1899, S. 91—98. Ich könnte die dort gegebenen Mitteilungen durch manche bisher ungedruckte Stellen, namentlich aus Luisens Briefen, vermehren, doch begnüge ich mich, indem ich nachdrücklich auf jene Publikation verweise, mit der einen Stelle, die eine geistreiche Würdigung seines dichterischen Wesens gibt. Einzelne ganz besonders markante Stellen über Jean Pauls Gattin und Tochter, namentlich auch über deren Verlobung mit Förster übergehe ich, weil sie manche Lebende verletzen könnten.

[102]) Zu S. 265. Börnes Briefe aus Stuttgart, 1820 f., sind in seinen nachgelassenen Werken Bd. 1, Mannheim 1844, S. 182 f., 208, gedruckt mit sehr großen Auslassungen. Ich konnte einzelne Stellen — mit Anführungszeichen versehen — aus seinen Handschriften hinzufügen, die mir der Besitzer des Nachlasses, mein Freund G. Schnapper-Arndt in Frankfurt a. M., zur Verfügung stellte.

[103]) Zu S. 266. Für das Folgende vgl. einen Brief Theresens an Professor Thiersch, den bekannten Griechenfreund (10. September 1822), Original in der Münchener Bibliothek, abschriftlich mir von Herrn Direktor Laubmann mitgeteilt. Vgl. ferner einzelne Notizen in einem Briefe Theresens an ihre gleichnamige Tochter vom 10. Dezember 1822.

[104]) Zu S. 304. Anlaß gab Fr. v. d. Hagens Ausgabe der Nibelungen, Berlin 1810.

[105]) Zu S. 305. Petrarca (1304—1374). Eine Biographie des berühmten italienischen Renaissancedichters oder eine neue Uebersetzung seiner Gedichte erschien damals nicht. Die Lektüre italienischer Dichter, für die unsere Stelle vollgültiges Zeugnis ablegt, läßt sich sonst aus den Briefen nicht beweisen.

[106]) Zu S. 306. Schlegels Uebersetzung von des spanischen Dichters Calderon de la Barca (1600—1681) „Der standhafte Prinz" erschien 1809 im zweiten Bande des „Spanischen Theaters".

[107]) Zu S. 306. Die erste Aufführung des „standhaften Prinzen" in Weimar hatte am 30. Januar 1811 stattgefunden.

[108]) Zu S. 306. Der Messias von Klopstock (1724—1803) erschien in vier Bänden 1755—1773; damals (1812) war keine neue Ausgabe des Werkes veröffentlicht; seine Lektüre gehörte zu der allseitigen Erziehung, wie sie der Therese Forster als würdigen Tochter ihrer Mutter vorschwebte.

[109]) Zu S. 307. Das Urteil entstand bei Lektüre von Klingers Drama

„Zwillinge". In Theresens Briefen wird gelegentlich Kl.s Plimplamplasko erwähnt (vgl. oben Anm. 91). Im „Morgenblatt" nahm Th. eine Charakteristik des Dichters und bedeutenden Menschen von Fanny Tarnow auf.

[110]) Zu S. 307. Der Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", 5 Bde., Leipzig 1769—1773, ist von Joh. Tim. Hermes (1738—1821). Wie beliebt er zu seiner Zeit war, zeigen zahlreiche Nachdrucke und viele Lobsprüche. Damals war er schon längst veraltet.

[111]) Zu S. 307. Freiherr de la Motte Fouqué (1777—1843). Seine drei, in dieser und den folgenden zwei Briefstellen so verschieden beurteilten Werke sind: Sigurd, der Schlangentöter, ein Heldenspiel in sechs Abenteuern, Berlin 1808. Der Zauberring, ein Ritterroman, Nürnberg 1813. Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, bildet den ersten Teil der „Vaterländischen Schauspiele". Berlin 1811.

[112]) Zu S. 310. Fouqué war mit Varnhagen, W. Neumann und anderen Berliner Freunden beteiligt an dem Buche: „Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit". Erster Teil, Berlin und Leipzig 1808.

[113]) Zu S. 310. Daniel Kaspar v. Lohenstein (1635—1683) begann einen großen Roman, den sein Bruder fortsetzte, Christ. Wagner zu Ende führte und der 1689—1690 (mehr als 2000 Seiten groß) unter dem Titel: „Großmütiger Feldherr Arminius oder Herrmann nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte in zwei Teilen vorgestellet" erschien. Eine neue Ausgabe wurde 1731 veröffentlicht.

[114]) Zu S. 310. Gemeint ist Achim v. Arnim (1781—1831), der mit Clemens Brentano die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" 1806—1808 herausgab, und sein Roman: „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben." Berlin 1809.

[115]) Zu S. 310. Von Ludwig Tieck (1773—1883). Sein „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack. Gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers, ein Spiel in sechs Aufzügen" war schon 1799, Leipzig und Jena, erschienen.

[116]) Zu S. 311. Zach. Werner (1768—1823), bekannter durch andere dramatische Dichtungen: „Die Söhne des Thals", „Der 24. Februar", „Die Weihe der Kraft", hatte 1806 das Drama „Wanda, Königin der Sarmaten", ein Amazonendrama geschrieben, das 1808 in Weimar durch Goethe zur Aufführung gebracht wurde.

[117]) Zu S. 311. Kubach (richtiger Cubach) war, wie mich Leitzmann belehrt (vgl. auch Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 224) göttingischer Buchhändler im 17. Jahrhundert, Verfasser eines verbreiteten Gebetbuchs.

[118]) Zu S. 311. Von E. T. A. Hoffmann (1776—1822). Seinem vielleicht bedeutendsten Werke, das freilich durch die Seltsamkeit der Form

abstoßend wirkte: „Lebensansichten des Katers Murr", 2 Bde, 1820—1822, wird Therese nicht gerecht.

[119]) Zu S. 313. Die Stellen über Goethe sind großenteils im Goethe-Jahrbuch Bd. 18, Frankfurt a. M. 1897, S. 124—134, gedruckt. Bisher ungedruckt, für Goethe-Jahrbuch Bd. 22 oder 23 bestimmt sind die Briefstellen: Johannistag 1808, 12. November 1812, 1815, August 1822, 26. September 1823, 11. September 1826, 29. Januar 1827.

[120]) Zu S. 314. Lord Byron und Walter Scott waren die zwei auf die deutsche Litteratur einflußreichsten englischen Schriftsteller des zweiten und dritten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts. Von jenem (1788 bis 1824) werden die wichtigsten Werke nicht angeführt, nur die dramatische Dichtung Marino Faliero, London 1820, genannt; von diesem (1771—1832), der sich bekanntlich lange nicht nannte, so daß er als „der große Unbekannte" galt, nur The lady of the lake 1820, The Covenanters, 1824 erschienen.

[121]) Zu S. 315. James Fenimore Cooper, amerikanischer Romanschriftsteller (1789—1851), hatte die beiden in unserer Stelle gerühmten Romane The Pioneers or the sources of Susquehannah 1823, The Pilot 1824 veröffentlicht.

[122]) Zu S. 316. Von Franz Grillparzer (1791—1872), dem damals keineswegs nach Gebühr gewürdigten Dichter, werden folgende Dichtungen erwähnt: „Die Ahnfrau", Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1817; „Sappho", Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1819; „Der Traum ein Leben" (Des Lebens Schattenbild), erster Aufzug, 1821; „König Ottokars Glück und Ende", Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1825. Von den größeren bis 1829 vollendeten Werken bleibt also nur „Das goldene Vließ" unerwähnt.

[123]) Zu S. 319. Karl Immermann (1796—1855) wird hier nur in seinem dramatischen Erstlingswerk „Die Prinzen von Syrakus. Romantisches Lustspiel", Hamm 1821, vorgeführt, während seine bedeutenderen ernsten Dramen und Gedichte keine Erwähnung finden.

[124]) Zu S. 319. Leopold Schefer (1784—1862). Albrecht Dürers Ehestandsgeschichte unter dem Titel „Künstlerehe" in den „Rosen" 1828. Seine Novelle „Die Osternacht" erschien 1826 im „Taschenbuch f. geselliges Vergnügen". Sch.s eigentliche Bedeutung gehört einer späteren Zeit an; sie begann mit dem „Laienbrevier", dessen erste vollständige Ausgabe 1834 fertig wurde.

[125]) Zu S. 319. Tromlitz, A. v., eig. K. Aug. Friedr. v. Witzleben (1773—1839). Seine historischen Romane erschienen seit 1827 im Taschenbuch „Vielliebchen".

[126]) Zu S. 319. Spindler, Karl (1796—1855), ungemein fruchtbarer Romanschriftsteller. „Der Bastard" wurde 1826, „Der Jude" 1827 veröffentlicht.

[127]) Zu S. 320. Von Haug und Matthisson war schon vielfach die Rede. Beide waren damals alte Männer, beide 66 Jahre alt, Fr. v. Matth. 1761—1831, H. 1761—1829; letzterer starb fünf Monate vor Therese.

[128]) Zu S. 320. Das satirische Lustspiel August v. Platens (1796 bis 1855) ist „Die verhängnisvolle Gabel". Ein Lustspiel in fünf Akten. Stuttgart 1826, „ein Lehrgedicht über den Verfall der Bühne in Deutschland". Ueber Platens persönliche Beziehungen zu Therese vgl. S. 369.

[129]) Zu S. 321. Hauff, Wilh. (1802—1827), infolge seines frühen Todes über Gebühr geschätzt, Th. schon aus dem Umstande unangenehm, weil er ihr Nachfolger in der Redaktion des Morgenblattes war, hatte, Stuttgart 1826, „Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte", 3 Bde., veröffentlicht. Vorangegangen war „Der Mann im Mond oder Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme", Stuttgart 1826, 2 Bde., ein Roman, über dessen Entstehung Th.s Mitteilungen sehr beachtenswert sind; und „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan", denen 1827 ein zweiter Teil folgte.

[130]) Zu S. 321. Menzel, Wolfgang, Kritiker, Historiker, auch Theologe, dessen „Geschichte der deutschen Litteratur" gerade damals erschien und wegen ihrer wütenden Angriffe auf Goethe ein gewisses Aufsehen machte. Seine Hauptbedeutung gehört einer späteren Zeit an, vgl. z. B. meine Darstellung „Das junge Deutschland und die preußische Zensur", Berlin 1900, S. 131 ff.

[131]) Zu S. 321. Ueber Heinr. Heine bedarf es keines biographischen oder bibliographischen Hinweises. Daß seine Schriften Theresens streng sittlicher Natur widerstrebten, ist natürlich. Trotzdem fand sie seine „Reisebilder" beachtenswert (vgl. S. 324).

[132]) Zu S. 326. Die von Therese beurteilten klassischen historischen Werke sind folgende: Edw. Gibbon (1737—1794), History of the decline and fall of the Roman Empire, 6 Bde., 1774—1788, eine deutsche Uebersetzung von Wenk, Schreiter, Bock, 19 Bde., Leipzig 1805—1807. Joh. v. Müller (1752—1809). Therese las offenbar die sämtlichen Werke, Tübingen 1810 ff., in deren 4. Bd. die Autobiographie, Bd. 5—7 die Briefe stehen, Bd. 8 enthält die kleinen, im Briefe vom 21. Mai 1811 erwähnten Schriften: „Antrittsrede" 1781, „Reisen" 1782, „Briefe" 1787, „Friedrich und Cid" 1805. Das im Briefe vom 30. März 1809 charakterisierte Werk sind die zuerst 1810 gedruckten „Vierundzwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit". Die daselbst erwähnten „Geschichten der Schweizer" erschienen übrigens nicht 1777, sondern 1780.

[133]) Zu S. 330. Thibaudeau, Antoine Claire von 1765—1854. Von seinem großen Werk Histoire générale de Napoléon Bonaparte erschien Original und deutsche Uebersetzung im Cottaschen Verlage; von jenem Bd. 1, 2, 4, 5, 1827—1828, von dieser Bd. 1, 2, 4—6, 1827—1830.

[134]) Zu S. 330. Ségur, Phil. Paul (1780—1873), Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812, 2 Bde., Paris 1824.

[135]) Zu S. 331. O'Meara, Barry Edw., Irländer (1786—1836) mußte schon früh, 1818, St. Helena verlassen. Sein Werk führt den Titel:

Napoleon in exile, or a voice from St. Helena, London 1822, 2 Bde. (deutsch Stuttgart 1822).

[136]) Zu S. 332. Las Cases, Eman. Aug. Dieudonné (1766—1842), Begleiter Napoleons auf St. Helena, freilich bloß bis zum 27. November 1816, gab 1823—1824 das achtbändige Mémorial de St. Hélène heraus, das Stuttgart 1822—1826 übersetzt wurde (9 Bde.).

[137]) Zu S. 341. Ueber die Erzählungen vgl. die sehr guten Bemerkungen in den „Grenzboten" 1859, II. Einige Notizen bei Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur, Stuttgart 1836, I, 228 f. Franz Horn, Latona, 1811, S. 104—131, derselbe, Umrisse z. Gesch. u. Krit. d. schönen Litt., Berlin 1819, S. 238—240. Die meisten Ausführungen des Textes sind eigener Lektüre entnommen. Als selbständige Werke erschienen bei Brockhaus 1821: Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling; 1823: Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale, 2 Teile; 1824: Jugendmut, eine Erzählung, 2 Teile; 1829: Die Ehelosen, 2 Bde. — Die 1824 gleichfalls bei Brockhaus unter ihrem Namen erschienenen Denkwürdigkeiten des Kapitän Landolt sind nicht von ihr aus dem Französischen übersetzt, sondern von ihrer Tochter Luise. Ferner gibt es drei Sammlungen ihrer Novellen, von denen drei den Namen L. F. Hubers tragen, aber ihr Eigentum sind. Die erste in 3 Bänden „Erzählungen", Braunschweig 1801/2, enthält folgende Novellen: 1. Unglück versöhnt. 2. Ergebung ist besser denn Opfer. 3. Abenteuer auf einer Reise nach Neuholland. 4. Nonchalante und Papillon. 5. Der gefährliche Nebenbuhler. 6. Der Steckbrief. 7. Der Mann aus Kairo. 8. Geschichte einer Reise auf die Freite. 9. Geschichte einer Verirrung. 10. Sophie. 11. Kontraste aus der französischen Revolutionszeit. 12. Rosette. — Die zweite erschien in 4 Bänden, die beiden ersten unter dem Titel: L. F. H. sämtliche Werke seit dem Jahre 1802, Tübingen 1806 u. 10; der dritte und vierte 1819: „Hubers gesammelte Erzählungen, fortgesetzt von Therese Huber geb. Heyne". Der erste und zweite Band enthält hauptsächlich H.s Biographie, Briefe, Rezensionen, von Theresens Erzählungen nur: 13. Die Neujahrsnacht. 14. Das einsame Todbett. 15. Weltsinn und Frömmigkeit. Band 3 enthält: 16. Deutsches Gemüt und französischer Geist. 17. Mehr Glück als Verstand. 18. Das Urteil der Welt, eine herrnhutische Erzählung. Band 4: 19. Zum Laufen hilft nicht schnell sein. 20. Pauline Dupuis. 21. Vergeltung. 22. Reichsstädtische Tugend. Die dritte Sammlung wurde nach Theresens Tod herausgegeben: „Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H.", 6 Bände, Leipzig, Brockhaus, 1830—1833. Band 1: 23. Fragmente eines Briefwechsels. 24. Die Jugendfreunde. 25. Klosterberuf. 26. Verstand kommt nicht vor Jahren. Band 2: 27. Eine Ehestandsgeschichte. 28. Noch war es Zeit oder Die goldene Hochzeit. 29. Geschichte eines armen Juden. 30. Der Ehewagen. 31. Die ungleiche Heirat. 32. Der Kriegsgefangene. Band 3: 33. Die Familie Seldorf. Band 4: 34. Kindestreue. 35. Die Verkannte. 36. Auch eine Hundegeschichte.

37. Drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes. 38. Sympathie und Geisterverkehr. 39. Alte Zeit und neue Zeit. 40. Theokrytes, eine Priestergeschichte. 41. Briefe aus Polen. 42. Die lustigen Leute von Knörringen. Band 5: 43. Familienzwist. 44. Die Geschwister. 45. Die Frau von vierzig Jahren. 46. Heidenbekehrung. 47. Der Wille bestimmt die Bedeutung der That. 48. Alte Liebe rostet nicht. Band 6: 49. Die früh Verlobten. 50. Die Geächteten. 51. Der Traum des Lebens. 52. Die Büßenden im Herathale. 53. Der verlorene Sohn. 54. Ehestandsleben vom Landmann. Mit diesen 54 Erzählungen und den vier großen Romanen ist ihre dichterische Thätigkeit noch lange nicht abgeschlossen; viele Skizzen und Novellen sind im „Morgenblatt" in der Flora, Isis, Selene, Minerva, Urania, Cornelia abgedruckt.

[138]) Zu S. 369. Platens Tagebücher, Stuttgart, Bd. 2, S. 768.

Nachträge.

Zu S. 58 und 313. Die folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe Cottas an Goethe (30. Oktober 1816, Schluß eines kurzen Briefs, eine Sendung für das Morgenblatt begleitend) wurde mir, für den Text leider zu spät, durch die Freundlichkeit der Cottaschen Archivverwaltung mitgeteilt. Sie lautet: „Auch hat Mme. Huber sich recht wohl und zart gehalten. Grüßen Sie diese werte Frau zum schönsten. Ich vergesse nie, daß sie sich jederzeit mit Neigung und Wohlwollen gegen mich erwiesen hat."

Zu S. 359. Ueber Therese, namentlich ihren Aufenthalt in Augsburg, handelt, ganz unselbständig, Lorenz Werner, Eine vergessene Größe. (Ztschr. des hist. Vereins von Schwaben und Neuburg, Jahrg. 25, 1898, S. 167 ff.)

Register.